

Aus meinem Leben

Friedrich Uhl



J. Löwy, Wien phot.

Friedrich Uhl

Nach dem Gemälde von Canon

Aus meinem Leben

Mit einem



Aus meinem Leben

Von

Friedrich Uhl

Mit einem Bildnis des Verfassers nach dem Gemälde von Canon

Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Im Sinne des verewigten Verfassers

Gustav Freiherrn von Springer

zugeeignet

Inhalt

Die nachstehenden, aus der literarischen Hinterlassenschaft des bekannten langjährigen Chefredakteurs der „Wiener Zeitung“ stammenden und zum Teil früher in Tagesblättern gedruckten Schilderungen hat der Verfasser selbst noch bei Lebzeiten zur Sammlung und Herausgabe bestimmt. Sie werden seinen zahlreichen Freunden eine willkommene Gabe der Erinnerung bieten und, bei der Bedeutung des Mannes, darüber hinaus in weiten Kreisen Interesse erwecken.

Stuttgart, Oktober 1908

Die Verlagsbuchhandlung

I

Wien und die Wiener

Saxa loquuntur. Die Steine sprechen. Sie erzählen die Geschichte Wiens. Sie sind das aufgeschlagene Historienbuch, wenn man lesen kann und versteht, Nutzen zu ziehen aus dem, was war, im Vergleich mit dem, was ist, und zu schließen auf das, was sein wird. Die Steine in Wien sprechen; nicht nur jene, die Zeugen alter Zeiten gewesen sind, sondern auch die Werkstücke, welche im neuen Wien gelegt wurden.

Was erzählen die alten Steine, die baulichen Reste des alten Wien? Man kann dabei nicht allzuweit nach rückwärts kommen. Über die römische Geschichte hinaus bieten sich kaum Denkmale dem Forscher und dem Geschichtschreiber. Es ist oft gesagt worden, daß Wien eine natürliche Hauptstadt ist und daß der Bodenraum, den es heute bedeckt, gleichsam die natürliche Lage für das Zusammenleben der Gesellschaft darbietet, welche die Bevölkerung der Hauptstadt des Reiches bildet. In dem Walten hin und wider, hinauf und herunter, von Ost nach West und umgekehrt, war hier die Stätte gegeben, wo haltgemacht werden mußte, ausgeruht von langen Beschwerden, ermüdet vom Kampfe, weitergezogen und teilweise festgeblieben. So hat die natürliche Bildung dem menschlichen Ringen und Streben eine Art Zwangspaß angewiesen: Hier ist es gut sein, hier wollen wir Hütten bauen! Davon scheint zwar in jener Urgeschichte kaum schon die Rede gewesen zu sein; aber die Lage sprach für das Lager, und dieses wurde errichtet. Man konnte leichter hinaus und hinein auf den Strömen. Die Schiffahrt hat die Anfänge der Weltgeschichte

gemacht und setzt diese heute noch fort, allerdings mit anderen Mitteln als in alten Zeiten.

Von der Prähistorie haben sich nur die Reste der Tierwelt erhalten. Dann folgte eine lange, lange Zeit. Die Nachkommen der trockenen Lehmziegel waren die Backsteine, welche von Carnuntum erzählen. Die kleinen Tonscheibchen mit der Legionszahl sind Gedächtnismünzen aus jener Zeit. Fast überall in Österreich in der Nähe von Strömen und Flüssen sind sie heute zu finden bis weit in die Alpen hinein. Es war keine eigentliche Stadt, welche die Römer im Donaubecken gegründet hatten, sondern ein Lager, das sich aber trotz seiner zeitlichen Bestimmung allmählich zu einer wohlangelegten Stätte entwickelt hat. Wo die Römer saßen, findet man Wohlfahrtseinrichtungen; in dem vom Vulkan verschütteten Pompeji wie in dem später vom Lehmboden erstickten Carnuntum. Wien zeigt zwar nicht so stolze römische Hinterlassenschaft wie etwa Pola; aber hier hat Rom geweilt und hier haben unsere Vorfahren mit den Römern gerungen! — kann man doch ausrufen. Dann folgt wieder eine lange Zeit, von welcher die Steine nicht sprechen, bis die frohen Tage der Babenberger in das Land kamen, feste Burgen auf den Wiener Bergen erglänzten, und am Fuße derselben von den Römern nachgelassene Weinberge grünten. Auf dem Kahlengebirge, von wo man fast das ganze Wiener Becken überblickt, wo sich an den Alpen im Süden das Auge ergötzt, der Weg nach Osten sich donauabwärts bis zum Durchbruch bei Theben öffnet, erscholl damals Gesang und frohes Saitenspiel, Turniere folgten auf Turniere und Sängerkämpfe boten Ruhmeslorbeer und Seidenschärpen; aber auch ernste Kämpfe schlugen Funken aus den mächtigen Schwertern. Das Städtebild hatte sich klein und zierlich in der Art jener alten Zeit gebildet. Es war eine schöne Zeit voll sanges- und kampfesmutiger Ritterlichkeit. Stifte und Abteien wurden gegründet, die Mönche erhielten vom Schönsten und Reichsten und gründeten die geistlichen Burgen auf den herrlichsten Punkten. Der Geist der alten Griechen und Römer war bis an die Donau gedrungen, in die Schlösser und Abteien eingezogen. Man baute damals langsam, und fast alle kirchlichen Monumente, welche Wien und dessen Umgebung aufzuweisen haben, enthalten in ihren Anfängen die Zeichen romanischen Stils, während das Werk selbst erst zur Zeit, wo sich die gotische

Art bereits zu entwickeln begann, fortgesetzt und in derselben beendigt wurde. Man kann dies auch an dem Wiener Stephansdom wahrnehmen.

Die Renaissance ist an Wien vorübergegangen, ohne hervorragende Werke ihrer Zeit zurückgelassen zu haben. Mögen Kriege oder andere politische Ursachen daran schuld getragen haben, weder die deutsche noch die italienische Renaissance haben Wien ihren Stempel aufgedrückt; hingegen blühte das spätgeborene Kind der italienischen Baukunst, das Barock, in üppigster Weise in Wien auf. Es ist dies hauptsächlich der Kunstbildung, dem Geschmacke, der Erziehung und dem Reichtum einzelner hervorragender Männer zu danken, welche, wie Prinz Eugen, der selbst in Italien geboren und erzogen wurde, diesen Baustil in Wien bevorzugten und Werke durch hervorragende italienische Künstler herstellen ließen, denen sich später der Eingeborene Fischer von Erlach beigesellte, der die höchste Blüte dieser Kunstperiode schuf. Kaiser Karl VI., der letzte österreichische Fürst, der vom spanischen Boden an die Donau kam, war der sichtbare Repräsentant dieser Zeit. Man hat ihn nicht mit Unrecht den letzten Spanier in Österreich genannt, wie Maria Theresia die erste Österreicherin. Zwischen diesen beiden Herrschergestalten herrscht eine Art von Wegscheide, die einerseits zum spanischen, anderseits zum österreichischen Wesen führt. Einen besseren Helden und einen geistvolleren Bauherrn hätte Karl VI. nicht finden können als den Prinzen Eugen. Er führte die italienischen Baumeister nach Wien, mit denen später Fischer von Erlach rivalisierte, er hat auf einer Höhe, die Wien beherrscht, das Schloß Belvedere erbaut, das ihm freien Blick in das Weite und schöne Zier der Gelasse gewährte. Alle Paläste in der Stadt, oft in abseits gelegenen Gassen, sind im Geschmacke des Barock gebaut, teilweise überladen, aber dennoch schwungvoll und prunkvoll, so daß man, sie erblickend, sagen muß: Das ist ein Herrensitz. Solcher Paläste gibt es in Wien eine große Anzahl, oft versteckt, so daß sie beim ersten Anblick überraschend wirken, oft auch dominierend, gleichsam stolz und bewußt auf ihre Sendung und Bedeutung.

In diesen Straßenzügen kann man heute noch lesen, was Wien einstens gewesen. Initialen gleich leuchten einzelne prächtig hervor, aber viele Epochen sind weggewischt. Oft ruhte die Bauarbeit, weil der Kelle durch das Schwert Ruhe geboten

worden war. Wien war überhaupt keine Stadt starken Aufschwunges und dahinrollender Ausbreitung. Dem römischen Carnuntum folgte die umgürtete Stadt Wien. Mauern ringsum waren ihr Hauptbauwerk. Ein Stern aus Wiener Ziegeln und dem Kalk des Wiener Waldes umringte die alte Stadt, und wo der Gasse Freiheit nach außen gegeben wurde, da schoß ein schöner gotischer Turmbau empor, der den Aus- und Eintritt den Friedlichen gestattete und den Feinden Einlaß wehrte. Eingemauert aber war Wien durch die steinerne Schnürbrust zum Atemausgehen. Wie ein Teig, den man zwischen beide Hände nimmt und preßt, schoß die Materie in die Höhe und die anwachsende Menge der Bewohner mußte sich mit dem Übereinander begnügen, als das Nebeneinander nicht möglich war. Das neueste Wien sah noch die sieben bis acht Stockwerke engbrüstiger Häuser, die annähernd jenen gleichen, welche die Städte Nordamerikas heute gegen den Himmel emporstoßen.

Schön muß übrigens dieses gotische Wien gewesen sein, mit seinen Türmchen und Erkern, den ausspringenden Fenstern für die neugierigen Hausfrauen und wahrscheinlich auch Herren, den oft vielfarbigen glasierten Ziegeldecken der Dächer und Vorsprünge, den schmiedeisernen Schilderhaltern der Handwerker und Händler. Beklemmend, aber pittoresk war die Stadt. Nur wenige konnten es sich gestatten, während des Sommers aufzuatmen und das Land draußen vor der Stadt zu betreten. Es waren dies die Mitglieder des Hofes, welche den Wolf oder den Eber dort jagten, wo heute das „Lied der Arbeit" gesungen wird, oder dort duftige Trauben preßten, wo jetzt Wiener Alpenwasser allen Bewohnern sich in geschlossenen Becken sammelt oder in Kunstbrunnen fließt.

So schwach die Wiener Mauern auch waren, sie haben doch die Türken lange von der Stadt abgewehrt, stand doch hinter ihnen Mann an Mann, die lebende Feste der Schmiede und Metzger, der Zünfte jeder Art, die wohl fallen aber nicht schwanken konnten.

Das Jahr 1848 hat Wien von dem tyrannischen inneren Zwinger befreit. Man begriff, daß die Mauern nicht schützen, sondern hemmen, und einige Jahre darauf legte sich um die sogenannte innere Stadt Ring um Ring, und das wuchs und wuchs über die Glacis, wo einst die Türken lagerten, bis zu den Höhen

des Kahlengebirges, von wo die befreienden Polen herabgestürmt waren. Man staunt oft über die Raschheit, mit welcher in Amerika neue Städte wie durch Zauber entstehen, auch Wien erwuchs gleichsam durch Berührung mit einem Zauberstab und das Werk gestaltete sich vielleicht schwieriger als ein Städtebau auf grünem Rasen, da es nicht nur galt, Neues zu errichten, sondern auch Altes zu schonen, auszuweichen. Statt des Halsbandes von einst erhielt Wien einen geschmückten und schmückenden Ring, der es vom Wasser bis zum Wasser umschlingt und die vielbewunderte breite Straße bildet, bei deren Anblick die Fremden von einem Gefühle leichten Neides befallen werden.

Die Lage der Notwendigkeit und der erwachte Kunstsinn begriffen, daß hier die Palaststraße erstehen müsse, und sie erstand rasch nach den ersten etwas ängstlichen Versuchen. Es wurde vieles, es war aber noch mehr zu tun. Das Bedürfnis schrie laut und man hörte. Was war zuerst zu tun? Das weiße Haus Österreichs galt es zu bauen, da das „Schmerlingtheater" denn doch für das an Hilfsquellen so reiche Österreich, wie man sagte und sagt, nicht leicht mehr aufrecht gelassen werden konnte. Es war ein Notbau und jetzt, wo der halbgriechische Palast Hansens blinkt, hat auch ihn die Not manchmal erfaßt. Saxa loquuntur, auch die Geschichte des Parlaments in Österreich.

Die alten Barockpaläste für die alte Weisheit, die der jungen Welt mitgeteilt werden soll, und das Haus, wo Wien über sich zu Rate sitzt, waren zu beschränkt, und endlich mußte das Theater des Hofes für das gesprochene Wort aus der Enge und Feuersgefahr, in der es schwebte, und die Hofburg, in deren Zwickelraum es eingekeilt war, von diesem stets drohenden Feuerwinkelwerk befreit werden.

Sollen wir all die Gebäude aufzählen, die das neue Wien schmücken? Es ist das über hundertmal geschehen in Büchern und Zeitschriften. Die neue Weltstadt ist da, sie reckt sich und streckt sich nun nach Nord und Süd, Ost und West. Der Donau wurde ein steinernes Bett gemauert, zahlreiche Eisenbrücken warfen ihre Ketten über den Strom, ein Winterhafen nimmt die Schiffe gegen Eis und Sturm in Schutz. Der Tod wurde aus Wien durch das Wasser gescheucht, das man aus den nahen Alpen, die von allen Großstädten der Welt beneidete Herrlichkeit, über Berg und Tal an die Donau leitete. Man baut Kanäle, die den

Welthandel bedeuten, von der Elbe und der Weichsel zur Donau, die den Schatz von Norden aufnehmen werden, um ihn nach Süden und Osten weiterzugeben. In Wien selbst ist rasch für reichlichere und bessere Beleuchtung gesorgt worden. Statt der Tierquälerei der Tramway bringen elektrische Wagen die Bevölkerung schnell und billig von der Werkstätte in ihre Wohnung. Daß Zeit Geld, ist nie besser zum Verständnis gelangt. Neue Theater wurden gegründet; ob auch bessere, das ist allerdings manchmal die Frage. Und können wir das allerdings letzte, den — Friedhof vergessen? Der Tod vereinigt die oft Uneinigen, sollte es das Leben nicht öfter tun? Kurz, das neue Wien ist fast fertig, könnte man sagen, wenn eine in naturnotwendiger Entwicklung begriffene Stadt unter normalen Verhältnissen — und in Wien geschah es bisher auch unter anormalen — je im Ausbau innehalten könnte.

Die Ursachen, welche zu dieser Stadtbildung geführt, wirken fort. Wien muß dem Zuge nach Nord und West und Süd folgen, wie es Handel und Wandel erheischen. Wien steht herrlich da, möchte es nur auch die richtigen Wiener finden!

Wir haben Wien, wie es geworden und wie es ist, skizziert, nun wollen wir von den W i e n e r n sprechen. Wie die Stadt, so ist auch deren Bevölkerung die Bildung von Ursprünglichkeit mit Zuzug und Kreuzung. Wie die Wellen zu- und abfließen, so fand ein Wogen donauab und -auf und die March entlang statt. Nibelungen und Hunnen stießen an der Donau aneinander, König Ottokar von der Moldau kämpfte mit Rudolf von Habsburg auf dem Marchfelde, die Bayern befehdeten die Blutsverwandten am Inn, folgten Napoleon, stritten für ihn oder sich in Tirol, die Ungarn kämpften gegen Österreich. Türken herrschten an der Grenze und wollten die Donaustadt in Besitz nehmen, sie alle ließen Spuren in der noch kleinen Feste deutscher Art zurück. Und was der Krieg nicht tat, vollbrachte die Pest. Wien starb zweimal halb aus und auf den Donauplätten kamen, der alte Zuzug, der stärkste, aus den oberen Donaugauen, die Bajuvaren, und ihnen gesellten sich Schwaben und Badenser.

Hierzu trat die Einwanderung, nicht von Massen, sondern von manchmal starken Gruppen, aus Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn. Das pfropfte sich auf, wurde inokuliert. Großen Einfluß auf Art und Gebaren gab die Politik. Österreich im Besitze Spaniens, eines Teiles von Italien, der Niederlande,

das deutsche Kaiserreich mit seinem Herrn, die Hauptstadt, welche der gebietende Mittelpunkt einer Weltmacht geworden war, zogen durch Pflicht und Vorteil bedeutende, eine glänzende Laufbahn wünschende Männer und so manche phantasievolle schöne Frau an die Donau. Das Wienertum konnte nicht ganz überwuchert werden, aber der Einfluß des Fremden war oft überwiegend, er beherrschte manchmal Art und Sitte. Man kann sagen, auch die Sprache wurde gekreuzt.

Die Einwanderung fremder Herren hat bis heute starke Spuren hinterlassen in der Armee, in der Beamtenschaft, im Gutsbesitze. Die siegenden Kaiser belehnten deutsche und italienische Feldherren, zogen sie in ihren Rat, nützten ihre Kräfte. Der österreichischen, stets den Zuzug erwünschenden Regierung kamen die fremden „Avantageurs" — voran! rief oft Prinz Eugen von Savoyen jenen zu, die ihren Degen oder ihren Rat zur Verfügung stellten — gelegen. Zu den tapfersten Generalen zählten Wallonen, Hannoveraner, Engländer, Irländer, Spanier u. s. w., und ihre Nachkommen sind noch heute im Besitze von Gut und Stellung. Die Industrie wurde durch Männer vom Rhein und aus Belgien in Aufschwung gebracht, teilweise gegründet, wie in Reichenberg und Brünn. Frankfurt sandte die späteren Finanzbarone, die Bankiers, Böhmen füllte die Armee der Beamten aller Art und lieferte eine Arbeiterbevölkerung, die heute einen ganzen Stadtteil Wiens füllt und fast eine Stadt in der Stadt bildet, der es wohl ergeht und die ganz wohl gelitten ist.

Als die neue Stadt Wien fast ausgebaut war, hatte auch die Gesellschaft eine Umwandlung erfahren, die feste Burg des Adels und der reichen Kaufmannshäuser war teilweise von den alten Herren verlassen und von neu Eintretenden bezogen worden. Das hatte die Politik und der erhöhte Verkehr bewirkt. Das Reich war in zwei Staaten geteilt, und seine Ziele suchend, zog der Föderalismus einen großen Teil auch des österreichischen Adels nach den Hauptstädten der Provinzen, in denen dieser auch Paläste besaß, um dort der nationalen Bewegung, dem Volke, wie man sagte, nahe zu sein. Ein Teil der alten Paläste in Wien wurde geschlossen, verkauft oder vermietet. Rund um die Burg, wo einst das vornehme Stadtleben geherrscht, war es ruhig geworden. Stille Gassen wurden aus den früheren lauten

Straßen, wo sich des Tages die Tore geöffnet und glänzende Equipagen zu Hof oder in den Prater durchgelassen hatten. Der Adel Deutsch-Österreichs machte es jenem Englands und Frankreichs nach und blieb den größten Teil des Jahres auf seinen Gütern. Aus den ersten Wiener Hausherren wurden Schloßherren.

Man kann dem Adel Österreichs aber nicht nachsagen, daß er seit 1848 und auch schon früher die Hände in den Schoß legte. Mit gesundem Blicke erkannte er den Wandel und es waren nicht bloß die wenig begüterten Mitglieder, sondern große Herren vorderſten Ranges, die sich den neu entstehenden Instituten „zur Beförderung von Handel und Industrie" zuwandten. Sie suchten die Präsidien der großen Anstalten und die Verwaltungsratstellen. Das änderte sich nach und nach, der Becher der finanziellen Gärungsjahre hatte zu stark übergeschäumt und man sah sich später die Anstalt genau an, der man seinen Namen und auch oft sein Vermögen gab. Jetzt haben sich die Verhältnisse einigermaßen geändert, Adelige sind Industrielle, Bankiers und Bierbrauer sind adelig geworden. Das Patriziat der Wiener Kaufherren vom Graben und Kohlmarkt, von denen jeder eine goldene Kette um den Hals zu tragen schien, ist größtenteils geschwunden und hat den Verkäufern von Exzentrikwaren fremder „Modenhäuser" Platz gemacht. Auf den ruhigeren Plätzen und in den geräuschlosen Gassen erheben sich die neuen Paläste der Banken und Versicherungsgesellschaften; letztere führten den Neuyorker Granitbau in Wien ein, und Geschäft ist überall, wenn auch manchmal die Geschäfte fehlen. Kurz, die eingeengte, wallumgürtete kleine innere Stadt Wien, heute noch die Kernscheibe der riesigen Sonnenblume, ist aus einer Adels- und Eleganzfeste eine Handels- und Industriestadt geworden. Das machte sich allmählich und wuchs wie natürlich, breitete sich aus, drängte hinauf in die oberen Stockwerke und hinaus in die Vorstädte. Wien wuchs und hat bereits vielfach den Wiener Wald oder dessen Weinvorgärten erreicht. Dieses Wachsen ist durch den besten Willen und durch Versuche, die noch so klug und so schön das Papier schmücken, nicht zu hemmen. Wien muß die Rolle, die ihm die Natur angewiesen, spielen, es muß stromnahe werden und landfrei bleiben. Das Bedürfnis will es, das Bedürfnis schafft seine Formen. Wien ist nicht nur die Hauptstadt Österreichs,

es ist auch eines der Zentren des Weltverkehrs. Es muß willig oder unwillig Anstalten schaffen und sie dem Zentralismus der Interessen zur Verfügung stellen. Da läßt sich nichts hemmen, nichts aufhalten, und wer wirklich Wien liebt, darf nicht in neuer Zeit alten Formen Zwangskurs geben wollen.

Und die Wiener? Sie sind geblieben, was sie waren: Eklektiker. Zwar nicht mehr wie ehedem das Fremde bevorzugend, nehmen sie es noch immer gastfreundlich auf. Bewußt oder unbewußt, stets treffen sie das Rechte. Die großen Städte wachsen durch Zuzug, nicht durch Ingeburt mächtiger an. Eine Weltstadt erzeugt nicht so viel Menschen, als sie bedarf. Das neue Wien sieht allzu eklektisch aus, wirft man ihm manchmal vor, das ist wahr, aber es ist heiter und mannigfaltig, und das ist Wien, das immer nach allen vier Weltrichtungen offen war, stets gewesen. Von kreuz und quer sind auch die Architekten, die Neu-Wien erbaut, gekommen, auch aus Wien selbst, selbstverständlich. Der gotische Friedrich Schmidt gelangte vom Kölner Dom, der Doppelkünstler Hansen, Grieche und Däne, von Kopenhagen, Semper, der sich nach dem Zwinger Dresdens und dem Pittipalast eine würdevolle, anmutige Palastform gebildet, kam von Dresden, Ferstel und Hasenauer waren Wiener Kinder, die ihre Künstleraugen in Paris und Italien weit aufgetan. So erhielt Wien vielleicht wenig kongruente Gruppen, aber es wurde im großen und ganzen eine glänzende Stadt.

Dabei hat sich Wien seine Aufnahme- und Verdauungsfähigkeit erhalten. Es ist noch voll und ganz im stande, Wiener zu gestalten. Hundertmal wahr ist es, daß auch hier das Bedürfnis fast entscheidend arbeitet. Die große Naturmühle mahlt kräftig und prächtig. An der Donau wird der Mohr zum Wiener, sagte einst ein Mann, der sich mit der Chemie des Geistes beschäftigte. Es lebt sich leicht in Wien, das findet jeder gar bald, schmiegt sich an, nimmt an, radebrecht, singt und trinkt, und was der Vater noch nicht vollkommen zu stande gebracht, der Sohn ist von Urwienern, wenn es deren noch gibt, nicht zu unterscheiden. Der alte Wiener geht nicht unter. Man kennt ihn aus Tausenden heraus, er leuchtet aus der Menge, leicht beweglich und bewegt. Er ist Flugsand manchmal, oft aber auch harter Backstein, ein Arbeiter, ausdauernd und geschickt mit der kunstfertigen Rechten, die den „Wiener Artikel" in die Welt sandte. Auffahrend, aber

leicht zu beschwichtigen, reicht er bald wieder die Hand; so war der Wiener, so ist er. Immer lustig, nein nicht immer, er ist manchmal recht traurig, aber bald wieder seelenvergnügt, zu Scherz, Gesang und Tanz aufgelegt. Die Stadt Grillparzers und Raimunds ist auch jene Strauß' des Vaters und des Sohnes. Der Wiener ist zu allem zu bringen, zur Revolution und zu geduldigem, jahrzehntelangem Ertragen. Er ist gewalttätig und lammfromm, rasch nacheinander, er läßt alles über sich ergehen und harrt abgespannt, apathisch wie ein Saiteninstrument, des Tages, bis der Mann kommt, der ihn aufzuziehen und aufzuspielen versteht. Ist der Wiener allein so, sind es nicht alle Menschen? Mehr oder weniger, aber der Wiener ist vom Lehmboden her, wie nun eben Lehm ist. Für ihn hat Hammurabi seine Gesetztafeln nicht geschaffen. Und die Wienerin? Sie ist das zentralisierende Element.

Ich soll die Wienerin schildern? Ich habe es schon vor Jahr und Tag getan; hier gebe ich das Bild, hie und da etwas retuschiert. Es wurde in der letzten Zeit viel von der Wienerin gesprochen. Man hat sie auch auf die Bühne gebracht. Waren es aber Wienerinnen? Das ist nicht so leicht zu beantworten, ist doch das Weib überhaupt ein ewiges Rätsel, und die Wienerin ist ein Weib und noch etwas dazu, etwas Unbestimmtes und doch Hör- und Sichtbares. Sie ist eine Mischung mehrerer Elemente, aus denen aber das große chemische Laboratorium des Lebens etwas Ganzes, Volles, Schönes, Einheitliches hervorgebracht hat: die Wienerin.

Sollen wir die Wienerin zerlegen oder zusammenfassen? Wohl letzteres, da sie aus scheinbar verschiedenen Elementen besteht, die, von Schönheit und Frohsinn umflossen, zur Einheit geführt werden. Woran erkennt man die Wienerin? An ihrem „Wachstum"! Das ist mehr als schöner Wuchs. Es bedeutet vollen Wuchs. Die Wienerin hat alles, was Menschen-Begehr. Die Venus von Milo allerdings darf man nicht verlangen; die ist ideal, von Marmor und besitzt keinen Arm. Und von beiden Armen umfangen, an den vollen Busen gedrückt und, wie der Wiener sagt, herzhaft „abgeschmatzt" zu werden, das ist die Sehnsucht, die den Fremden erfaßt und den Wiener auch, wenn er eine Wienerin sich auf der Ringstraße wiegen sieht.

Die Pariserin trippelt und tänzelt, die Wienerin geht, wiegt

sich und tanzt, obwohl sie auch bei schlechtem Wetter das Kleidchen zu heben versteht, zum trockenen Stein springt und dabei nach rechts und links und rückwärts flüchtige Blicke wirft. Die Wienerin geht Musik, ist sie doch bei Johann Strauß aufgewachsen; der Gang der Pariserin ist Causerie, höchstens Quadrilleschritt. Die Pariserin dekolletiert tief den Nacken, die Wienerin die Brust. Wer da bei der heutigen Mode der Blusen, und wohl infolge des jahrelangen, von Erfolg gekrönten Zuspruches der Ärzte, Wunder sehen will, der wandle über die Ringstraße oder noch besser in den Hauptgassen der Vorstädte, wenn er nicht gar den vollbesetzten Tramwaywagen besteigen will. Seit langen Jahren hat man die Wienerin nicht so leicht erkannt, wie in den letzten Jahren.

Zwei Frauentypen, nach Großstädten benannt, haben sich im Laufe der Jahre festgestellt: die Pariserin und die Wienerin; ansonst spricht man von Deutschen, Engländerinnen, Spanierinnen, Ungarinnen, Italienerinnen u. s. w. Beide Städte, Paris und Wien, haben viel fremdes Blut aufgenommen, verschiedenster Art. Gute Kreuzung erzeugt Halbblut von besonderer Qualität. In Paris herrscht die Grazie der Hageren, in Wien die behäbige Anmut der Vollen vor.

Wie hält es die Wienerin mit der Bildung? Die echte und nicht die Hofratstochter, obwohl auch diese gar oft sich nach . . . guter Küche, „Spitzfleisch" und ausgezogenem „Apfelstrudel" zurück- oder gar vorsehnt, und auch nicht die Literaturgönnerin, welche uns manchmal aus dem „Ausland" zugeführt wird und den Wiener Salon begründen will? Nun, den Lernfleiß hat die Wienerin nicht geerbt und nicht erfunden. Sie ist voll Empfänglichkeit für hoch und nieder, seht sie nur im Burgtheater weinen oder im . . . ja, wo denn heute? — nun in Thalias Namen! — im Volkstheater, wenn Thaller spielt, lachen, und ihr werdet sagen: Diese Frauen sind empfänglich. Allerdings ein Theaterstück von Shakespeare lesen, das kommt bei der Wienerin nicht allzu häufig vor. Und die Vorlesungen in der Ethischen Gesellschaft besucht sie auch nicht.

Die Wienerin spricht Wienerisch. Sie kann wohl „nach der Schrift" reden, die Obstfrau kann es auch, wenn sie betet oder eine pretiöse, stark feilschende Käuferin spottend abfertigen will, aber der Dialekt schlägt vor, wenn auch nicht aus vollem Munde,

so doch von gekräuselten Lippen. Die Wienerin hat ein vorzügliches Mundwerk. Das bekommt der zu hören, den sie liebt, und der Herr, welcher sie kränkt oder von dem sie sich beleidigt glaubt, denn sie ist sehr empfindlich. Dabei stemmt sie die Hände an die Hüften ... sucht das Urbild! Schauen kann die Wienerin, das ist zum Verführtwerden. Wenn auch der Mund oft nein sagt, das Auge sagt fast immer ja. Wenn sie liebt, nimmt sie sich nicht in acht. Sie liebt wie eine Ungarin und denkt ... wie eine Wienerin. Sie ist bei Weinduft und Alpenluft aufgewachsen, zwischen Reben, die hie und da von Pfirsichbäumen überdacht werden, deren Früchte das Kolorit der Pastellbilder tragen.

Die Schönheit der Wienerin ist schon in früheren Zeiten geschätzt und gewürdigt worden, um mit den hochweisen Akademikern zu reden. Wir besitzen sie in einem wunderbaren Pastellbilde, in dem „Wiener Schokolademädchen" von Jean Etienne Liotard (1702 bis 1789), das der Galerie in Dresden zur Zierde gereicht. Die Tracht ist das bekannte Altwienerisch, und die Schale, welche die Schokolade füllt, das Altwiener Porzellan, welches heute fast mit Gold aufgewogen wird. Ein Häubchen trägt das holde Wiener Kind wie einen Lockvogel auf dem Haupte, und unter dem Häubchen strahlen wonnige Pfirsichwangen, so daß man der Schokolade vergißt und nur das Mädchen anstarrt. Das ist Kunst, das ist aber auch Natur. Das „Wiener Schokolademädchen" hieß Baldauf — Gott, wie wienerisch! Der erste Ankaufspreis betrug zwanzig Zechinen. Der Unterhändler Algarotti schrieb in sein Tagebuch: 3 février 1745 payé au sieur Liotard pour un tableau de pastel réprésentant une „Stoubemenschl". Man hat oft gesagt, die Wienerin habe ein Stubenmädchengesicht. Wie spricht doch Horaz? Ne sit ancillae tibi amor pudori!

Manchmal kann aber die Wienerin zur Heroine werden. Man erblickte sie auf den Barrikaden in Wien im Jahre 1848, vielleicht eine Abirrung, aber man sah Gewehre in ihrer Hand, die sie wirklich abschoß, zum Unterschiede von Herren, die, ein Loch mitten im Kalabreser, einherstiegen und behaupteten: Das war Tells Geschoß! Es ist selten, daß ganz „fremdes Blut" annähernd zur Wienerin wird. Das war ausnahmsweise bei „Madame de Metternich", wie die Franzosen die Fürstin Pauline nannten, die uns die „Froschnandl" fast wie eine Wienerin sang,

der Fall. Fürstin Metternich liebte es, in Aussprache und Gesang zum Volke niederzusteigen, in Wien und ... in Paris, wo man sie fast als Pariserin gelten ließ. Aber des Vaters Ungarblut und des Großvaters rheinische Abkunft widersetzten sich der „Originalfüllung". Nun, diese kleine Verirrung sei ihr vergeben, ist sie doch nie Kunstpfeiferin geworden und hat dagegen oft Künstler, das heißt Musiker protegiert. Von Freundlichkeit für Schriftsteller hat man allerdings nichts gehört. Ja, Shakespeare lesen ... siehe oben!

Schließen wir. Wenn man die echte Wienerin sieht, denkt man von ihr: Mutter sein, Mutter werden. Die Wienerin ist das Weib ... Eva. Man ist eine Wienerin, man wird es nicht ... nascitur, non fit.

II

Wiener Theater

Auch ich habe bei meiner Ankunft in Wien die Taborlinie durchschritten. Durch sie, die Nordpforte Wiens, kamen die Studenten aus den nördlichen österreichischen Provinzen, welche in Wien ihr Glück zu machen hofften. Das kleine Schlesien allein sandte jährlich eine beträchtliche Zahl von jungen Leuten, die nach vollendeten Gymnasialstudien in Wien die Universität bezogen. Sie waren fast alle arm, eine Art von gelehrten „Rastelbindern", wie man die Mausefallenslowaken, welche die Welt durchziehen, in Wien zu nennen pflegte. Ihr Reichtum war ein Brief, bestenfalls besaßen sie mehrere Empfehlungsbriefe. Ein Schlesier zu Hause empfahl die heranwachsende Jugend dem anderen, der in Wien sein Glück gefunden hatte, seßhaft geworden war. Man hatte ihn unterstützt, als er ein armer Student gewesen, und nun wurde vorausgesetzt, daß er sich der Jahre der Entbehrung erinnern und geneigt sein werde, den schlesischen Nachschub zu fördern. Man hoffte Freitisch zu finden und „Lektionen". Lektionen! Das war aller Ziel. Kleinen Unterricht erteilen, damit der Erwachsene studieren könne, hielt man für das höchste Glück. Man gewann Geld, um zu leben, und Gönner, die einen später fördern konnten. Groß ist die Zahl berühmt und vermögend gewordener Männer, die als Studenten mit leichtem Gepäck durch die Taborlinie gekommen waren. J. N. Berger und Karl Giskra, beide Mährer, gehörten in diese Reihe. Mir gab eine Verwandte, die den Studenten Giskra einst unterstützt hatte, einen Brief an ihn mit; ich bewahre ihn uneröffnet noch heute. Ich weiß nicht, was mich anfänglich abhielt, das Schreiben abzugeben; unterließ es aber auch, als ich später mit Karl Giskra

bekannt wurde, und erzählte ihm nur die Tatsache. Da ich als Student, mein Vater lebte noch, keiner Unterstützung bedurfte, erachtete ich es wahrscheinlich als überflüssig, jemand zu belästigen.

Also ich kam nicht zu Fuß nach Wien, und „durch die Taborlinie" ist eigentlich auch nicht ganz richtig. Ein Stück der Nordbahn war schon gebaut, ich glaube die Strecke Prerau—Wien, und diese wurde von meinem Vater und mir benützt. Mein Vater war in seiner Jugend tatsächlich durch die Taborlinie nach Wien gekommen, und als wir den Bahnhof verließen, wurde das Gepäck nach dem Gasthof „zur weißen Rose" in der Taborstraße, Leopoldstadt, der meinem Vater empfohlen worden war, vorausgesandt. „Wir wollen den Weg zu Fuße zurücklegen!" sagte mein Vater, und ich freute mich, in dem Glauben, sofort mitten in die Herrlichkeit Wiens geführt zu werden. Aber es ging an der Umkreislinie fort, zwischen niederen Häusern, und endlich blieb mein Vater stehen und sprach: „Das ist die Taborlinie, durch sie bin ich ehedem in Wien eingezogen! Ich habe hier das Glück zu finden gehofft, ich täuschte mich; mögest du es finden!" Es gibt keine größeren Egoisten als erwachsene Jungen, in denen eigene Wünsche wach werden. Ich liebte meinen Vater, ich ehrte ihn, aber was war mir die Taborlinie! Er schritt durch das Wach- und Zolltor, ich folgte ihm, wir kehrten wieder zurück, und während mein Vater der Erinnerung lebte, dachte ich nur an den bald heranbrechenden Abend. Ich hatte einen geheimen Wunsch. „Nun laß uns in den Gasthof gehen und uns umkleiden!" — „Und dann, Abends?" — „Wollen wir die Stadt besehen!" — „Bitte, Vater, gehen wir in das Burgtheater!" Mein Vater sah mich an, schüttelte das Haupt, dachte wohl bei sich: „Mein Blut!" und sagte: „Gut denn, besuchen wir das Burgtheater."

Das Burgtheater! Wer in seiner Jugend in der Provinz gelebt hat und bei Zeitungen, wie ich, aufgewachsen ist — mein Vater hielt deren mehrere —, wird wissen, daß, wenn man an Wien dachte, man eigentlich an das Burgtheater dachte. Man kannte alle Stücke dem Inhalte nach aus der Zeitung, noch mehr aber war man mit den Schauspielern vertraut, hatte ihre Bildnisse gesehen, kannte die Rollen, welche sie spielten, und wußte in ihrem Privatleben genau Bescheid. Damals schon waren derlei

Pikanterien ein beliebter Artikel. Das Burgtheater war das gelobte Land, Bäuerles „Theaterzeitung" die Vorschule. Dahin also! Als wir die Galerie betraten, waren alle Plätze besetzt. Eine dunkle Menschenmauer starrte vor uns. Ich war entsetzt. Mein Vater nahm die Sache nicht so tragisch. Er schwang sich auf das Laufbrett, welches die letzte Sitzreihe säumte und bat zwei Herren, mich zeitweise durchblicken zu lassen. Ich sah, ich sah! Man gab ein Lustspiel im modernen Kostüm. Marr spielte die Hauptrolle, einen reichen Kaufmann, vielleicht einen geadelten. Ich blickte nach meinem Vater, er sah mich an. Das war das Burgtheater? Das war ja gar kein Theater! Die Leute gaben sich und sprachen wie alle Welt im gewöhnlichen Leben, und ich war in meiner Vaterstadt bei den Ritterkostümen der Heldenstücke, dem Pathos von „König Enzio" aufgewachsen! Es war heiß im Theater, man mußte einen Blick auf die Bühne mit der Zerrung seines Körpers erkaufen, der Genuß schien mir gering und ich bat deshalb meinen Vater: „Gehen wir!" Ich weiß nicht mehr, ob ich meiner Enttäuschung dem Vater gegenüber Worte verliehen habe, ob er mir darauf den Sachverhalt klargemacht hat; wahrscheinlich hätte ich ihn nicht verstanden, wenn er gesagt hätte: Idealismus und Realismus! — Diesen zwei Polen hat die Darstellungskunst, besonders in Deutschland, seit jeher gesondert zugestrebt.

Es währte ziemlich lange, bis ich wieder das Burgtheater betrat. Ein Student hatte damals weder Zeit noch Geld, um sich derartigen Genuß öfters verschaffen zu können. Je seltener man aber Theatervorstellungen sah, desto mehr lebte man im Geiste die Ereignisse mit, desto eifriger sprach man mit Kollegen über die Schauspieler und besonders über die Schauspielerinnen. Jedes Theater hatte einen eigenen Kreis, der sich fast ausschließlich mit ihm beschäftigte, seinem Banner folgte; so die zwei Hoftheater, so die Vorstadtbühnen. Es mußte ein Ereignis ungewöhnlicher Art sein, wenn man ein „fremdes" Theater besuchte. Von der Josephstadt in die Leopoldstadt, der Weg galt — die teuren Fiaker bildeten damals allein die Beförderungsmittel — als eine Reise und wurde selten angetreten. Die Jugend schwärmte für die Burg und die Oper und umschwärmte sie. Man stellte sich vor den Eingang des Hofschauspielhauses, um die Künstler zu sehen, und harrte oft nach der Vorstellung, um

sie nochmals zu erblicken. Man war genügsam, zufrieden, wenn man die vermummten Damen in die Wagen steigen sah, und die Regisseure, welche wie Könige einherschritten und einen Blick auf die Menge warfen, die Zahl der Verehrer abschätzend, ehe sie sich in das Gefährt warfen. Wie viele aus unseren Reihen blieben oft vor dem Atelier des Burgtheaterfriseurs Furtmüller, unweit des Kärntnertores, stehen, nur um die Porträts der vier Regisseure zu bewundern, deren gut getroffene Bildnisse die Mauer der Haarschneideanstalt zierten. Die Angestaunten waren: Anschütz, Löwe, Laroche und Fichtner. Man erzählte sich von dem einen dies, von dem anderen jenes; man stellte den hoch und sprach mißbilligend von dem anderen, je nachdem der Klatsch Berichte über Abenteuer und Erlebnisse verschiedener Art der idealen, stets die Partei des Edlen, Entsagenden, Einfachen nehmenden Jugend zutrug. Man war besonders empört, als es hieß, daß die Schauspielerin Peche ihren Kontrakt in Goldlettern prangend erhalten habe. Noch entrüsteter besprach man folgenden Vorfall. Als die Birch-Pfeiffer im Burgtheater gastierte, fuhr ein erster Künstler mit ihr im Wagen nach Hause, während seine Frau hinter dem Gefährte einherlief. Ich glaube, das Publikum ließ den Künstler seinen Mißmut fühlen.

So oft uns der Weg in die innere Stadt führte, suchten wir die Orte auf, wo die Burgschauspieler weilten. Wie lange stand man vor einem Hause, um Lucas, den hohen, schönen Mann, der wie ein Feldherr einherschritt, kommen und eintreten zu sehen, oder Löwe. Es wurde immer im Theater applaudiert, wenn er rief: „Ein Junges, aber einen Löwen!" Man sah nach seiner linken Hand, von der es hieß, sie sei fast unbrauchbar, Löwe habe sich einst auf der Bühne durch einen Schuß schwer verletzt. Anschütz und Fichtner erblickte man selten. Beide waren stille Klausner. Hingegen bewegte sich Karl Laroche, im Hahnenschritte satanisch lächelnd, wie wir damals sagten, täglich zu dem Pfleger seines Haupthaares, das dem Manne bis an sein Lebensende blieb. An jedem Gast- und Kaffeehause, wo die Hofschauspieler vorsprachen, wurde haltgemacht und fieberhaft-neugierig ein Blick durch die Fensterscheiben geworfen. War man gar im Besitz eines ersparten Guldens, so wagte man sich in Furtmüllers Friseurladen und wartete mit Wonne stundenlang, bis einen

die Reihe traf, um zu sehen, wie ein Mitglied des Burgtheaters, aus nächster Nähe betrachtet, beschaffen sei.

Die Schauspieler standen damals in erster Reihe des Interesses, die Stücke erst in zweiter. Es wurde in Wien gut Komödie gespielt, aber es waren, mit wenigen Ausnahmen, matte, farblose Stücke, die man gab. Wien war mehr Schauspielerstadt als Kunststätte. Plötzlich schlug der Wind um, das Geistesleben wurde aufgefrischt. Die Segel der hoffenden Jugend blähten sich. Die jungdeutschen Dichter Gutzkow, Laube, später Dingelstedt, Hebbel und mehrere andere besuchten Wien und sahen nach Anhaltspunkten aus, um ihre Stücke oder ihre Person zu fördern. Sie bemühten sich, in den Kreisen der Hofschauspieler Freunde zu finden, und es wurde ihnen nicht schwer gemacht. Sie boten gute Rollen und waren einflußreiche Schriftsteller, die Bücher über Wien und Reisebriefe für die ersten deutschen Zeitschriften schrieben. Die neue Zeit fand aber ihren stärksten Herold in einem Wiener: Bauernfeld. So bot das Burgtheater eine eigentümliche Physiognomie. Der ganze Wust der alten Zeit, eine Unzahl zumeist von Schauspielern schlecht übersetzter französischer Stücke, rührselige deutsche Familiengemälde, einzelne Werke der Klassiker, schlecht eingerichtet, der Kraftstellen entkleidet und oft mit mildem Ausgange versehen, angeblich aus Rücksicht auf das wehleidige Publikum, bildeten das Stammgut der Hofbühne, und zwischendurch grünten und sprengten dies alte Gefüge die mit Freiheitsideen durchäderten Werke der jungen Literatur. Das Burgtheater war die einzige Stätte Wiens, in welcher der öffentliche Geist sich kundgeben konnte; nun, er bemächtigte sich des Burgtheaters. Unterschätzte man den Einfluß der Literatur — früher war man strenger gewesen —, konnte man der zwingenden Gewalt, die jede starke Zeitrichtung ausübt, nicht mehr widerstehen? — genug, das Burgtheater ward zur politischen Tribüne, Stücke farbloser Art wurden jetzt vom Publikum oft grausam zurückgewiesen, Werken aber, in welchen der freisinnige Geist glänzte, wenn sie auch künstlerisch minderwertig waren, jubelte man zu. Das Burgtheater und durch dasselbe Wien war schon lange revolutioniert, ehe 1848 die Märztage eine echte politische Rednerbühne aufrichteten.

* * *

Im Burgtheater herrschte im Jahre 1848 eine gelinde Anarchie. Man fühlte, daß die neue Zeit einen neuen Leiter bringen müsse. Seit Heinrich Laube im April die „Karlsschüler" in der Burg aufführen ließ, wußte man beiläufig, wer dieser neue Leiter sein solle. Er hatte in Leipzig, wo seine Schauspiele zuerst aufgeführt wurden, ein Stück in Szene setzen gelernt und auch das „Kommando" auf der Bühne führen, wie Laube gern Regisseuren oder Schauspielern zu erteilende Ratschläge nannte. Laube gefiel sich gerne im militärischen Tone und in Befehlshaberhaltung, obwohl er nie Soldat gewesen. Er war zwar ein guter, unermüdlicher Jäger, der Schrecken der Rebhühner und Fasane im Marchfelde, wo er ein Revier gepachtet hatte — Karlsbad und die Jagd, die erhielten ihn bei Gesundheit, wie er sagte —, aber auf Menschen hatte er nie ein Gewehr angeschlagen, höchstens als Student den Schläger geschwungen. Indessen der grimme, kleine Theaternapoleon — manche murmelten etwas von Korporalton — vermochte manchmal sehr höflich und freundlich, ausnehmend liebenswürdig, ja verbindlich zu sein. Er besaß die Eigentümlichkeit, daß auch seine blauen Augen, die zuweilen fast treuherzig dreinschauten, von einem überaus heiteren Blick durchschossen wurden, lächeln konnten. Laube bückte sich nie, er blieb immer aufrecht, höchstens daß er den Oberkörper eine Linie vorbeugte gegen jenen, dem er gegenüberstand, oder daß gegen das Publikum, wenn er gerufen wurde, aus seinem Kalmückengesichte die Freude leuchtete und er seinen Hut dankend schwenkte; aber er konnte sehr artig werden und weit in Aufmerksamkeiten gehen, wenn er etwas Entscheidendes erreichen wollte. So huldigte er wie ein Sänger Luise Neumann und Amalie Haizinger, welche in den „Karlsschülern" spielten, denn beide waren einflußreich in der Gesellschaft und vermochten Laube, der die Direktion des Burgtheaters anstrebte, zu fördern. Sie taten es auch und haben Laube mit Frauenhand manchen Stein aus dem Wege geräumt, den eine Männerfaust beiseite zu stoßen nicht vermocht hätte.

Laube sollte erst Ende 1849 Direktor des Burgtheaters werden. Als Neujahrsgruß empfingen die Schauspieler die Kunde. Sie nahmen dieselbe äußerlich freundlich auf, Laube war ja allen artig entgegengekommen; aber so recht sicher fühlte sich kaum einer. Man hatte Laube an der Arbeit gesehen, der

Mann besaß seine eigene Art, eigentümliche Manieren, er sprach schneidig, fast befehlend, selbst wenn er ersuchte, jedes Wort schlug ein wie ein Schrotkorn aus einer Zimmerbüchse, er war Dichter, Journalist — ein solcher hört ja nie auf, mit ausländischen Zeitungen in Verbindung zu stehen! — kurz, sie fühlten gar wohl, daß der Mann und daß sie, die Gesellschaft des Burgtheaters, eigentlich nicht zusammenpaßten. Öffentlich und laut wurde das nicht gesagt, aber es dachte es jeder bei sich, und wenn die Schauspieler untereinander waren, fiel manches Wort der Befürchtung. Eine Besitzstörung zu besorgen, dazu hatten die Schauspieler auch allen Grund. Das Hoftheater des Kaisers war eine Art Familientheater der Künstler geworden. Diese bestanden teilweise aus Ehepaaren und waren überdies verschwägert. Man hatte seit Jahren fast keine Engagements bedeutenderer junger Schauspieler vorgenommen, ein jugendlicher erster Held zum Beispiel fehlte gänzlich, die Romeos wurden noch immer von Ludwig Löwe gespielt! Die Macht der Regisseure und jene der Frauen der Regisseure konnte ebenfalls gemindert werden, kurz, wenn man auch noch nicht klar sah, was kommen sollte, versah man sich doch von Laube recht Unangenehmes.

Es war ein Verein ganz außerordentlicher, bedeutender Künstler, wie ihn das Burgtheater nicht früher und nicht später gehabt, den Laube in dem alten, unbequemen Hause, wo es an jedweder Bequemlichkeit für die Fürsten in den Logen und die Künstler in ihren Ankleidewinkeln gebrach, vorgefunden. Das Burgtheater besaß die besten deutschen Schauspieler, aber es schien, als ob das Ganze petrifiziert sei. Man glaubte, die Uhr sei stehen geblieben, zeige unverrückbar dieselbe Stunde. Man sah immer dieselben Schauspieler, immer in demselben Fache, immer alte Schauspieler in jungen Rollen. Das machte einen unheimlichen Eindruck, es schien, als ob man Gespenster vor sich habe. Man glaubte, die Alten müßten immer erscheinen, weil sie allein auf der Welt wären, weil die Jugend ausgestorben sei. Das Burgtheater gab sozusagen das ganze Jahr hindurch den Geisterzug aus dem so gerne dort gespielten Stücke „Der Müller und sein Kind“.

Welche Fülle von Talenten aber umschloß der alternde Kreis. Da war Heinrich Anschütz, der erste Sprecher des deutschen Theaters, der erste Deklamator. Sein Gesicht glich jenem Friedrichs

des Großen, aber in das Mild-Würdige, Pastorenhafte übertragen. Er war groß und stark, schwer beweglich und besaß kurze Arme. Wenn Anschütz die Bühne betrat und man nach ihm blickte, so blieb das Auge auf dem Haupte und dem gewaltigen Brustkasten, dem die mächtig donnernde und dann wieder so rührend weiche, immer bezaubernd schöne Stimme, ein Born männlichen Wohllautes, entquoll, haften. Wenn Anschütz rühren wollte, schien es immer, daß ihm Tränen im Auge leuchteten und seine Stimme erstickten; er wendete dann, als ob ihm die Sprache stockte, der Laut breche, ein von der Tiefe des Organes unvermittelt emporsteigendes Falsett an, und kein Auge blieb tränenleer. Das ergreifende Schauspiel: wenn ein Mann weint und es doch nicht eingestehen, nicht sehen lassen will, Anschütz hat es geboten. Was er gab, war so bedeutend, daß man vergaß, der Mann sei ein unübertroffener Deklamator, aber eigentlich stehe bei ihm doch der Darsteller, der Schauspieler, der Akteur, wie man ehedem sagte, in zweiter Reihe, wenn man überhaupt von Bewegung des Körpers bei Anschütz sprechen konnte. Man war entzückt von diesem Vortrag, dieser Gesichtssprache des edlen Antlitzes dazu; Anschütz sprach immer schöner, je älter er wurde, aber auch immer langsamer. Er hielt auf, er der einzelne; das Stück ging nicht vorwärts, das Ganze litt. Da mußte man Heinrich Laube sehen und grollen hören, wenn er im Parkett, später in der Loge saß und unmutig auf dem Stuhl hin und her rutschte.

Diesem Heldenvater stand Julie Rettich fast gleichbedeutend, fast gleichgeartet zur Seite. Ein edler Kopf mit einer leicht zur Seite gedrückten Adlernase, Augen, die leuchten und funkeln konnten, ein Organ von unerhörtem Umfang, ich weiß nicht von welchem tiefen Tone bis zu welchem hohen es reichte, aber wenn Julie Rettich deklamierte, stieg sie alle Register hinauf und hinab und alle hatten Klang und Farbe im Säuseln, wie im Gewitterlaut, alle durchschwangen in Wohllaut den weiten Raum. Wie Anschütz besaß die Rettich Geist, verstand alles und herrschte wie er im Bereiche ihrer Kunstart, aber wie er war sie eigentlich nur Sprecherin, Meisterin der hohen Schule der Deklamation. Antlitz und Stimme waren wie bei Anschütz die einzigen Mittel, um zu ergreifen, zu rühren; das Spiel hing fast wie ein schadhaft gewordener Arm herab, er tat nicht mit,

und wenn er sich erhob oder sich spreizte, so sah man mit Bedauern, daß dieser Frau versagt sei, durch entsprechende Bewegung ebenmäßiger Glieder, durch das Spiel sich selbst, möchte man sagen, zu begleiten. Julie Rettich war gebietend von Gestalt, wenn sie deklamierend sich aufrichtete; aber eckig, durch Schulterbau und spitze Ellbogen, wenn sie sich in Gliederspiel einließ und besonders wenn sie im Affekt abging. Noch weit mehr als Anschütz war Julie Rettich Virtuosin der Rede geworden. Man hatte sie in diese Richtung hineingeschmeichelt, hineingerühmt, und die Halmschen Stücke, denen sie im Burgtheater mit zum Erfolge verhalf, waren auf ihre schöne Seite berechnet und ließen das Spiel, so weit als möglich, weise aus dem Spiele. Das lief Laube — etwas später natürlich, denn ihre Gräfin Franziska in den „Karlsschülern" (1848) hatte ihm noch sehr wohlgefallen — gegen den Strich, und eigentlich war er von Julie Rettich ebensowenig entzückt wie von Anschütz. „Keine Rücksicht auf das Allgemeine, auf den Fortgang des Stückes. Das Tempo zu langsam, viel zu langsam!" murmelte er uns stets zu, wenn die Rettich spielte und wir hinter ihm auf dem Bänkchen in seiner Loge saßen.

Und Julie Rettich wußte das, und Friedrich Halm wußte es auch, und Franz Dingelstedt wußte es nicht minder; aber Laube dachte damals nur an die Gegenwart: seine Aufgabe, sein Ziel, die Maßnahmen, die er treffen wollte, um neues Blut, neues Leben in das Ganze zu bringen. Trotzdem er, wenn es sein mußte oder er wollte, Diplomat sein, manches Netz auswerfen, manchen Ruf ertönen lassen konnte — als Jäger kannte er, womit man Reh und Hahn lockt! — er wollte vor allem die neuen Stücke in voller Frische, in lebendiger Art dargestellt haben, und die alten, mit denen es noch in solcher Weise ging, ebenfalls. Er blickte deshalb nur geradeaus, spähte nicht rechts und links, arbeitete, saß zu Hause, neue und alte Stücke lesend, leitete die Proben, empfing Schauspieler, einheimische und fremde, und sah und hörte nichts von alledem, was in anderen Salons als dem eigenen vorging, und besonders nicht in jenem Julie Rettichs. Dort aber verbrachte Friedrich Halm seine Abende, dort umschloß ihn der Kreis seiner Freunde und Verehrer. Fremde Schriftsteller, die Wien besuchten, erschienen im Salon Laubes, aber auch in jenem der Rettich, im Winter in der Hauptstadt, im

Sommer in Hütteldorf, wo Halm in dem Hinterhause der Villa Rettich die schöne Jahreszeit zubrachte — man sagte dort nur: Baron Münch — und es bildete sich eine Art Nebenregierung in diesem Kreise. Man handelte nicht, aber man sprach, denn man war verstimmt. Wer im Besitz ist und mitgebaut hat an dem Palaste des Burgtheaters wie Friedrich Halm und Julie Rettich, läßt sich eben nicht leicht so mir nichts dir nichts depossedieren. Auch Franz Dingelstedt hofierte Halm und Julie Rettich, wenn er ab und zu nach Wien kam, und später einmal veröffentlichte Dingelstedt in einem Wiener Blatte ein Gedicht an Julie Rettich. Hoch rühmte und pries er die Künstlerin.

Als Baron Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen, es war dies wieder später, viel später, Generalintendant der Hoftheater wurde, erfolgte Laubes Abgang vom Burgtheater, Dingelstedts Berufung an die Wiener Hofoper und später an das Burgtheater.

* * *

Anschütz und Julie Rettich waren die eigentlich tragischen Darsteller des Burgtheaters. Zwar hat Anschütz hie und da auch den Falstaff gespielt und es gab Schwärmer, die den dicken Ritter des Meisters voll Humor fanden, aber die Anstrengung, Heiterkeit zu erwecken, war mit Schweiß erkauft und blieb wirkungslos. Wie quellartig frisch und voll sprudelte dagegen die frohe Laune aus Bernhard Baumeisters Falstaff. Wir haben nie einen saftigeren Sir John gesehen; das ist Edelhumor. Auch Julie Rettich hat eine und die andere Lustspielrolle gespielt, zum Beispiel die Neuberin, nicht ohne Natürlichkeit, aber mit einer Art Herablassung, als ob sich die Königin der Nacht entschlösse, einmal unerkannt dem Treiben der Sterblichen beizuwohnen.

Beide Masken vorzunehmen, die tragische und die komische, verstand Ludwig Löwe, dem es gegönnt war, zwei Generationen als Liebhaber und Held fortzureißen. Löwe war der temperamentvollste deutsche Schauspieler. Nicht übermäßig groß und recht stark, vermochte er doch auf der Bühne die Beweglichkeit des Jünglings lange festzuhalten. Wenn er auftrat, belebte er die Zuschauer. Man glaubte, sein Atem verbreite Wärme; seine Augen erhellten den Spielraum. Er müsse von ritterlichen Minnesängern abstammen, das schloß man aus der Art, wie er auftrat, wie er sich gab, wie er sprach. Ruhe und Be-

sonnenheit lagen nicht in ihm; er stand stets auf dem Sprunge loszufahren, zuzugreifen, und nicht selten fiel er dem Mitsprecher in die Rede, dem Mitkämpfer in den Arm. Ungebändigt blieb er bis in das Alter, als ihn Laube dazu gebracht hatte, Alte zu spielen. Löwe und Alte! Nun, er spielte sie während der letzten Jahre vortrefflich, aber die Sprache ging doch manchmal durch, die Hände zitterten und der Batist des Hemdes hob sich rasch auf und nieder, so stark arbeiteten in ihm Blut und Ehrgeiz. In seinen schönsten Jahren war Ludwig Löwe eine wirkliche Theatergröße. Er stammte noch aus den Tagen der Romantik. Ritterlichkeit in der Leidenschaft, selbst im stärksten Affekt, wenn er tobte, raste, die Bühne mehr durchjagte als durchschritt, wenn er schrie — und daß er öfter schrie als es notwendig war, konnte man ihm vorwerfen — kam ihm nie abhanden. Spielte er Liebhaber, so vermochte das große, schöne Organ sich in die Frauen einzuschmeicheln, stellte er Helden dar, so konnten seine Klagen ergreifen, rühren. Es gab damals in Wien ein sicheres Kennzeichen für die Popularität eines Schauspielers: man malte ihn in seiner Glanzgestalt und schmückte damit das Portal einer Kaufhalle. So prangte Löwe lange Zeit als Sohn der Wildnis vor einem Laden, in welchem Hüte aus Hasenfellen verkauft wurden. Wenn man Löwe kannte, mußte man sagen, daß er sich auf der Bühne ganz natürlich, so wie er war, gab; nur mußte man zugestehen, daß er im Leben fast immer Komödie spielte. Er war der Mann der stets zur Umarmung geöffneten Arme, des Herzens auf der Hand, ohne Unterlaß laut das Gespräch führend oder erzählend. Wenn er einem freundschaftlichen Meinungsaustausch oblag oder Billard spielte, schien er im Streite zu sein. Er war der verklärte alte deutsche Theatermensch. Dabei konnte aber Ludwig Löwe Feinde oder solche, die er dafür hielt, wie zum Beispiel Heinrich Laube, stechen und verwunden wie eine Natter. Er spritzte sein Gift in Gestalt zugespitzter Epigramme aus, die Nichteingeweihten größtenteils erst nach seinem Tode bekannt wurden. Ludwig Löwe war als Jüngling auch Lyriker gewesen, später brauchte er den Vers nur zum Spottgedicht; er war aber ein viel besserer Schauspieler als Dichter. Selten hat ein Darsteller so geblendet wie Ludwig Löwe, sein Spiel funkelte wie ein glänzendes Feuerwerk, seine Erscheinung war voll Farbe, seine Rede voll Feuer; aber er täuschte viele, sich selbst wohl auch, über die Quelle

seiner Meisterschaft. Löwe fehlte die starke und doch einfache Empfindung; er war nur Kolorist, Macher. Er bedurfte des Kostüms, des Faltenwurfs auch im Lustspiel. Man glaubte an die Perle in der Hand; wenn man aber die Faust, zu Hause angelangt, öffnete, war sie leer.

Wen nennen wir jetzt? Ohne Frage Karl Laroche. Er stammte aus der Weimarer Deklamationsschule und wurde für das Burgtheater als Charakterdarsteller gewonnen. Laroche spielte die Bösen und den Bösen, König Philipp und Mephisto. Er spielte sie lange Jahre hindurch und man glaubte ihm die unsympathischen Gestalten, bis eines Tages die Jugend, welche schärferen Auges hinsah und hinhörte, fragte: ob denn der Mann die Tyrannen nicht übertyranne, ob dieser König Philipp, der, ohne sich irremachen zu lassen, im profunden Baß deklamierte, und dieser Mephisto, welcher sich stets gemütlich und nicht selten zynisch gab, echt seien? Goethe hatte Laroche den Mephisto überhört und ihn gut gefunden; nun, wie die Jugend aller Jahrhunderte ist, sie glaubte sich selbst mehr, fand, daß Goethe seiner eigenen Schöpfung unrecht getan habe, und lehnte sich gegen den Mephisto des Goetheschülers Laroche wie gegen dessen König Philipp auf. Laroche ergrimmte in Zorn gegen die Rezensenten der jungen Schule, schob, wie alles, auch diese Erkenntnis Laube in die Schuhe und grollte. Nun hob Laube den exotischen Bogumil Dawison, der früher, auf nicht ganz geraden Beinen gehend, als Liebhaber falsch hinausgestellt worden war, auf den Schild. Da hatten wir den Franz Moor, den Mephisto, den Richard III. beiläufig wie wir ihn wünschten. Wir waren im Recht geblieben. Und Laroche hat uns später wieder freundschaftlich die Hand gereicht, als er im Lustspiel Wien entzückte. Der Mann — welcher mit Unrecht, bloß weil er Goethe ähnlich war, für dessen Sohn gehalten wurde, hat uns wiederholt und so launig, wie er allein, verschmitzt dazu lächelnd, es vermochte, versichert, es sei ganz und gar unmöglich, daß er von Goethe abstamme, denn „meine Mutter hat den Alten nie gesehen!" — Laroche hatte es nie zu bedauern, daß er aufhörte, Bösewicht zu sein und zum Lustspiel überging. Er besaß alles dafür und hatte nun alles für sich. Laroche war eben früher einen Seitenweg gegangen und kehrte nach Jahren zu der heiteren Bahn zurück, auf welcher er begonnen. Er war schon in seiner Jugend ein

köstlicher Erheiterer gewesen; Heinrich Anschütz sah ihn 1812 in Danzig als solchen.

Hatte Korn seinerzeit den österreichischen Kavalier auf der Bühne nachgebildet, so nahm jetzt Laroche den Wiener Bankier nach der Tafel, an der er sich gütlich geschehen ließ, unter den Arm und brachte ihn auf das Theater. Daß Laroche ein Norddeutscher gewesen? Nun, die Mehrzahl der Wiener Bankiers stammte ebenfalls nicht aus Wien, aber sie wie Laroche waren wienerisch geworden, wenn nicht der Sprechweise, so doch der Lebensweise nach. Laroche kopierte nie, man sah immer nur die Gattung in der Gestalt, welche das allen Gemeinsame zusammenfaßte. Dem Mann der Geldmacht gab Laroche seine kleine, aber wohlgepflegte Gestalt, deren Ränzlein den Leckerbissen aller Weltteile das Dasein verdankte, er gab ihm sein pfiffiges Auge, das geistreiche Lächeln um den Mund, der festzuhalten schien, was er geschlürft; er gab ihm die gespreizte Haltung und auch das sofort korrigierte Einknicken der Beine; die Begehrlichkeit des ganzen Wesens trotz der bereits erreichten Fülle aller Genüsse. Der Lebemann, der ältere Lebemann, das war Karl Laroche auf der Bühne und das war er im Leben. Ein Künstler, dort wie da, blieb er es lange. Es schien, daß er auch die Kunst verstand, sein Leben zu verlängern. Wie alt er war, als er starb? Laroche sagte, er besitze keinen Taufschein, wisse also selbst nicht, wie alt er sei.

Und nun nahen Luise Neumann und Karl Fichtner. Man nennt sie immer zusammen, sie sind untrennbar unserem Gedächtnisse eingeprägt. Wenn Burgtheatermedaillen existierten — man tat sehr unrecht, solche nicht von Zeit zu Zeit anfertigen zu lassen — so gäbe es nur eine für beider Köpfe, wie derlei aus der Cäsarenzeit auf uns gekommen sind. — Jetzt sind wir im vollen Bereiche des Burgtheaterlustspielkreises. Karl Fichtner und Luise Neumann waren die Genien des Lächelns, nicht des Lachens, im Wiener Burgtheater. Er war die Anmut, sie die Grazie der Heiterkeit. Er ein Apoll an Ebenmaß der Glieder, an Sonnenschein im Auge und um den Mund. Fichtner kannte kein Zuviel in der Bewegung, vielleicht ein scheues Zuwenig. Er war voll feiner Laune in der Art des Sprechens. Man hörte oder vermutete bei Fichtner immer die Resonanz des Herzens mit zu hören. Die Empfindung klang in des Künstlers Vortrag mit wie eine zweite Stimme; man dachte

vergleichsweise an die linke Hand am Klavier. Ein edler, guter, feiner, liebenswürdiger Mensch von bester Lebensart, und doch so komisch, so überaus komisch manchmal!

Und wenn man Fichtner in das Weibliche übersetzt, hat man Luise Neumann. Wie sie schelmisch seitwärts blicken, schlau lächeln — die sich faltenden Grübchen unterstrichen das Lächeln — oder mit einem leisen Worte, nach einer ganz kleinen Pause, den Gegner in das Herz treffen konnte, so dachte man, daß so die Prinzessinnen ehedem gewesen sein mußten. Luise Neumann, der schönen Amalie Haizinger liebliche Tochter, hatte die Erziehung einer Dame erhalten und derselben auch auf dem Theater Ehre gemacht. Für diese beiden Künstler hat Bauernfeld geschrieben und sie haben jedes seiner Worte vergoldet an den Mann gebracht. Sie faßten auch oft Kupfermünzen anderer in Goldreifen. Wien hatte zu jener Zeit ein Wiener Lustspiel, Dichter, welche es schreiben und Künstler, welche es sprechen und spielen konnten; man nannte es das Konversationslustspiel. Luise Neumann, Fichtner und Laroche boten dasselbe dem Publikum zum Genuß dar.

Wir nennen nur noch Wilhelmi, den rauhen Krieger — im Ruhestand natürlich — mit dem guten Herzen und der mürrischen Rede, den alten Mann, der immer „nein" sagt und immer „ja" denkt. Dann gab es mehrere Darsteller kleinerer Rollen, von denen jeder eine besondere Art von Gestalten besonders gelungen zu bilden verstand. Sie alle waren keine großen Künstler, aber jeder einzelne besaß Talent.

* * *

Als Hauptfiguren standen auf dem Schachbrett des Burgtheaters die ersten Schauspieler. Nun sollte Heinrich Laube sie in Bewegung setzen. Wohl schon früher hatte sich die Meinung in ihm festgesetzt: mit ihnen allein kann ich nicht spielen, nicht die Partie gewinnen. Ich bedarf neuer Leute, junger Leute. Frisch, rasch muß der Gang sein, beschleunigt das Tempo der Rede. Kein Einhalten, keine Pause darf das Gespräch hemmen, „kein Sonnenstrahl dazwischen fallen", wie sein Wort lautete. Die einfache, beflügelte Rede strebte er an; es sollte auf den Sinn, nicht auf den Ton gesprochen werden. Wir wissen nicht, ob er schon damals das Wort Vortrag im Sprachgebrauche hatte,

uns gegenüber ersehnte er immer nur die Rede, welche auf den Gedanken ihr Hauptaugenmerk zu richten hätte. Den Schritt zum „Vortrag" hat er wohl erst später in Leipzig getan und dann für solchen einen eigenen Meister im Wiener Stadttheater angestellt. Hätte Laube sich gleich auf den Kompromißbegriff Vortrag zwischen Deklamation und Rede gestellt, würde er vielleicht mit den „Alten" im Burgtheater eine Verständigung gefunden haben, allein als er das Zepter in die Hand nahm, war er Feuer und Flamme für verständnisvolle, natürliche Rede und Gegner der Art, wie die Tragödie im Burgtheater gespielt wurde.

Wir haben geschildert, wie die Rettich, wie Anschütz, Laroche und wie all die Kleineren deklamierten. Sie gehörten der Weimaraner Goetheschule an, deren Gegensatz die Hamburger, die Schröderschule bildete. Die erste trug in gehobenem Tone, feierlich vor, rezitativmäßig fast, nicht selten den Laut musikalisch hebend und dann senkend. Die Weimaraner Schule ist aus ältestem Hause, sie entstammte dem griechischen Theater. Die Sprecher dieser für Zehntausende bestimmten Kunststätten mußten, um aus weiter Entfernung gesehen und gehört zu werden, den Kothurn besteigen und das Rohr an den Mund setzen. Sie vermochten deshalb sich nur schwer zu bewegen und mußten Wort für Wort langsam rezitieren. Die Kunststätte hatte auf den Stil der Dramen entscheidenden Einfluß. Das Schwergewicht lag in den inneren Vorgängen des Menschen, im Ausdruck der Gedanken und Gefühle, in der These und der Antithese. Im Anfang und am Ende war das Wort. Vom griechischen Drama stammte das französische ab und dieses beeinflußte das deutsche. Die klassische Schule hatte ihren Vorort in Weimar, Tieck schuf ihr einen Ableger in Dresden; Berlin und Wien, an dessen Hofbühne meistens norddeutsche Darsteller engagiert wurden, folgten. Die Deklamation lag den deutschen Schauspielern, die guten waren ja zumeist Prediger- und Lehramtskandidaten gewesen. „Immer auf dem Kothurn," der Vorwurf wird ihnen gegenüber noch heute erhoben.

Die Hamburger Schule dankt Lessing, dem Gegner der Franzosen, und Schröder, der sich mit der englischen Literatur, Shakespeare und den Späteren beschäftigt hatte, ihren Ursprung und ihre Ausbildung. Sie fußte auf dem Einfachen, Natür-

lichen; im Drama und in der Darstellung suchte und gab sie das Menschliche. War die Weimaraner Schule mehr dem Heroischen zugewandt, so neigte die Hamburger dem Bürgerlichen zu. Schröder spielte jahrelang in Wien und übte einen Einfluß, der vielleicht heute noch fühlbar ist. Von ihm stammte teilweise die Art, wie im Burgtheater das moderne Schauspiel und Lustspiel dargestellt wurden.

So herrschten auf der ersten Bühne Wiens, dem ersten deutschen Theater, nebeneinander zwei Spielweisen für das klassische und das moderne Stück. Man würde Heinrich Laube heute einen Realisten nennen, wenn er den Feldzug, den er damals eingeleitet, wiederholen müßte, und er würde ihn wiederholen. Es gibt keinen stärkeren Verführer für den Sprecher schöner Rede als den Vers; um seinem Zauber zu widerstehen, das Wort stehen zu lassen und sich nicht auf die Flügel des Gesanges zu schwingen, dazu gehört Kunstverstand, um zu erfassen, und Entsagung, um wohlfeile Wirkung abzuweisen. Der kategorische Imperativ befiehlt dem Schauspieler, seine Pflicht zu tun, sich dem Wesen der Dichtung unterzuordnen, bei der Sache zu bleiben; das nützt immer dem Dichterwerke, nicht immer allerdings sogleich dem Schauspieler, und dieser ist der Sklave des Erfolges eines Abends. Nun, Realist im Sinne des heutigen Tages war Heinrich Laube nicht. Ihm schwebte eigentlich das französische Theater seiner Zeit vor. Die Technik des Pariser Schau- und Lustspieles und jene der Schauspieler hielt ihn gefangen. Corneille und Racine stellte er nicht allzu hoch, aber wie Scribe, später Dumas der Sohn, Meilhac, Augier und andere Stücke bauten und wie diese in Paris gespielt wurden, dahinschießend wie ein Kreisel, dafür schwärmte er, das wollte er zuerst in Deutschland einbürgern und dann in Wien. Marr — den ich in Wien als Jüngling nicht auf der Höhe meines Theaterideals gefunden — einer aus der Hamburger Schule, war ihm in Leipzig gleichgesinnt zur Seite gestanden.

Schauspieler, wie ihn, suchte er und fand nicht einen in Wien. Die Art, wie an der Donau Tragödie gespielt wurde, erklärte er für Singsang, hohle Deklamation. Im Lustspiel kam man, wie er sagte, nicht vorwärts, man dehnte, zerrte, setzte sich auf jedes Wort. Deshalb also begab sich Laube sofort auf die Suche, er rief die Jugend, zu ihm zu kommen, berief ans Burgtheater,

wen er als vorzüglich kannte, und reiste jährlich, eine Art Karlsbader Vorkur, nach allen ersten deutschen Theaterstädten, besonders nach Hamburg, wo der Franzose Maurice es ihm angetan hatte, der Routinier einem der ersten jungdeutschen Schriftsteller. Das Thaliatheater war gleichsam die Geburtsstätte, aus der Laube jährlich seine Kunstfüllen bezog. Der Stadt Hamburg verdankte Wien neben anderen Friederike Goßmann. Für weitere Kunstdressur wollte er sorgen und trainierte in der Tat die besten deutschen Lustspielrenner. Doch Spötteln geziemt uns am wenigsten, denn wir standen in jener Zeit zu Laube ohne zu wanken, kämpften mit ihm, für ihn. Wenn Laube heute lebte, würde er sagen: „Wir müssen von neuem anfangen! Fast alle, die ich gerufen, sind in die alte Manier zurückgefallen, das Theater bedarf neuer Belebung durch frische Kräfte, durch Jugend. Wollen Sie zu mir halten?“ Und ich würde rufen: „Hier bin ich!“

Und doch, und doch! Frei von Irrtum war er nicht, er hat sich manche Theatersünde zu schulden kommen lassen. Wenn man zurückdenkt, welche, die Linie des Guten weit überragende Künstler Laube im Burgtheater vorgefunden hatte, muß man sagen: Der Direktor hätte reformieren, nicht revolutionieren sollen; das Alte mit Hochachtung soweit es ging benutzen, zweckmäßig beschäftigen, und das Neue, Junge ihm ergänzend beigesellen. Laube aber verletzte die Eitelkeit der Veteranen und zerstörte Gutes, ohne selbst später gleich Wertvolles herbeischaffen zu können. Der stürmische Direktor hatte allerdings eine Entschuldigung; hätte man zielbewußt, zur rechten Zeit, allmählich reformiert, in jedem Jahre Musterung gehalten, die Künstler beizeiten in ältere Fächer aufsteigen und junge Begabung nachrücken lassen, so wäre die Revolution nicht eingetreten. Nun, das Burgtheater litt nicht allein durch solche Versäumnis.

Wie ging Laube vor? Er engagierte einen braven, aber etwas pedantischen, trockenen, wackeren deutschen Bürgersmann namens Franz, der ein beliebtes Mitglied des Berliner Hoftheaters war, und hoffte, daß dieser Anschütz in Schatten stellen werde. Er nahm Laroche die großen Charakterrollen und gab sie Dawison, mit Recht; aber Dawison schoß bald ins Virtuosentum und ward eine Geißel Laubes, so daß er entlassen werden mußte. Fichtner war auf der Höhe seiner Kunst im Lust-

spiel, Laube ließ Liedtke aus Berlin gastieren, der schärfer pointierte — das Scharfe war Laubes Vergnügen —, aber die Wiener anfröstelte, und als Joseph Wagner engagiert wurde, der junge Held ohnegleichen, über dessen Haupt, wenn er auftrat, der Stern des Tragischen zu schweben schien, wurde Löwe aller Rollen, an denen er wie am Leben hing, entäußert. Die Neumann, eine Bessere gab es nicht, blieb unangetastet, aber nicht selten brummte Laube: „Wird auch alt!"

Laube wollte Grillparzer zu neuen Ehren bringen, „Des Meeres und der Liebe Wellen" aufführen. „Ich habe keine Hero!" klagte er, und ließ Marie Bayer-Bürck aus Dresden einige Jahre hindurch neben Joseph Wagner, der den Leander spielte, gastieren. Das gab allerdings ein poetisches Paar, aber man sagte sich: „Um das Stück in Wien spielen zu können, muß man fremde Schauspieler berufen!" Und darüber grämten sich alle Schauspielerinnen des Burgtheaters nebst ihrem Anhang und klagten, Laube setze die verdienstvollsten Mitglieder zurück. — Über Ungerechtigkeit klagten auch die Dichter: Friedrich Halm, Friedrich Hebbel und gar oft Eduard von Bauernfeld. Wann hätte Bauernfeld übrigens sich nicht beklagt! Halm fand, daß seine Stücke zurückgesetzt wurden, und Hebbel, gegen den Laube die Werke Otto Ludwigs ausspielte, biß wie eine gefangene Robbe in die Eisenstäbe, die ihm den Weg in das Burgtheater verlegten. Die alten Schauspieler grollten, murrten, benahmen sich widerspenstig, hochfahrend, intrigierten bei Hochgestellten, wetzten ihren Schnabel im Kaffeehause und schrieben, wie Löwe, mit in Galle getauchter Feder, anzügliche Gedichte. Sie standen, ein Chor der Rache, vor der Pforte des Burgtheaters. Löwe und Laroche waren die Anführer und verweigerten den Gruß, wenn Geßler nahte.

Laube ging, stramm und fest, ohne sich beirren zu lassen, vorwärts. Er sah und hörte, was um ihn herum vorging, kümmerte sich aber scheinbar nicht darum. Laube konnte, ohne seine Zeit mit Zügen und Gegenzügen zu verzetteln, den Kopf freihalten, denn er wußte, daß er feststand und gedeckt war. Sein Chef, der Oberstkämmerer Graf Lanskoronski, der glückliche Besitzer von Rembrandts „Judenbraut", hatte ihm zwei Jahre

Zeit gegeben, um, mit voller Macht ausgerüstet, ungestört arbeiten zu können.

Mit dem Hofrate Joseph von R a y m o n d, dem Kanzleidirektor des Hofamtes, hatte sich Laube zu stellen gewußt. Darin zeigte er diplomatisches Talent. Einen Mann in solcher Position zum Feinde zu haben und sich trotzdem zu halten, ist noch keinem Direktor gelungen. Es mag Laube nicht leicht geworden sein, stillschweigend mit Raymond ein Kompromiß zu schließen. Zwei unähnlichere Naturen hat es selten gegeben. Raymond war scheinbar die Einfachheit, Natürlichkeit, Gutmütigkeit selbst, der gemütliche Wiener in Wort und Tat. Immer liebenswürdig und heiter, immer gut Kind, jeden höflich grüßend, jedem die Hand reichend, stets ein freundliches Wort im Munde, stand er allabendlich umringt von den Schauspielern und Schauspielerinnen vor dem Burgtheater. Er hörte geduldig zu, wenn sie über Laube klagten, beschwichtigte, vertröstete, schlug nie eine Bitte sofort ab und lächelte stets aus den schwarzen Augen, die in dem verwetterten Gesichte über einer brennenden Nase leuchteten. Besonders zuvorkommend war er gegen die Damen der Hoftheater. Er hatte ihre Kontrakte gemacht, die ersten und dann die Verlängerungen, ein Feind der Schönen war er nie gewesen, und durfte Vorschüsse bewilligen. Manche hatte er vom Zahlen des Strafgeldes befreit, für manche Rollen erbeten, und schönere Kostüme zu verschaffen, als die man den Bittstellerinnen zuweisen wollte, lag auch hie und da in seiner Macht. Herrn von Raymond konnte man daher nicht leicht eine Bitte abschlagen. Nahte dann Laubes Wagen, so flatterte die Schauspielerschar, welche vor dem Burgtheater stand, auseinander, und der Theaterdirektor wurde von dem Kanzleidirektor freundlichst begrüßt.

So gestützt, konnte Laube den kombinierten Angriffen der Dichter, der Schauspieler, der Rezensenten und eines Teiles des Publikums standhalten.

Feinde ringsum! Das ist die Annehmlichkeit der beneideten Stellung eines Burgtheaterdirektors. Laube gewann trotzdem Theaterschlachten mit Shakespeares „Julius Cäsar", mit Grillparzer, Bauernfeld, Halm, Freytag, Hackländer und den Franzosen und sah die Zahl seiner Gegner schwinden. Nun war er ein gemachter Theatermann. Er wurde froher Laune, konnte selbst nachsichtig sein und eine gegenteilige Ansicht anhören. Als in

seinem Salon die alt gewordene Sophie Schröder, welche nach Wien gekommen war, um noch einmal im Burgtheater aufzutreten und die „Glocke" zu deklamieren, mitten in einem Gespräche über Schauspielkunst zwei Finger in den Mund steckte, ihn fast auseinanderriß und rief: „Da liegt der Schauspieler!" sah mich Laube lächelnd an und wir setzten dem kleinen dicken Mütterchen, das ehedem eine so große Künstlerin gewesen war, kein Wort des Widerspruches entgegen. Wir sagten erst am nächsten Tage: „Nein, da allein liegt nicht der Schauspieler!"

Heinrich Laubes Bekanntschaft machte ich im Frühsommer des Jahres 1848. Ludwig von Löhner hat mich ihm vorgestellt. Löhner war ein wohlhabender Gutsbesitzer in Böhmen, Doktor der Medizin und lyrischer Dichter von Begabung unter dem Namen Ludwig Reland. Als Mitglied des Abgeordnetenhauses und des Frankfurter Parlaments ist sein Name in weiteren Kreisen bekannt geworden. Er war auch Präsident des Vereines der Deutschen aus Böhmen, Mähren und Schlesien, dessen Ausschuß ich mit Joseph Rank, dem Dichter aus dem Böhmerwalde, mit Eduard Strache, später Bürgermeister von Rumburg, der heute in Dornbach Portugieser Reben zieht, angehörte ... wer lebt noch von den Freunden, die damals für das Deutschtum im Vereine einstanden? Außer uns wohl keiner mehr! Ludwig von Löhner war eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Jahres 1848. Groß, schlank, engbrüstig, dunkel das Haupt- und Barthaar, hie und da, wie ein schwarzer Stein von glänzender Quarzader, von Silberfäden durchzogen, die Augen blitzend, eingesunken die Wangen, auf denen in der Erregung ein wahres Abendrot leuchtete; diese Gestalt stak in einem schlotternden gerippten braunen Wollsamtrocke, den Sturmhut mit schwarzer Feder auf dem Haupte und den Säbel um die Mitte des vorgebeugten Leibes geschnallt; das Riemzeug wollte nie recht schließen. Löhner gehörte als Doktor sofort der akademischen Legion an und blieb auch später in deren Reihen, vielleicht in dem Glauben, mäßigend einwirken zu können. Darin irrte er, wie viele konservative Männer. Löhner war Reformer und hatte sich freiwillig Feuchtersleben, der damals das Unterrichtswesen leitete, zur Verfügung gestellt. Eigentlich beseelt hat ihn nur nationaler Eifer; deutsch sein, deutsch bleiben, war für ihn

alles. Da konnte er beredt werden, wie kaum einer, sich zur Seherhöhe aufrichten, und sein heiseres, aus den letzten Resten der gehöhlten Lunge emporgetriebenes Organ übte Wirkung, wie selten die kräftige Brust eines oratorischen Riesen. Wenn Ludwig Löhner sprach, glaubte man ihm alles, was er sagte, es klang immer wie das politische Testament eines dem nahen Tode Verfallenen. Er starb auch nicht lange nach 1848 in Italien, wohin er, um freier atmen zu können, gegangen war.

Auch Laube war damals sehr gemäßigt. Wir drei schritten eines Tages durch die Gassen Wiens und bemerkten an einer Straßenecke eine die akademische Legion betreffende Kundmachung. Ich flammte auf, als ich die Worte las, da ich voraussah, daß die Aufforderung die Leidenschaften nur noch heftiger erwecken werde. Löhner, traurig blickend, sagte zu Laube: Da sehen Sie unsere Jugend! Er war der Verfasser der vom Unterrichtsministerium ausgehenden Kundmachung gewesen. Laube verkehrte in jenen Tagen viel mit Löhner, da er sich in Böhmen, wo unser Freund großen Einfluß besaß, um einen Sitz im Frankfurter Parlamente bewarb, der ihm auch wurde. Er kehrte erst gegen Ende 1849 nach Wien zurück und ich gehörte sofort zu dem literarischen Kreise, der sich um ihn bildete. Diese Runde war anfangs recht klein. Die Mehrzahl der Rezensenten, mehr oder weniger mit den alten Schauspielern verbunden, griff den neuen Direktor giftig an. Aber Laube war an Gefechte gewöhnt und forderte von seinen Freunden nicht Streit, sondern nur Aufklärung und Belehrung des Publikums. Er setzte uns zu diesem Zwecke stets seine Ansichten knapp und klar auseinander.

Laube wohnte in dem vierten Stockwerke eines Hauses, das unweit des alten Wiener Stadtpalastes an einem kleinen Platze lag, welcher den Namen „Stoß-im-Himmel" führte. Ein Glockenzug reichte vom Hofe aus hinauf. Wenn man Laube in der Direktionskanzlei, sie befand sich in einem kleinen Hause auf der Bastei gegenüber dem Palais des Erzherzogs Albrecht, abholte, um mit ihm nach dem Prater zu gehen und dort zu lustwandeln zwei Stunden lang, so riß er in seinem Haushofe an einem Glockenzuge, verhielt sich dann ruhig, horchte, bald darauf hörte man eine wilde Jagd die Treppen herabpoltern und zwei Vorstehhunde sprangen an ihrem Herrn empor, der schmunzelnd „Köter!" sagte und beifügte: „Hunde muß man auch Bewegung

machen lassen!" Hunde bildeten das Wahrzeichen des Salons Laube. Hundefeinde mögen sich deshalb in dem großen, viereckigen, einfach möblierten Zimmer, in das man durch einen kleinen Vorraum, der zum Speisen benützt wurde, trat, nicht ganz wohl befunden haben; wir Stammgäste waren daran gewöhnt, fühlten uns berufen, Erkundigungen nach dem Befinden der geehrten „Herren Hunde", wie Bleistift in den „Karlsschülern" sagt, einzuziehen und ihnen zu schmeicheln. Wir begleiteten alle Krankheiten von Laubes Jagdgenossen mit Teilnahme, kannten ihre Abstammung ganz genau, trauerten, wenn Kastor einging, freuten uns, wenn eine neue, schöne Erwerbung gemacht wurde, und fanden, daß der Mann, welchem bei dem Verluste eines Tieres Tränen in die Augen traten, nicht so herzlos sein könne, wie es ihm seine Widersacher andichteten. Ein zweites Wahrzeichen in der Wohnung Laubes war das Wild, welches an der Galeriewand nach dem Hofe zu hing, um in freier Luft den gehörigen Reifegrad zu erlangen. Nicht nur Laubes Jagdhunde zierten den Salon, auch Frau Iduna Laube war den Kötern wohlgewogen. Sie liebte die Rattler, und nachdem Laubes Ajaxe und Hektors hereingestürmt waren und zu seinen Füßen unter dem Tisch Platz genommen hatten, kam, manierlicher, der Loge des Hundegeschlechtes, ein Rattler, in manchen Jahren kamen auch zwei, hereingehüpft und nahmen Platz auf dem Kanapee an der Seite Frau Idunas.

Es war dies in den Abendstunden zwischen fünf und sieben Uhr, den Sprechstunden im Hause Laubes. „Besuchen Sie mich, Abends vor dem Theater!" so lautete die Einladung kurz und gut, die Laube an viele, welche sich ihm im Bureau vorstellten, zumeist Schriftsteller und Schauspieler, wenn sie ihm zu Gesichte standen, richtete. Sie kamen alle und manche auch ohne Einladung. In den ersten Jahren hatte Laube kleine Diners gegeben, später, als ihm die Repräsentationsgebühren geschmälert wurden, wie er sagte, wurde Kaffee gereicht und eine Zigarre geboten. Laube liebte Havanazigarren. Laube im Lehnstuhl, ein Glas gezuckertes Selterswasser vor sich, „gedeihlich nach Tisch", die Hunde zu seinen Füßen, Frau Iduna aufrecht, die dampfende Kaffeekanne vor sich, den Rattler neben sich, den Anwesenden die gefüllte Schale reichend und aus den braunen, scharf blitzenden Augen ihres deutschen, fast gotischen Hausfrauengesichtes mög-

lichst freundlich blickend, das war das Kernbild im Salon Laube, an welches die Gäste anschossen.

Sie bildeten oft eine recht gemischte Gesellschaft. Fürst Friedrich Schwarzenberg, der „Landsknecht“; die Gräfin Nostiz, eine Jugendfreundin Frau Idunas, die fast jährlich zum Besuche kam, eine Dame, die mit ihrem ersten Gemahl, einem deutschen Gelehrten, Indien bereist hatte und von dem entsetzlichen Schicksal getroffen wurde, daß ihr Mann vor ihren Augen erschlagen wurde; Betti Paoli, welche die stärksten Zigarren nicht verschmähte; der kleine kugelrunde Sektionschef Ignaz Lewinsky, ein Mann, der die Kunst und die Künstlerinnen liebte; Richard Wagner, der sich nicht ganz in seinem Fahrwasser fühlte, da er schwer zu Worte kam in der eng sich im Raume drängenden Gesellschaft; der Bürgermeister von Biala Rudolf Seeliger, der mit Laube in Afrika gereist war, in dessen Schriften als Starost paradierte und später sein finanzieller Ratgeber wurde, jährlich vier Wochen in Wien zubrachte und allabendlich, oft Laube zuliebe, das Burgtheater besuchte; Robert Heller, der echte Feuilletonist und Lebenskünstler, Laubes bester Freund in Leipzig vor 1848 und ihm treu bis in den Tod, er starb vor Laube; Julie Rettich, hoheitsvoll und anmutig im Spiele der edlen Züge, an Frau Idunas Seite sitzend, doch etwas getrennt von ihr durch den Rattler; Rudolf Valdek, einer der feinsten Theaterkenner Wiens und Meister des Gespräches zu zweien oder dreien, Frau Idunas, die ihn sehr schätzte, ausdauerndster Gesellschafter, wenn alles gegen sieben Uhr gegangen war, einmal soll er bis Mitternacht in philosophischer Kontroverse ausgeharrt haben; Dr. Helm, ein Mann von bestem Herzen, Wohltäter der Armen, Frau Idunas Hand bei edlen Werken; die Schauspieler endlich des Burgtheaters und solche, die aus der Fremde kamen, um zu gastieren, das alles kam, wurde vorgestellt, plauderte, ging und wurde abgelöst von neuen Ankömmlingen.

Einige Minuten vor sieben Uhr ertönte die Glocke, Laubes Theaterwagen war vorgefahren und der Kutscher hatte das Glockenzeichen gegeben. Laube erhob sich, fragte: „Gehen Sie mit?“ und entfernte sich dann, allein oder in Gesellschaft. Oft fuhr Frau Iduna mit dem Gatten, manchmal nicht. In diesem Falle bat sie einen oder den anderen noch Anwesenden zu bleiben und erholte sich im Gespräche über Angelegenheiten, die sie

interessierten, von den Theatercauserien, die zwei Stunden lang gewährt hatten.

Laube hatte in dem ersten Dezennium seiner Burgtheaterjahre fast für nichts anderes Interesse, als die Hofbühne. Doch zwei Dinge konnten ihn das Theater vergessen lassen: eine Epidemie und der Krieg. Wenn die Cholera irgendwo ausbrach und die Zeitung davon Kunde brachte, verspürte er sofort körperliches Unbehagen und schilderte ausführlich alle Symptome, die sich bei ihm einstellten, unbekümmert darum, wer zugegen war, ob nur Männer oder auch Frauen. Es war manchmal recht peinlich, und selbst die Kunst Frau Idunas, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, wenn in ihrer Gegenwart eine Diskussion sich zum Streite zu erhitzen drohte, Laubes Choleravorträgen vermochte sie nicht Einhalt zu tun. Wütete ein Krieg, so lag die mit kleinen Fähnchen markierte Karte auf dem Tische, und Laube, ganz zum Strategen geworden, gab seine Ansichten über eine stattgefundene oder bevorstehende Schlacht zum besten. Er hatte, so schien es, ganz vergessen, daß er Direktor des Wiener Burgtheaters sei, bis — sieben Uhr, da erwachte plötzlich der Theatermann in ihm und holte das Versäumte reichlich ein.

Laube war auch Kunstfreund. Wirklich? Jawohl, zu gelegener Zeit. Sein Salon war mit mehreren Bildern ausgestattet, zumeist Landschaften von S c h w e n i n g e r, einem Wiener Maler. Diese kaufte er aber nicht in Wien bei dem Künstler, sondern in Karlsbad bei einem Kunsthändler, wenn er sich daselbst zur Trinkkur befand. Hatte er dort mehr Muße, sich mit bildender Kunst zu befassen, oder war er in Karlsbad verschwenderischer gestimmt, so daß er für Bilder Geld ausgab? Ich bin dem Rätsel nicht ganz auf die Spur gekommen; als ich ihn einst scherzend fragte, warum er nicht in Wien Umschau halte, sagte er: „Man sieht die Bilder in Karlsbad in besserer Beleuchtung." Er langweilte sich wohl am Sprudel, dazu hatte er in Wien keine Zeit.

Laubes Familie bestand aus Frau Iduna, deren Sohn aus erster Ehe, H ä n e l, und Laubes eigenem Sohn H a n s, einem hochbegabten, frühreifen, wortkargen, aber gutmütigen Jüngling, der sein Herz hinter leichtem Spott zu bergen suchte, rasch aufgeschossen, Vater und Mutter über den Kopf gewachsen war, als Student in Heidelberg einen kleinen Teil seiner von dem

Vater ererbten gedrückten Nase im Duell verloren hatte und in Wien, von den Eltern beweint und nie vergessen, in jungen Jahren gestorben ist. Der Jammer war nicht zu beschreiben. Dr. Hänel ist seit Jahren Professor in Kiel und eines der hervorragendsten Mitglieder des deutschen Reichstages. Er liebte Laube wie einen echten und rechten Vater, was dieser ihm mit voller Neigung vergalt. Professor Hänel ist es zu danken, daß Laube in seinem Geburtsorte Sprottau in Schlesien ein Denkmal erhält. Wir hätten ein Laubedenkmal am liebsten im Wiener Prater gesehen, einen Hund zu seinen Füßen, ein Theaterbuch in der Hand, dort im Grünen, wo Laube lange Jahre hindurch leibte und lebte, sich erging und sann.

* * *

Laube regierte das Burgtheater seit längerer Zeit bereits fast ungestört. Die laute Gegnerschaft war verstummt, nur im verborgenen wurde noch gelästert und miniert. Da starb der Oberstkämmerer Fürst Vinzenz Auersperg und Baron Eligius Münch-Bellinghausen wurde zum Generalintendanten ernannt. Er stieg wie Bankos Geist vor Laube auf. Dieser erzitterte; wußte er doch, wessen er sich zu versehen habe. Der Konflikt ließ nicht lange auf sich warten. Baron Münch beanspruchte das Recht für sich, eine Revision des Repertoires und der Rollenbesetzungen vorzunehmen und Laube wollte: „daß nicht durchgeforstet werde," daß er allein zu bestimmen habe, was im Burgtheater gespielt werden und von wem es dargestellt werden sollte. Auf ihm liege die Verantwortung für alles und jedes, und diese für schwache Stücke und mittelmäßige Darstellung, die er nicht gewollt, zu tragen, sei er nicht willens. Was ging da vor? Ich habe früher angedeutet, wie Halm und Laube seit langer Zeit einander als Gegner gegenüberstanden. Laube schätzte Halm, den „Kunstdichter", wie er ihn nannte, nie sonderlich hoch, und Halm hatte seinen Groll mehrfach zu erkennen gegeben, nicht laut und öffentlich, aber „beiseite", durch Züge, welche Laube oft zu bitteren Klagen veranlaßten.

Der „Fechter von Ravenna" war Laube aus München anonym zugeschickt worden. Laube hatte keine Ahnung, wer der Dichter des Stückes sei. Auch nicht, als der Lehrer Bacherl ihn beschuldigte, er habe sein eingesandtes Manuskript benützt,

Laube sei Bearbeiter seines „Fechters". Laube wurde in unangenehmen Streit verwickelt, kämpfte wacker und offen für den anonymen Autor; dieser aber meldete sich nicht. Er blieb den Schranken fern und ließ Laube sich mit dem bayerischen Don Quixote herumbalgen. Endlich war Baron Münch so gütig, auf dem Plane zu erscheinen. Derartiges Vorgehen hat ihm Laube nie vergessen. Franz Dingelstedt in München war der Vertraute Halms gewesen, er hatte das Manuskript an die Burgtheaterkanzlei gesendet. Was sagen Sie dazu? schloß Laube, als er mir den Sachverhalt mitteilte.

Nun war Baron Münch Generalintendant. Ja, wenn er nur das hätte sein wollen! Aber Münch wollte Intendant und Direktor sein. Was gespielt werden sollte und von wem, das wünschte er zu bestimmen. Stücke, die er für gut hielt und die seiner Ansicht nach durch Laube ungerechterweise ferngehalten wurden, Werke poetischen Inhaltes und poetischer Form, in denen Julie Rettich als Generalgewaltige auftrat, wollte er als Sterne im Repertoire leuchten sehen, denn, sagte er, Laube hasse alle Poesie, weil er sie nicht verstehe, selbst kein Poet sei. „Die gute alte Zeit der Elisabeth" sollte wiederkehren! Beweis dessen war, daß, als Laube ging, zu dessen Nachfolger nicht ein Schriftsteller von Bedeutung als Direktor des Burgtheaters berufen wurde, sondern Herr August Wolff, Regisseur des Theaters in Mannheim, der ehedem den Franz Moor gespielt hatte in der Leopoldstadt zu Wien, im Carltheater! Münch glaubte nur eines Direktors zu bedürfen, der die Oberregie führte. Bald nach Münchs Ernennung wurde Dingelstedt berufen, um — die Leitung des Hofoperntheaters zu übernehmen! Nicht in die Burg, in die Oper setzte Baron Münch den „lyrischen Dichter", der vor Jahren eine schöne, mit einem Rosaband geschmückte Gedichtrolle Frau Julie Rettich zugesendet hatte.

Münch nahm einen Anlauf, ordnete an, kommandierte ... aber bald ließ er die Hände sinken und Herrn Wolff als Direktor arbeiten. Baron Münch war eine verschlossene Einsiedlernatur, er hatte seit jeher zurückgezogen von der Gesellschaft gelebt und sich nur in dem kleinen Kreise der Familie Rettich wohlgefühlt. Seit vielen Jahren war er selbst dem Theater ferngeblieben. Was Arbeit heißt, Arbeit, die nicht in poetischem Schaffen am

Schreibtisch besteht, besonders die eigentliche Direktionsarbeit, jene auf der Bühne, dort, wo man den Schauspielern zeigen muß, was man kann, sollen sie Glauben, Zutrauen zu dem Befehlshaber gewinnen, Arbeit auf dem Felde, wo man den Künstlern Rat erteilen, ihnen helfen und sie dadurch zur „Liebe" zwingen kann, diese Tätigkeit ohne Unterlaß hat er kaum jemals gekannt. Es nahm deshalb nicht wunder, daß Baron Münch, dem Laube nicht gut genug als Direktor war, Herrn Wolff dirigieren ließ und sich selbst in den Ruhestand versetzte. Der Sturm ging los. Fast die ganze Presse rief: Die Wahl Wolffs sei eine unglückliche gewesen. Aber Münch, im Glauben, seine Weisungen seien hinreichend, um erleuchtend über dem Burgtheater zu schweben, und eigensinnig, wie nur ein Dichter-Edelmann es sein kann, der an sich, aber an keinen zweiten neben sich glaubt, klagte, er werde nicht verstanden und ging nicht in sich. Indessen Wolff war vorerst provisorisch als Direktor eingesetzt worden, noch nicht endgültig ernannt, und darauf setzten die Freunde des Burgtheaters, die in einer guten, der bestmöglichen Leitung die Hauptbedingung des Gedeihens der ersten deutschen Bühne sahen, ihre Hoffnung.

In jenen Tagen geschah es, daß mich Baron Münch ersuchen ließ, ihn zu besuchen. Ich hatte meine Meinung über die Zustände im Burgtheater rückhaltlos ausgesprochen. Der Überbringer der Einladung war Adolf L a n d v o g t, damals Theateragent in Wien, jetzt Gastwirt in Berlin. Laube hatte ihn als jugendlichen Helden, als Don Carlos, vor Jahren in Berlin gesehen und sofort engagiert. „Ich bringe einen wahren Apoll," rief er mir zu, als ich ihn einmal wiedersah. Noch früher hatte er mir erzählt, er habe in Berlin einen zweiten Ludwig Devrient kennen gelernt, nicht im Theater, aber in einem Künstlerkreise, wo dieser einiges vorgetragen. Laube tat sich stets viel auf seine Entdeckungen zugute, aber an Ludwig Devrient den Zweiten scheint er doch nicht lange geglaubt zu haben, denn er gewann ihn nicht. Es war dies K n a a c k, der seit Jahren als beliebter Komiker der Wiener Volksbühne angehört.

Landvogt wußte mir nicht zu sagen, was Baron Münch wünsche. Es wurde Tag und Stunde verabredet, und ich betrat die in einem Hause der Wollzeile gelegene Wohnung des Dichters der „Griseldis". Ein Diener meldete mich an. Kleines Quer-

zimmer, ein Fenster links, an der Wand der Türe gegenüber ein Sofa, vor demselben ein fast ebenso großer Tisch, beladen mit Manuskripten, Büchern, Zigarrenkisten und allem, was zum Rauchen gehört, rechts an der Wand Bücherkasten, Büchergestelle. Zwischen Sofa und Tisch erhob sich eine große, fast athletische Gestalt, streckte mir die Hand entgegen und wies mir einen Stuhl diesseits des Tisches an. Zigarrenrauch erfüllte so dicht das Zimmer, daß ich das Gesicht Münchs nicht genau sehen konnte. Allmählich wurde es lichter und da trat der Kopf Halms, wie der Vollmond aus den Wolken, hervor. Jetzt erst zündete ich die mir angebotene Zigarre an.

Münch war ein Goliath, der statt der Keule die Feder führte. Seine Stirn war kuppelartig, das übrige runde Antlitz hätte nicht die große geistige Bedeutung verraten. Auffallend war nur der fast nicht enden wollende Verbindungssteg zwischen Oberlippe und Nase, als ob Sinnlichkeit und Geist sich recht weit voneinander hätten entfernt halten wollen. „Eine Seele und zwei Gedanken!" Halm gab sich während eines über eine Stunde dauernden Gespräches Mühe, mich zu überzeugen, daß seine Ideen, wie man das Burgtheater leiten solle, die richtigen seien, daß ich unrecht, er recht habe. Ich bestritt nicht, daß manches in seinem Programme unseren Wünschen entgegenkomme, daß aber die Ausführung durch einen der Stellung eines Burgtheaterdirektors ganz und gar nicht entsprechenden früheren Regisseur einer kleineren Bühne völlig verfehlt erscheine. Wir erhitzten uns, ich wurde heftig und schloß: „Es wird in der Geschichte des Burgtheaters verzeichnet werden, daß der Dichter Friedrich Halm seinen glänzenden Namen durch die Art verdunkelt hat, in welcher das Burgtheater während der Zeit, innerhalb welcher Baron Münch Intendant gewesen, geführt worden ist!" Baron Münch weinte; der große, starke Mann weinte. Ich hätte meine Worte gerne eingefangen, wenn es noch möglich gewesen wäre. Münch schwieg einige Zeit. Dann sprach er: „Wen würden Sie zum Direktor des Burgtheaters vorschlagen?" — „Dr. Förster, obwohl er nur als Regisseur, als Direktor der Bühne, den Anforderungen fast ganz entspricht, die ich an einen idealen Bühnenleiter des Burgtheaters stelle! — „Wollten Sie die Güte haben, die Grundzüge, welche Sie entwickelten, in eine Art von Programm zu

fassen?" — „Gerne. Habe ich acht Tage Zeit?" — „Gewiß!" — Drei Tage darauf wurde die Ernennung des Herrn August Wolff zum definitiven Direktor des Burgtheaters veröffentlicht.

Dieser Herr hat sich, oder wurde nur drei Jahre lang als Direktor des Burgtheaters gehalten, von 1867 bis 1870. Als Baron Münch, entmutigt und ermattet, endlich einsah, daß er nicht der Mann des praktischen Theaters sei, welcher Nachts, Manuskripte lesend, dulden und tagsüber während der Proben auf der Bühne streitbarer Held sein muß, und seinerseits resignierte, ging auch Herr Wolff. Mit der Leitung der Generalintendanz wurde Graf Rudolf Wrbna betraut. Direktor des Burgtheaters wurde Franz von Dingelstedt. Dingelstedt behauptete später mir gegenüber, man habe ihm bei der Berufung nach Wien gesagt, er solle nicht lange Leiter der Oper bleiben, er würde bald Generaldirektor beider Hoftheater werden. Er behielt auch die schöne Wohnung in der Oper noch einige Jahre hindurch, während er, der Musikwelt entrückt, sich dem Worte im Burgtheater widmete.

Graf Rudolf Wrbna war ein Wiener Kavalier, immer liebenswürdig, ein eifriger Besucher des Ballettes, später des Carltheaters, allen schönen Dingen der Welt zugetan; aber, und es ist dies nicht immer in seinen Kreisen der Fall, ein vortrefflicher Ökonom, wie man dieses Wort auch auslegen will; guter Landwirt, genauer Rechner und Sparmeister. Die „Kunst" lag bei ihm in der Aufstellung und Einhaltung des Budgets. Er war gekommen, um das Defizit, dessen hohles Auge jeden Intendanten und Direktor gespensterhaft drohend anstarrt, zu bannen, und es ist ihm gelungen. Graf Wrbna, den alle Welt kannte und der alle kannte, frühstückte während der schönen Jahreszeit im Volksgarten. Eines Morgens grüßte er, als ich noch weit entfernt war, mit der Hand, und als ich an seiner Seite Platz nahm, zog er ein Notizbuch hervor, sein rundes, volles, rotes Angesicht strahlte, triumphierend schlug er das Heft auf, wies auf eine Ziffernreihe und rief: „Da sehen Sie, das Defizit des Burgtheaters ist geschwunden! Ich habe mein Werk getan. Jetzt kann ich beruhigt hintreten und bitten, mich in Gnaden der Theaterstellung zu entheben." Ich kannte dieses Einschreibebuch des Grafen Wrbna; er trug es immer bei sich, und oft genug hatte er mir früher die

Zahlenreihen gezeigt und es beklagt, daß noch immer nicht stimmen wollten: die Ausgaben und die Einnahmen des Burgtheaters.

* * *

Dingelstedt wurde von dem Leiter der Generalintendanz Grafen Wrbna in der artistischen Leitung des Burgtheaters nicht beirrt. Vermied der Direktor nur große Auslagen und unterstützte er dadurch die Bemühung des Grafen, das Gleichgewicht im Haushalte wiederherzustellen, so hatte er in allem übrigen freie Hand. Graf Wrbna war ein echt österreichischer Edelmann, den Bescheidenheit zierte und der vor großen Kenntnissen und geistiger Bedeutung Achtung besaß. Aber gerecht mußten die Männer, über welche er gesetzt war, vorgehen, damit sie ihre Befugnisse nicht überschritten; Unbill duldete er nicht.

Ich lernte Dingelstedt erst spät kennen. In früheren Jahren hatte mich die Freundschaft mit Laube abgehalten, seine Bekanntschaft zu machen, und dann, im Anfang der Siebzigerjahre, als ich nach längerer Abwesenheit wieder nach Wien kam, waren es Nachrichten über unwürdige Behandlung einer Freundin, eines ausgezeichneten, stets pflichteifrigen Mitgliedes des Burgtheaters, welche mich bestimmten, ihm fernzubleiben. Die Dame, der fortgesetzten Kränkung müde, hatte ihre Entlassung erbeten, erhalten und Wien einige Wochen vor meiner Rückkehr verlassen. Dingelstedt war es, der mich einige Zeit später, als ich die journalistische Tätigkeit wieder aufgenommen, besuchte. Die Veranlassung war eine etwas ungewöhnliche. Eines Tages machte mir Baron Hofmann, damals Sektionschef im Auswärtigen Amte, aber mit all seinem Sinnen stets mitten im Theaterleben, die Mitteilung, Dingelstedt wünsche seine Ansichten in dem von mir geleiteten Blatte zum Ausdruck zu bringen, er glaube dazu als Direktor des Burgtheaters berechtigt zu sein. Ich wollte nicht gleich begreifen und fragte: in welcher Art dies geschehen könnte? — „Nun, Dingelstedt wünscht die Besprechung der Vorstellungen selbst zu schreiben." — „Unmöglich!" entgegnete ich und setzte all die Gründe auseinander, welche mir ein derartiges Vorgehen als unzukömmlich erscheinen ließen. — Baron Hofmann verließ mich, kehrte aber nach einigen Tagen wieder und dann so lange wieder, immer dringender werdend,

bis ich endlich, ich hatte inzwischen einen Plan erdacht, sagte: „Gut denn, Herr von Dingelstedt möge so freundlich sein, sich mit mir in Verbindung zu setzen; wir wollen beraten, in welcher Art ich seiner Absicht entsprechen kann."

Ich hatte zwar von Baron Hofmann keine direkte Weisung entgegenzunehmen, am wenigsten in Bezug auf das Theater, aber ihn mir durch ein striktes Nein zum Feinde zu machen, war nicht ganz ratsam. Einer seiner Freunde sagte mir einmal: „Es gibt keinen seiner Bekannten, dem er nicht einmal genützt und nicht ein andermal geschadet hat!" Dingelstedt kam. Wir taten beide groß, er war liebenswürdiger als ich; er wollte erreichen. Schließlich sagte ich, scheinbar auf die Idee Dingelstedts eingehend: „Gut denn, beginnen wir mit einem Rückblick auf das eben zu Ende gegangene Jahr; Sie können da Ihren Standpunkt eingehend entwickeln!" Dingelstedt nahm nach einigem Zögern meinen Vorschlag an; kurze Kritiken, meinte er, würde er vorgezogen haben, und seine langen Beine etwas mühsam einziehend und sich schwer erhebend, reichte er mir die große, breite, mit eine Art von Ring der Nibelungen belastete Hand zum Abschiede.

Einige Tage später sandte er mir den Rückblick. Er sprach von Stücken und Personen. Als ob er es nicht erwarten könnte, der aus dem Verbande des Burgtheaters getretenen Schauspielerin einen Abschiedsfluch nachzusenden, rechtfertigte er das Verhalten der Direktion der Schauspielerin gegenüber und häufte Klagen aller Art auf die schon längere Zeit in der Ferne Weilende. Da hatte ich Dingelstedt, wo ich ihn haben wollte. Ich begab mich zum Generalintendanten Grafen W r b n a, teilte ihm den Vorgang mit und legte den von Dingelstedt verfaßten Aufsatz in seine Hand. Ich wußte, daß Graf Wrbna die vom Direktor noch über die Grenze des Reiches verfolgte Schauspielerin hoch in Ehren gehalten habe, und erstaunte nicht, als ich Tags darauf, das Manuskript zurückerhaltend, die festen Striche wahrnahm, welche die Angriffe Dingelstedts kurzweg vom Papier getilgt hatten. Dingelstedt erfuhr alsbald, was Graf Wrbna getan, und schrieb mir: „Er ziehe den Aufsatz ganz zurück, denn derartige Bevormundung lasse er sich nicht gefallen."

Dingelstedt stellte nie mehr das Ansinnen, selbst öffentlich beurteilen zu wollen, was er als Direktor leiste und . . . wir wurden endlich Freunde. Es dauerte zwar noch längere Zeit,

bis wir einander näherrückten, dann aber trat eine Art von Verzauberung bei mir ein. Dingelstedt war, wenn er wollte, unwiderstehlich. Ich habe nie einen Mann gekannt, der wie er die Gabe besaß, die Zeit, während welcher man sich im Gespräche mit ihm befand, so rasch vorüberfliegen zu lassen. Ein Wort Dingelstedts und er machte sich klar, eine Andeutung und er verstand. Der Ball flog hin und zurück, keine Bemerkung fiel zur Erde. Er war voll Geist und Bosheit und konnte bei Scherzen des Partners unschuldsvoll, in sich hinein genießend, als ob er Austern schlucke, lachen. Er machte vortreffliche Witze und war das dankbarste Publikum selbst für schlechte, die der Mitredner vorbrachte.

Dingelstedt, der vielfach als unzuverlässig Bezeichnete, mir gegenüber hat er sich treu und fest in der Freundschaft erwiesen Jahre hindurch ... fast bis an sein Ende. Ich sah ihn zum letzten Male auf seinem Krankenlager, das ich mit einer weißen und roten Rose schmückte. Ich ging schweren Herzens von ihm, er sah mir mit wehmütigem Blicke nach; seine von ihm so sehr geliebte Tochter „Susi" sagte, sich verstellend, die Tränen zurückhaltend: „Sind diese Männer doch schwachmütig!"

Es ist viel über Dingelstedt gesprochen und geschrieben worden; alle, die ihn schätzten, bemühten sich, sein Wesen zu erklären. Das beweist, daß er keine einfache, einheitliche Größe gewesen. Dingelstedt war nicht zu fassen, er bestand eben aus Widersprüchen. Sie wohnten in e i n e m Körper, aber im ewigen Krieg miteinander. Die Leute wunderten sich über Dingelstedt, er selbst konnte sich oft nicht begreifen. Es gibt Männer eines Sinnes; wenn es sich darum handelt, was sie im gegebenen Falle tun werden, sagt alle Welt: er wird so vorgehen, denn er kann nicht anders; Dingelstedt selbst konnte nie sagen: ich werde, wenn dieser Umstand eintritt, jenen Weg gehen. Er hing von dem Unvorhergesehenen, von dem Einflusse, den andere vor der Entscheidung auf ihn ausübten, ab. Er dachte, andere lenkten. Er wollte immer geradeaus und ging gar oft seitwärts. Dingelstedt war Quietist des Körpers und trotzdem unsteten Sinnes. Sein Geist und sein Körper zogen hierhin, dorthin, und in diesem Widerstreite behielt der Dritte recht und oft auch der Vierte. In der Mitte der Siebzigerjahre war unser Wien Dingelstedt verhaßt geworden. Er fühlte sich gedrückt und unterhandelte

mit Frankfurt am Main. Als Grund, warum es ihn fortzog, gab er mir den Charakter der Wiener Gesellschaft an. Man werde in Wien nicht heimisch, es sei ihm trotz aller Bemühung nicht gelungen. Seine Tochter Susanne komme nicht in die Welt, und er wünsche sie zu verheiraten. Dingelstedt schilderte die glänzende Stellung, die seiner in Frankfurt harre, und er hatte nach langem vertraulichen Briefwechsel mit dem Theaterkomitee die Sache fast zum Abschlusse gebracht, als seine Frau, die vergebens lange Zeit hindurch gebeten, Dingelstedt möge in Wien bleiben, ihm zu Füßen fiel und ihn beschwor, er möge sie nicht zwingen, die geliebte Hauptstadt ihres Vaterlandes zu verlassen. Sie würde sterben, wenn sie fort müßte. Dingelstedt blieb. So schilderte er mir den Sachverhalt.

Zwei Elemente, der freie Sinn und die Genußsucht, waren in Dingelstedt stets im Kampfe. Er war voll Ehrgeiz, und, um herrschen zu können, wurde er Diener. Dingelstedt hatte zu allem Talent, nur nicht zum Martyrium. Er fühlte in sich das Zeug zu einem Diplomaten, aber die Schule, durch welche der Weg zu dieser Laufbahn geht, fehlte ihm, und so entschädigte er sich, indem er Diplomat in der Welt des Theaters wurde. Er täuschte Schauspieler, die sich täuschen ließen, und lästiger Querulanten entledigte er sich durch Witz. Meixner, der einmal drohte, sich zu töten, rief er zu: „Versprechen Sie nichts! Sie halten ja nie Wort!" und als ihn einer der Regisseure in Unmut versetzt hatte, sagte er zu zwei kleinen Schauspielern, die sich vor dem Souffleurkasten aufgepflanzt hatten, sie hießen Baumgartner und Lippert: „Bitte, enteilen Sie rasch, dieser Platz gehört den Herren Regisseuren!" — Ich stellte ihm, als er zu kränkeln begann, vor, er behandle die Regisseure schlecht und sei doch jetzt auf sie angewiesen. „Gut denn," sagte er, „so werde ich mir vier Mitschuldige schaffen!"

Dingelstedts beste Taten im Burgtheater waren die gute Aufführung der nachgelassenen Dramen Grillparzers: „Jüdin von Toledo", „Bruderzwist" und „Libussa", sodann die prunkvolle Reiheaufführung von Shakespeares Königsdramen. Dingelstedt war der Mann der Sonntage des Theaters, der im Kunstkalender rot angestrichenen Feste, Laube sorgte, daß alle Tage eine gute Vorstellung stattfinde; Dingelstedt hielt auf Glanz, Laube war die Bühne nie einfach genug; Dingelstedt zog poetische,

Laube wirksame Stücke vor; Laube wollte, daß rasch gespielt und gut gesprochen werde, Dingelstedt sah besonders darauf, daß man poetische Wirkung übe, das Bild zur Geltung komme, der Akt tableaumäßig schließe. „Ich war Meininger," sagte er oft, „bevor die Meininger reisten!" Laube und Dingelstedt, beide Hälften in einem Manne vereinigt, hätten den richtigen Direktor des Burgtheaters gegeben.

Laube und Dingelstedt gingen in Wien enttäuscht zu Grabe. Dingelstedt, der jahrelang gehofft, Generaldirektor beider Hoftheater zu werden, erhielt schließlich ein halbes Jahr vor seinem Tode nur die Ernennung zum artistischen Leiter beider Hoftheater, und Laube wurde von Baron Hofmann nach dem Tode Dingelstedts in dem Glauben erhalten, er sei wieder zum Direktor des Burgtheaters auserwählt. Hofmann schickte dem alten Manne die eingelaufenen Manuskripte zur Beurteilung zu und Laube sah darin den Anfang neuer Burgtheaterglorie! Eines Abends trat er im Stadttheater in meine Loge und sagte: „Ich höre, W i l b r a n d t soll Direktor des Burgtheaters werden. Ich kenne ihn; der Mann versteht gar nichts vom wirklichen Theater. Baron Hofmann hält so viel von Ihnen, sagen Sie ihm doch, daß er einen Fehlgriff begeht!" — Ich mußte lächeln und Laube sagen, daß ich seit Dingelstedts Tode es sorgsam vermieden hatte, mit Baron Hofmann zusammenzukommen.

* * *

Die Burgtheaterdichter der Zeit, welche wir schildern, waren Grillparzer, Halm und Bauernfeld. Nach der Wertschätzung, wie sie heute vorgenommen wird, müßte man eigentlich Bauernfeld als zweiten nennen, denn während Halm fast ganz aus dem Spiele gelassen wird, grünen noch mehrere Lustspiele Bauernfelds, und zwar nicht jene, welche Räder während der politischen Bewegung Wiens gewesen sind, sondern die unschuldsvollen Gesprächsstücke aus Bauernfelds jüngeren und späteren Jahren. Nicht eine Idee auf ihre Treibkraft zu prüfen, war bei der Gestaltung dieser Werke sein Ziel, sondern durch gute Darstellung dankbarer Rollen und Witzfunken des Dialoges zu gewinnen, zu fesseln und Wohlgefallen zu erregen. Grillparzer dachte, während er arbeitete, fast nie daran: wer wird meine Gestalten darstellen? Halm hatte wohl die Rettich und Löwe im Auge,

die Nebengestalten zog er nie in Rechnung; Bauernfeld aber war ganz und gar von den Darstellern abhängig. Er hätte es sicherlich nicht nötig gehabt, fortwährend zu fragen: wer wird den Diener des Kommerzienrats Bankländer geben? aber er quälte sich mit diesen kleinen Sorgen, klagte zu allen Zeiten über den Verfall des Burgtheaters, das keinen richtigen Direktor, keinen bedeutenden Künstler besitze, für welches man also nicht mehr schreiben könne, und auch das Publikum fand vor ihm keine Gnade.

Bauernfeld war der ausgesprochenste Wiener Frondeur, auch nach 1848, und zwar erfreulicherweise viele Jahre hindurch, da er auch noch Gutes schrieb. Es hat wohl nie einen Autor gegeben, der sich so sehr anschickte, alle Welt gegen sich aufzubringen, und dem trotzdem alle gefällig und dienstbar zu sein sich bemühten; nicht nur Schauspieler, sondern auch Herren und Frauen der Wiener Gesellschaft. Bauernfeld sagte allem und allen Böses nach, irrte wie eine „wabernde Lohe" durch Wien, und doch luden ihn die Herren fast täglich zu ihren Gelagen, die Damen vergaßen nie, ihn mit Ruhekissen an seinen Geburts- und Namenstagen zu beglücken, und die Schauspieler buhlten um Beschäftigung in seinen Stücken. Bauernfelds Rollen waren dankbarer als er, die Damen wiesen mit Stolz ein Sinngedicht, den zierlichen Dank für holde Spende, vor, oder ein Epigramm, das der Hausfreund gegen den Ehemann geschnellt, und die Männer lachten mit den Lachenden. Was sollten sie tun? Bauernfeld war eine böse Zunge, vor solcher hatte man in Wien zu jeder Zeit Scheu und sah ihr vieles nach, denn man wußte, ihr blieb das letzte Wort. Die „böse Zunge" war, und ist vielleicht heute noch, der kleine Stadtgott Wiens.

Äußerlich von Bauernfeld verschieden und doch innerlich mit ihm verwandt war Grillparzer. Auch er klagte und schrieb im stillen Epigramme, aber während Bauernfeld sich als Spottvogel den Ärger hinwegplauderte, vergrämte sich Grillparzer. Mißfiel ein Lustspiel Bauernfelds, tobte er einige Tage hindurch, schrieb aber dann rasch ein neues, manchmal ein besseres; wurde ein Stück Grillparzers mißverstanden oder gar abgelehnt, verstummte er ganz und gar. Bauernfeld war eben der Sohn der komischen Muse und Grillparzer nahm alles tragisch. Bauernfeld füllte die politische Bewegung des Jahres 1848 so sehr das Herz und stieg ihm so stark zu Kopfe, daß er Wien im Frühsommer

verlassen und nach einem abgeschiedenen Ort in der Steiermark flüchten mußte, um wieder zu sich zu kommen, der Bauernfeld von ehedem zu werden. Grillparzer verbrachte die schöne Sommerszeit dieses Jahres in Baden bei Wien und las, wenn er auf einer Bank im Parke saß, Horaz. Auch während der hie und da vorgenommenen Eisenbahnfahrten nach Wien sah man in Grillparzers Hand einen griechischen oder römischen Klassiker. Saß man ihm, die Seelenruhe des Mannes anstaunend, gegenüber, so hob sich wohl hie und da vom Buche weg das Auge, das himmelblaue, seelenreine Auge Grillparzers. Aus dem wie leidschwer seitwärts geneigten Haupte traf einen der Blick tief und doch so unbestimmt wie das Licht eines Edelsteines, so daß man, schwankend, sich fragte: will er dich ergründen, oder sieht er, über das Gelesene nachdenkend, nichts vor sich?

Grillparzer, Bauernfeld und Herr von Schmerling waren wohl, jeder eine andere Seite des Österreichers stärker hervorkehrend, die Hauptrepräsentanten in der Reihe der Zeitgenossen. Bei aller Verschiedenheit hatten sie doch Grundgemeinsames, zuvörderst die Vaterlandsliebe, welche jedoch ein leichtes, zeitweises Zittern der Magnetnadel zwischen Österreichertum und Deutschtum nicht ausschloß. Alle drei waren Josephiner, und als Herr von Schmerling, damals Staatsminister, an der Spitze einer Deputation Grillparzer Glück wünschte, sagte dieser mit gerührter Stimme, aus seinen himmelblauen Augen zu Schmerling emporblickend, fast verschämt, als ob es eine Liebeserklärung gelte: „Sie wissen nicht, Exzellenz, wie sehr ich Sie verehre!“ Herr von Schmerling hat mir diese Äußerung des Dichters mit gerechtem Stolze mitgeteilt. Ich selbst habe Grillparzer nicht persönlich gekannt und kann mir nicht verzeihen, ihn nicht aufgesucht zu haben. Grillparzer und Hebbel haben im Jahre 1851 als Richter bei einer Preisausschreibung mir für eine Novelle, „Taubstumm“ betitelt, den ersten Preis zuerkannt. Falsche Bescheidenheit hielt mich ab, meine Pflicht zu tun, Grillparzer zu danken. Ich hätte die Freude gehabt, auch dem dritten der Männer näher zu treten, welche den Glanz des Burgtheaters bildeten: Grillparzer, Bauernfeld, Halm. Merkwürdig, alle drei starben kinderlos, soviel man weiß; Grillparzer, der ewige Bräutigam, Bauernfeld, der ewige Gast, und Halm, der ewige Platoniker und Zyniker in einer Person.

Wäre Bauernfeld, als das neue Burgtheater erbaut werden sollte, schon im Reiche der Schatten gewesen, so würde ohne Zweifel seine Büste an der Seite der Österreicher Grillparzer und Halm die Front des Kunsthauses geschmückt haben. Dingelstedt war, als es sich darum handelte, die Marmorbilder zu bestimmen, bereits krank und stemmte sich gegen den von einem kleinen Komitee, dem Baron Hasenauer, Dr. Wlassack und ich angehörten, gemachten Vorschlag: Ferdinand Raimund im Burgtheater, an dessen Außenseite vorläufig, zu Ehren zu bringen; er hielt an Hebbel fest. Bauernfelds wurde nicht gedacht, er lebte ja noch, und einem Lebenden ein Denkmal zu setzen, das ist gegen den Gebrauch! Vielleicht stammt diese Anschauung daher, daß jedes Denkmal an das Grab erinnert, da denn doch nicht erst der Tod den Abschluß auch des Urteils über einen Dichter ermöglicht. Kurz, Bauernfelds Bild nimmt an der Stirnseite des Burgtheaters nicht die Stelle ein, welche ihm die Geschichte des deutsch-österreichischen Theaters anweist; man braucht, um dies auszusprechen, Friedrich Hebbel durchaus nicht zu unterschätzen.

Friedrich Hebbel hat in Wien gut die zweite Hälfte seiner Dichterlaufbahn zugebracht, ohne je so recht heimisch zu werden. Als Wandersmann hatte er auf der Rückreise von Italien in seine nordische Heimat an der Donau haltgemacht, wurde gefesselt und blieb. Es war dies einige Zeit vor 1848. Als Hebbel in den Schriftstellerkreisen Wiens auftauchte, glaubte man ein einer fremden Welt angehörendes Menschengebilde zu sehen. Stahlblaue Augen, blondes Haar, das gerade herabfiel, blonder Bart, eine Stirne wie eine Kuppel, der schlanke Leib in abgetragenen Kleidern, die Rockärmel erreichten kaum die Handwurzel, die Beinkleider kaum die Knöchel, und dabei wiegte sich, wenn Hebbel ins Sprechen kam, der hagere Körper in den Hüften hin und her, als wenn er geschaukelt würde, und man mußte dem Nachahmungstrieb Gewalt antun, um sich nicht mit hin und her zu wiegen und in die Gefahr zu geraten, von der Seekrankheit ereilt zu werden.

Die See ... an sie gemahnte Hebbels Erscheinung, sein schöner Robbenkopf. Der Mann war nordisch vom Wirbel bis zur Zehe, in seinem Tun und Lassen, Dichten, Denken und Sprechen. Und als fremdartig staunte man ihn und seine Werke

in der süddeutschen Hauptstadt, der Geburtstätte Grillparzers, an. Ihn und seine Werke. Ein Publikum hat Hebbel in Wien nicht gehabt, aber eine kleine Schar von Freunden oder eigentlich Bewunderern, die an ihn glaubten, ihn verehrten, ja man kann sagen anbeteten. Außer Richard Wagner hat von den Zeitgenossen nur noch Friedrich Hebbel die Gabe besessen, Jünger um sich zu scharen, streitbare Ruhmverkünder. Man begriff es aber, daß jüngere Leute gleich Emil Kuh zu Hebbelschwärmern wurden, wenn man den Mann ein Thema erörtern vernahm. Im Gespräche war er am bedeutendsten. Man glaubte selbst inhaltsvoll zu denken, wenn man ihn reden hörte. Ununterbrochen strömten ihm die Gedanken und Bilder zu und flossen wie ein erfrischender Quell aus dem Munde einer Statue. Und dazu leuchteten die stahlblauen, nixartigen Meeraugen förmlich phosphoreszierend. Hebbels Wesen hatte magnetische Kraft. Er wußte es und übte sie aus.

Freunde zu besitzen genügte ihm nicht, er forderte eine Art von Leibeigenschaft. Emil Kuh hat um Hebbel jahrelang gedient und als er endlich es wagte, ein Mädchen zu lieben, und die Absicht kundgab, die Geliebte zu heiraten, da empfand Hebbel diesen doch nicht ganz unnatürlichen Vorgang als eine Art von Treubruch, von Treulosigkeit. Du sollst keinen anderen Gott haben neben mir! Es hat mehrere Jahre gedauert, bis die alte Freundschaft sich wieder knüpfte, und ob sie je so fest wurde, als zur Zeit, wo Emil Kuh, die Aufopferung selbst, wenn er geistig liebte, Zölibatär gewesen war, ist wohl fraglich.

Ich wurde Hebbel durch seine recht eigentümliche Auffassung literarischer Freundschaft entfremdet. Jahrelang war ich bemüht gewesen, das peinliche Verhältnis zwischen ihm und Laube seiner Hauptstacheln zu entledigen und Laube, dem die Art Hebbels in allem und jedem gegen den Strich ging, zu vermögen, ein neues Stück des Dichters aufzuführen. Endlich gab Laube nach und brachte die „Magellone" (Genoveva). Ich schrieb darüber in der „Ostdeutschen Post". Kurz darauf wurde Mosenthals „Sonnwendhof" aufgeführt, über welches Stück ich ebenfalls Bericht erstattete. Von dieser Kritik war Hofrat Weil, Mosenthals Schwiegervater, Preßleiter im Auswärtigen Amte, mit welchem Kuranda in Verbindung stand, nicht entzückt, und um ihm gefällig zu sein, schrieb der Redakteur eine zweite

Beurteilung in sein Blatt. Als ich, nichts Arges ahnend, kurz darauf Hebbel besuchte, stellte sich dieser vor mich hin, wiegte sich in seiner melodischen Art hin und her, sah mich, ich glaube vernichtend, aus seinen schönen stahlblauen Augen an und sprach: „Ist das Freundschaft, wenn man über ein schlechtes Stück Mosenthals zwei Berichte bringt und über mein Werk nur einen?" Wenn ich mich recht erinnere, habe ich, ohne die Interpellation zu beantworten, das Haus Hebbels verlassen und es nie wieder betreten. Hebbels Geist war bedeutend, noch größer aber sein Glaube an sich selbst. Als eines Morgens die Magd in seine Stube, in welcher er schaffend einherschritt, trat, um dieselbe in Ordnung zu bringen, rief ihr Hebbel donnernd zu: „Sieht Sie nicht, daß der liebe Gott bei mir ist?" Die Magd sah im Zimmer umher, konnte aber den lieben Gott nicht erblicken.

* * *

Schauspiel und Oper standen in Wien zu gleicher Zeit in voller Blüte. Man spielte am besten und sang am schönsten in Wien in den Jahren vor 1848; was man darstellte, was man vortrug, war den Hörern fast Nebensache. So ist es immer in Zeiten des Niederganges des öffentlichen Geistes gewesen; da hatten die reproduzierenden Künste ihre schönsten Tage. Schauspieler und Sänger schritten einher, wie Könige dieser Welt es nicht tun.

Die deutsche Oper in Wien war zu jener Zeit fast nichts anderes als die Fortsetzung der alljährlich stattfindenden italienischen „stagione". Man sang welsche Opern in deutscher Sprache, das heißt die Theaterzettel waren deutsch, das bildete fast den ganzen Unterschied, denn vom Texte verstand man ja selten ein Wort. Der schöne Gesang ging vor allem: schöne Stimme, schöner Vortrag; Spiel und Aussprache wurden nur verwendet wie man etwa einen Schwarzdruck leicht koloriert. Man wandte sich an das Ohr, weniger an das Auge und nie an den Geist. Rossini, Bellini, Donizetti herrschten; daß Wien Gluck, Mozart, Beethoven sein genannt, war fast in Vergessenheit geraten.

Sänger besaß Wien zu jener Zeit wie nie zuvor und nie nachher: Jenni Lutzer, Marie van Hasselt, Staudigl, Erl bildeten das unvergeßliche Wiener Quartett jener Tage.

Jenni Lutzer! Ich sehe sie heute noch vor mir, und zwar

als Konzerterscheinung, fast nie in den Kostümen der Bühne. Im schwarzen Samtkleid, kugelrund, voll die Wangen, voll die weite Schwebung des weichen, feinen Stoffes von Achsel zu Achsel, voll die Hüften, voll ... einen Diamantschmuck am schwarzen Band auf dem Schwanenbusen; eher klein als groß, blaß das von dunklem Haar eingekreiste Gesicht, aber kohlenglühend die Augen und ein süßes, kokettes Lächeln um die mit einem dunklen Flaum gezierte, vielversprechende Oberlippe, wie ich es nie auf dem Theater wahrgenommen. Jenni Lutzer sehen, und man war erregt; sie hören, und man vergaß, daß man sie gesehen. Die Lutzer war eine Pragerin, sie hieß dort die böhmische Nachtigall, wie ihre Landsmännin Henriette Sontag. Als Dingelstedt später von Stuttgart nach Wien kam und in seiner ersten Soiree im Opernhause, wo er als Theaterdirektor Hof hielt, die Gemahlin ans Klavier führte, sagte er: er habe Wien seine Nachtigall wieder gebracht. Er hatte von diesem Ehrentitel zum Teile die Berechtigung, in die Wiener Oper einzuziehen, herleiten wollen. Es war dieselbe Nachtigall, doch nicht mehr dieselbe Sängerin. Aber in ihrer Blütezeit da war sie wirklich eine Philomele. Könnte ich doch den Ton vor die Leser stellen! Meine Erinnerung zaubert mir ihn vor, als wäre damals schon die Klangrolle Edisons erfunden gewesen. Ich brauche nur die Augen zu schließen und Jenni Lutzer singt. Ich höre sie, so oft ich will, und in schlaflosen Nächten entzücke ich mich oft an diesem Glockenspiel. Ja, wie eine Glocke war ihr Sopran, voll, hell, rein, zuckersüß, anmutig, und ein Spiel, ein Kinderspiel schien es, wenn sie, ihrer Stimme alles zumutend, das Unglaublichste sicher traf. Wie viel die Kunst zu dieser Ausbildung der schönsten Laute beigetragen, weiß ich nicht; die Natur aber hatte der Lutzer das edelste Metall gegeben. Gespielt hat die schöne Frau nicht viel, nicht ausgiebig, um eine ganze Gestalt sichtbar zu machen, aber man hörte die Lutzer, die überdies so schalkhaft zu lächeln wußte, und man nahm bei solcher Gesangsgabe ihre Körperbewegung fast als ein Geschenk hin.

Auch Joseph Erls Tenor klang glockenhell, glockenrein, er war samtweich, voll Wohllaut; auch ihn höre ich, so oft ich will, das sicherste Zeichen für seltenste Art. Erl sang leicht, ohne die geringste Anstrengung, ja ohne wahrnehmbare Bemühung, zu singen. Hals und Gesicht blieben fast unbewegt, ebenso aber auch

der übrige Körper. Das Spiel war nicht Erls Sache, er versuchte es kaum, und doch, wenn er auftrat oder abging, wurde er nicht lächerlich; insoweit sich zu bewegen, hatte er auf der Bühne gelernt. In der ersten Szene der „Hugenotten“-Vorstellung, wo Raoul mit der Viola, der Zuckerseele von Instrument, abwechselnd zu singen hat, wußte man nicht, wem der Preis der Klangschönheit gebühre, der Menschenstimme da oben oder dem Herztone der Edeltanne da unten. So beliebt Erl als Sänger, so unbeliebt war er bei uns als Mensch. Wir Kinder jener Zeit, Hermeline an Idealität, wollten den Künstler auch als edelsten Menschen sehen. Und von Erl, dem Wiener Vorstadtkinde, erzählten dunkle Gerüchte Schauerliches. Er sei in seiner Jugend Fleischhauer gewesen, und so sehr habe sich in ihm der Dämon des Blutdurstes festgekrallt, daß Erl in jeder Woche an einem bestimmten Tage nach dem Schlachthause eile und dort eigenhändig einen Ochsen schlage. Der Dampf des heißen Blutes sei ihm wohlgefälliges Opfer. Ob es auch wahr sei, was man dem Sänger nachsagte, wir untersuchten es nicht, wir glaubten an alles, wir glaubten aber auch alles.

Gleich der Lutzer und Erl gab sich auch Joseph S t a u d i g l nur als Sänger, als Konzertsänger in der Oper. Er stand an der Rampe, in naher Entfernung vom Souffleur und Kapellmeister und sang den Marcell. Ein hugenottischer Fanatiker war er nicht, er hätte niemand wehgetan, um wie viel weniger ein Dutzend Andersgläubiger erschossen, seine Aufgabe war nur, wohlzutun, schön zu singen, mit großer, das Haus erfüllender, herrlicher, immer reizvoll wohlklingender, weil nie angestrengter Stimme. Staudigl war ein Gesangskünstler, ein Oratoriensänger wie es keinen gegeben, und so schale, flache Musik er auf dem Theater auch zu singen hatte, er brachte sie mit heiligem Respekt vor seiner Kunst, vor der Himmelsgabe seiner Kehle, die er mit Gewissenhaftigkeit wie ein alter Goldschmied von Augsburg in edelste Form getrieben hatte. Getrieben! In späteren Jahren ließ sich allerdings Staudigl hinreißen, Gewalt an sich zu üben. Sein Rollenkreis mochte ihm zu eng sein, und er setzte alles daran, auch Baritonpartien zu geben. Er sang sie schön wie alles, aber er denaturierte sein Organ nicht ungestraft, die Stimme verlor mehr in der Tiefe als sie in der Höhe gewann, und der große Sänger wurde geisteskrank.

Ebenso unbedeutend als Schauspielerin, aber ebenso groß als Sängerin, eine Künstlerin vom gleichen Adel wie Staudigl, war Marie van Hasselt, eine Holländerin. Sie sah nicht aus wie Rubens' Frauen, eher wie man einige, nicht mit einem Wohlleibe ausgestattete Holländerinnen auf Teniers' Bildern sieht, die, Wild feilhabend, wenig Zuspruch finden. Frau van Hasselt war ebenfalls nur in geringem Grade eine dramatische Natur durch körperliche Begabung, von Hause aus; hager und eckig hatte sie es wohl aufgegeben, energische und doch runde schöne Bewegungen ihren unnachgiebigen Gliedern abzuzwingen; aber eine dramatische Künstlerin saß und arbeitete in ihrer Kehle, durch den wie ein Stradivarius hochgewölbten Brustkorb emporsteigend. Wer die schlagende Nachtigall beobachtet hat, wird im Geiste die Kehle der Hasselt arbeiten sehen, schluchzen hören. Ob der Nachtigall das Herz bricht, wissen wir nicht; aber die kleine Kehle, die solchen großen Ton kaum zu fassen vermag, droht fortwährend zu springen. In der Kehle der Hasselt klagte es herzzerreißend, da konnte es aber auch aufjauchzend jubeln. Ihr Herz war da zum Tone geworden. Dabei blieb der Körper fast unbeweglich, im Gesichte war keine Regung zu sehen; der Genius des Tones schien unbekümmert um die Hülle des Instrumentes zu arbeiten.

Das waren die großen Sänger Deutschlands um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, und Wien hat sie besessen, wie es zu jener Zeit mit Stolz sagen konnte: die bedeutendsten deutschen Schauspieler sind in Wien.

Noch ein großer Sänger lebte viele Jahre vor 1848 und noch viele Jahre nachher in Wien: der jüdische Kantor Salomon Sulzer. Eine Stimmgewalt, die so zu erschüttern und so zu rühren vermochte, hat nicht wieder auf unser Ohr und Herz gewirkt. Wenn Sulzer in seiner Behausung Schuberts „Allmacht" sang, war alles ergriffen und weinte. Nicht nur die Leidenschaft des heißblütigen Mannes, welche seine große, wohllautendste Stimme färbte, die Macht des Organes allein war hinreichend, Steine von Menschen zu bewegen. Und dazu kam eine Art von Sehergestalt, das Bild des Jeremias auf den Trümmern einstiger Herrlichkeit, die herzbrechende Klage einer Nation durch den Mund eines Mannes: sie habe ihre Heimat, ihre Freiheit verloren; man konnte sich kaum fassen, kaum zurechtfinden. Wenn

sich Sulzers Lippen schlossen, betrachtete er aus den dunklen Augen, die in seinem in dichte, lange schwarze Locken eingehüllten Kopfe funkelten, mit freudigem Stolze die anwesende Gesellschaft. Sulzer sang jeden Freitagabend, an Festtagen, dann wenn zwei sich die Hand zum Bunde reichten oder wenn sie einen begruben, in der alten Wiener Synagoge. Kein Musiker und Künstler von Begabung, keiner aus den literarischen Kreisen Wiens versäumte es, wenigstens hie und da in die Synagoge zu gehen und den jüdischen Barden zu hören.

* * *

Das Wiener Stilleben wurde hie und da durch erdbebengleiche Stöße gestört. Einen solchen führte das Erscheinen des Franzosen Hektor Berlioz. Er gab Konzerte im Theater nächst dem Kärntnertore, ließ das Orchester Bruchstücke aus Sinfonien aufführen und leitete selbst die musizierende Heerschar. Berlioz und seine Musik waren etwas gleich Außerordentliches. Der Mann mit den Samsonlocken, den Augen und der Nase eines Falken sah, wenn er, von dem Pulte halb gedeckt, dastand, aus wie ein Stoßvogel auf dem Holzsockel im Schönbrunner Parke. So scharf äugelte er das Publikum. Und seine Musik! Wie dieselbe von dem Herkömmlichen abwich, von der Gliederung in vier Teile, gleichsam in die vier Temperamente oder die Stimmungen des Menschen! Berlioz gab ein Epos, ein Drama, ein Bild in Tönen. Und das Orchester blies und geigte, als würden die Kopfnoten wie Schneeflocken vom Winde durcheinander getrieben. Das war ein Musiksturm, durch neue Töne, neue Zeitmaße, durch einen ungeahnten Vollklang hervorgerufen. Die Neuerer jubelten, allen voran J. A. Becher; die Stillen und Musikscheuen im Lande schrieen empört auf. Die einen waren verzückt, die anderen wüteten oder lachten. Ein Genie — ein Narr; so flogen die Wortkugeln von einer Endmeinung zur anderen. Der Streit tobte in jedem Hause. Wenn man bedenkt, daß, als Hektor Berlioz in Wien aufflammte, Fanni Elßler noch im Operntheater tanzte, allerdings Abschied von der Bühne nehmend, so wird man erkennen, wie nahe oft die alte und die neue Kunstzeit nebeneinander lagern. Berlioz, der Mann, welcher die Musikform, die sich vom Menuett aus entwickelt, in Trümmer schlagen wollte, und Fanni Elßler, die

Muse des Wiener Kongresses, die zum letzten Male auf der Bühne mit ihrem züchtigen Lächeln um die Lippen, die Gestalt von dem fast bis zu den Knöcheln reichenden spanischen Spitzenkleide verhüllt, die Cachucha gehend tanzte. Fanni Elßler war eine echt Raimundsche Gestalt; die stille Jugend Wiens schied, die brausende wollte auftreten. Kein Wunder, daß es Widerstand gab. Von allen Organen ist keines konservativer als das Ohr; woran es sich von Jugend an gewöhnt hat, das schätzt es als Perle, das hält es fest. Es betrachtet jeden neuen Ton als frechen Eindringling, empfindet ihn wie eine Verletzung des Körpers, eine persönliche Beleidigung. Daher kommt es, daß Neuerungen auf keinem Gebiete der Kunst so großen Widerstand finden als in der Musik. Und deshalb sagte ein großer Teil des Wiener Publikums, als er Berlioz' Musik hörte: der Autor ist verrückt!

Richard Wagners erstes Erscheinen in Wien war weniger auffallend und geräuschvoll als jenes Berlioz', des musikalischen Benvenuto Cellini. Wagner kam eigentlich gar nicht als Musiker, sondern als Politiker nach Wien, im Sommer des Jahres 1848. Man sagt, er habe Dr. Adolf Fischhof aufsuchen wollen und sei irrtümlich an Professor Joseph Fischhof, den Bachspieler jener Zeit in Wien, geraten. Als Musiker fanden sich zwischen ihm und dem über Wiener Verhältnisse gut unterrichteten Klavierlehrer Berührungspunkte genug; indessen schien Fischhof den Dresdener Politiker Wagner doch nicht ganz befriedigt zu haben, denn eines Tages stellte mich der Bachspieler dem Dichter des „Tannhäuser" vor und meinte: ich würde dem Herrn Auskunft über dies und das geben können. Ich fürchte, Richard Wagner ist damals aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn der „Meister" — wir beide ahnten damals nicht, was dieses Wort alles bedeute — verlangte von mir, ich solle ihn mit den Spitzen der Wiener Demokratie bekannt machen. Was sich aber in jenen Tagen in Wien Demokratie nannte, dazu gehörte keiner von uns, mit diesen Männern hatten wir keinen Verkehr. Wir waren alle liberal, mehr oder minder, machten aber einen Unterschied der Person. Als Wagner nicht nachließ und durchaus darauf bestand, die Demokraten an der Donau kennen zu lernen, führte ich ihn eines Abends in das Hotel „zum römischen Kaiser" in der Renngasse, wo der „Demokratische Verein" eine Sitzung hielt. Wir nahmen Platz. Der Präsident stellte sich als Vorstand an den

beherrschenden Tisch und begann eine konfuse Rede. Als er den Satz recht vernehmlich sprach: „Der Republik ist das beste Staatsform!" sah ich Wagner an, er lächelte traurig, ich sprach: „Haben Sie genug?" er antwortete: „Ja!" und wir gingen. Der Präsident des Demokratischen Vereines war ein Essighändler aus Krakau, der jeder Bildung entbehrte und Reden auswendig lernte und vortrug, welche sein Bruder, der geistige Leiter der Extremen, welcher aber seines Berufes halber, er war Rabbiner, nicht offen aufzutreten wagte, verfaßt hatte. Fortan wurde zwischen Wagner und mir die Politik kaum berührt, nur daß er mich bat, für die „Dresdener Zeitung", an deren Leitung er mit Johannes Minkwitz und Röckel teilnahm, Berichte aus Wien zu schreiben, was ich auch getreulich tat. Verkehrt aber habe ich mit Wagner damals viel; wir gingen stundenlang auf dem Stephansplatz hin und her und Wagner entwickelte seine Ideen und Pläne über das „Theater der Zukunft". Es standen damals schon die Fixsterne seines Himmels und hatten ihre Namen. Er meinte, daß Wien der richtige Ort für die große Kunstsache wäre, und ich stimmte ihm natürlich bei. Wagner gab mir zum Abschiede zwei Operntexte, ich glaube jene des „Holländer" und des „Tannhäuser". Ich habe dann jahrelang nichts von ihm gehört. — Als seine Oper „Tannhäuser" in der Scheune vor der Lerchenfelder Linie, der Arena des Josephstädter Theaters, von Direktor Hofmann, dessen Verdienst nicht vergessen werden darf, zur Aufführung gebracht wurde, waren wir drei von der „Presse", Max Friedländer, der das Werk von Breslau aus schon kannte, Etienne und ich, voll Eifer, um einen Erfolg herbeiführen zu helfen, und ich glaube, es hat niemand so händeopfernd im Theater applaudiert wie wir.

Ich sah Wagner erst im Jahre 1862 wieder. Er war nach Wien gekommen, um Konzerte zu geben, Stücke aus seinen Opern aufführen zu lassen und sie selbst zu dirigieren. Er besuchte mich, ich war damals Herausgeber des „Botschafter", und erzählte von einer Aufführung des „Standhaften Prinzen" in Frankfurt, wo die Spielweise eines Fräuleins Meyer, der Schwester der Dustmann, wenn ich nicht irre, hieß sie Friederike, ihn in Feuer und Flammen versetzt hatte. Ich sollte für deren Engagement in Wien wirken. Ich habe Wagner früher und später nicht so begeistert gesehen. Er meinte: einen solchen Eindruck auf ihn hervorzubringen, sei nicht leicht, denn er sei durch die Schröder-

Devrient sehr verwöhnt. Und da schilderte er die Art und Weise, wie die Künstlerin die Agathe im „Freischütz" gespielt: die Besorgnis, die Angst, Max sei ein Unfall zugestoßen, das Schleichen ans Fenster, das Erblicken des Geliebten, die Freude, den Jubel ... ich glaube nicht, daß die große Darstellerin je so durchgeistigt gewesen ist, wie dieser Dichter, der eben auch ein Künstler ohne gleichen war in Spiel und Gesang. So hat die feine Ironie Loges nur der singstimmlose Wagner, wenn er uns am Klavier die Gestalt vorzauberte, zu lispeln und zu lächeln verstanden. „Die Schröder-Devrient und Liszt", sagte Wagner, „haben es den anderen schwer gemacht, mich zu befriedigen, die eine als Bildnerin meiner Gestalten und der andere als begeistert fördernder Bühnenleiter und Dirigent". Wagner lobte den Dirigenten Liszt, er selbst aber war der größere Kapellmeister. Wer es nicht gesehen, wie Wagner damals die allbekannte „Freischütz-Ouvertüre" geleitet, wie die Spielenden an seiner Hand und seinen Augen hingen und wie dann das Alte als völlig Neues erklang, etwas Unerhörtes, der weiß nicht, was ein Dirigent zu schaffen vermag. Man nennt solche Leitkraft im Orchester gewöhnlich Magnetismus; nun größere Wunder als diese bewirkt hohe Intelligenz. Sie scheint aber noch seltener zu sein, als das geheimnisvolle Fluidum.

Wagner ist dann nach Petersburg gereist, um Konzerte zu geben, und ist von dort, wo er gefeiert wurde, nach Wien zurückgekehrt. Er hatte, es war dies im Herbst 1863, eine Wohnung in der Nähe Wiens, in Penzing an der Wien, bezogen, eine Reihe hübscher Zimmer, die mit den Petersburger Trophäen geschmückt waren. Er legte damals auf Wien großen Wert, bemühte sich nach wie vor um die Aufführung seiner Werke in der Oper und verlor nicht die Geduld trotz der Hindernisse und Schwierigkeiten, die ihm in Wien in den Weg traten. Man muß den Mann jahrzehntelang streben, arbeiten, kämpfen, ringen und leiden gesehen haben, wie er den Stein rollte und, wenn dieser entglitt, wieder erfaßte, und von neuem aufwärts bewegte, um vieles zu begreifen, was er tat, und vieles zu vergeben, was er seinen Freunden angetan. Wagner besaß, wie selten einer, die Kraft, Freunde zu gewinnen, und die noch seltenere, sie festzuhalten. Er war einer der wenigen Jüngerbildner. Seine Anhänger, Männer und Frauen, opferten sich für ihn und sagten lächelnd: es schmerzt nicht. Seine Jünger in Wien waren damals Peter

Cornelius, Karl Taussig und Heinrich Porges. Sie schrieben ins reine, was Wagner tagsüber schuf, und fertigten Klavierauszüge seiner Werke an. Ich glaube nicht, daß der hagere, hohlwangige, augenleuchtende Peter Cornelius, der weit außen im Wiener Bezirke Weißgerber wohnte, viel mehr von Wien gesehen hat als seine und Wagners Wohnung, den Donaukanal und die Kaufläden, wo er Papier, Tinte und Federn für das Kopieren Wagnerscher Dichtungen kaufte. Er war eben Wagners wegen da. Einen genialeren Kopisten hat kein Meister besessen und einen liebevolleren, geduldigeren auch nicht. Mit Gutmütigkeit, einem Gemisch von bewußter Demut und freundlichem Stolze antwortete er, als ich ihm vorstellte, er opfere sich unnütz: „Das macht nichts. Wagner ist auf mich angewiesen!" Taussig, der kleine Schüler Liszts, in der Tat dessen bester, schrieb auch ab und besorgte Klavierauszüge. Dem „Walkürenritt" ist ein neuer Bösendorfer-Flügel, der eben erst in meine Wohnung gebracht worden war, fast zum Opfer gefallen; doch so gespielt wie Taussig hat niemand mehr auf diesem Klavier.

Wagner, von den Erlebnissen in Wien angewidert und voll Eifer bemüht, daß es besser werde, sich günstiger gestalte, auch für ihn und seine Kunst, schrieb die „drei Briefe über das Wiener Operntheater" für mein Blatt, und ich gab sie später als Broschüre heraus. Er überließ mir auch für den „Botschafter" den Text des ganzen ersten Aktes der „Meistersinger". Beide Manuskripte waren von Wagners eigener Hand schön geschrieben; um ganz deutlich zu sein, hatte er die Aufsätze und den ganzen Akt der Oper selbst abgeschrieben. So sorgsam und lammesgeduldig hat der Mann gearbeitet und die Kreuzer gespart, er, den man als Verschwender hinstellte; so wenig war er sich damals seiner Größe bewußt. Und ich übergab die Wagnerschen Manuskripte der Druckerei, wo sie dem Untergange geweiht wurden, wie die Berichte über ... was weiß ich worüber! Wagner war eben noch kein „Meister" und hatte vorerst nur Freunde, die ihm freilich gern beistanden in jeder Art.

Richard Wagner versammelte sie hie und da in seiner Penzinger Wohnung. Eine in neues malvenfarbenes Seidengewand gekleidete hübsche Dame stand dem kleinen Hauswesen stille vor. Die Zimmer waren nett eingerichtet. Taussig kannte einen Tapezierer, der stellte die Möbel bei, und da ihn auch mir der

kleine Klavierspieler mit der großen Kraft der Hände empfahl, richtete er auch meine Wohnung ein. Es ist dieser kleine Umstand hier nicht auszulassen. Eines Tages fand nämlich die Herrlichkeit der Wagnerschen Existenz in Wien ein Ende. Wagner war abgereist. Taussig kam eilends, aufgeregt zu mir. „Denken Sie," schrie er, „Wagner ist fort, ohne mir etwas zu sagen! Und ich bin Bürge bei dem Tapezierer." — „Wohin reiste er?" — „Er hat es nur Doktor Standthartner mitgeteilt, dieser, von dem ich komme, mir. Wagner fuhr nach Zürich." Ich will sofort hinzufügen, daß die Angelegenheit zwischen Taussig, Wagner und dem Tapezierer bald in Ordnung gebracht wurde.

Tags darauf, es war im März 1864, besuchte mich Herr von Pfistermeister, Kabinettsekretär aus München. Er war der Vertrauensmann des Königs Max von Bayern gewesen und hatte sich mit mir vor Jahr und Tag politisch in Verbindung gesetzt. Ich hatte ihn seither auch in München gesehen. Herr von Pfistermeister war in der Stellung eines Kabinettsekretärs — Herrn von Lutz, den nachmaligen Ministerpräsidenten Bayerns, sah ich bei ihm als Hilfsbeamten — auch nach dem Regierungsantritte des unglücklichen Königs Ludwig geblieben. „Denken Sie," rief er, nachdem wir uns begrüßt hatten, „ich komme im Auftrage des Königs, um ihm Richard Wagner zu bringen; der Mann ist aber fort, und niemand weiß wohin!" — „Da kann ich dienen. Wagner ist nach Zürich gereist. Wenn Sie sich in der Villa Wesendonk vorstellen, werden Sie sofort erfahren, in welchem Hotel Wagner wohnt." Herr von Pfistermeister dankte und fuhr noch Abends nach Zürich. Wagner war inzwischen nach Stuttgart gereist, Pfistermeister folgte, fand und brachte ihn nach München zu König Ludwig. So hat sich das große Ereignis in Wagners Leben zugetragen. Herr von Pfistermeister, jetzt Staatsrat in München, der stets ein Mann der genauesten Ordnung gewesen und wohl vieles vorausgesehen, hat später arge Kämpfe mit seinem König Wagners wegen gehabt. Er hat seinen jungen König und Richard Wagner überlebt.

Im Jahre 1865 erhielt ich von Richard Wagner einen Brief aus München für den „Botschafter". Er war vom 18. April datiert und begann mit den Worten: „Werter Freund! Noch immer sind Sie der einzige Redakteur einer größeren politischen Zeitung, auf dessen Unterstützung ich rechnen kann,

wenn ich in irgend einer Beziehung mich vor der Öffentlichkeit vertreten zu lassen habe. Es ist für mich ein wahres Glück, daß uns eine ältere Freundschaft verbindet; ich wüßte sonst auch diesmal nicht, zu welchem Mittel ich zu greifen hätte, um, wie ich es sehr wünschen muß, die weithin zerstreuten ernstlicheren Freunde meiner Kunst davon zu benachrichtigen, daß ihnen wirklich mit nächstem die Gelegenheit geboten werden soll, eine Aufführung meines ‚Tristan und Isolde' zu erleben ... Indem ich Sie also herzlich bitte, für die möglichste Verbreitung dieser Notiz zu wirken ..." Die acht gedruckte Seiten füllende Darstellung der Schicksale der Oper und Auseinandersetzung ihrer Bedeutung schließt mit den Worten: „Finden Sie nun, lieber Uhl, daß ich Sie von keinem ganz unbedeutenden Kunstvorgange unterhalten habe u. s. w., so bitte ich Sie, nach bestem Ermessen Ihre publizistischen Verbindungen hierfür zu benützen. Mit den freundlichsten Grüßen verbleibe ich für immer Ihr ergebener Richard Wagner."

Ich druckte freudig den Brief, bat um Urlaub, Herr von Schmerling lächelte kopfschüttelnd und sagte: auch ein Wagnerianer? und ich reiste nach München. Dort fand ich Wagner in einer zwischen Vorgärtchen und Garten gelegenen Villa, in welcher es während der Tage vor der Aufführung der Oper zuging wie beim Einzuge auf der Wartburg im „Tannhäuser". Gäste kamen, Gäste gingen; Wagner empfing sie in der Halle. Dort ließ er mich eines Tages, als wir allein waren, die Briefe König Ludwigs an ihn, die er in einer Kassette verwahrte, lesen, wunderbare Schriftzüge, große, gerade Buchstaben, und wunderbare Worte: „Mein Engel, mein Ideal!" u. s. w. Dort auch teilte mir Wagner weinend mit: seine in Dresden lebende Frau sei im Sterben! „Sie war ja immer krank, die Arme. . . ." Die Gäste blieben im Garten und im Musiksalon; Wagner, wenn er müde war, zog sich in die Räume des ersten Stockwerkes zurück. Das „Theater der Zukunft", das er 1848 erträumt, jetzt war es halb geschaffen.

Als ich vor einigen Tagen mit Frau Mathilde Wesendonk, der Dichterin der „Träume", der schönsten und bedeutendsten Frauengestalt in Wagners Leben, im kühlen Klostergarten am Wolfgangsee über Wagner sprach und ihr erzählte, was ich wußte, da hat mir des Meisters Gönnerin und Muse in den Tagen

seines Aufenthaltes in Zürich manches aus jener Zeit mitgeteilt, das vielleicht in ihren Erinnerungen enthalten sein wird. Diese sind ihr Eigentum. — Meiner hat Wagner nach 1865 nicht mehr bedurft.

* * *

Den Schluß der Briefe Wagners über das Wiener Operntheater bildete ein heftiger Ausfall gegen Offenbach. Den sollte ich veröffentlichen! Es war mir ganz unmöglich. Offenbach befand sich zu jener Zeit in Wien, ich war mit ihm befreundet wie mit Wagner und konnte ihm solche Schmach in meinem Blatte nicht antun lassen; der andere Teil war schwierig zu behandeln und, wenn er seine Ansicht ausgesprochen hatte, nicht leicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Dennoch gelang es mir durch recht lange andauerndes freundliches Zureden. Wagner und Offenbach haben einander gehaßt, wie nur je eines der berühmten feindlichen Paare der Welt- oder, um eingeschränkter zu sprechen, der Kunstgeschichte. Richard Wagner eiferte gegen Offenbach, den Kunstverderber, und Offenbach zischelte Gift gegen die unmusikalische Natur Wagners. Ich habe Wagners Jupiterzorn und Offenbachs Schlangenbisse immer abgewehrt. Es war ja ganz überflüssig, daß beide Männer Kenntnis voneinander nahmen. Wagner konnte ruhig seine Reform der großen Kunst vollziehen, ohne den launigen Karnevalssänger, der den Schellenstab doch ziemlich entfernt vom Hort der Nibelungen schwang, zu beachten, und für Offenbach, den Mann des Augenblicks, war durchaus eine Nötigung, Wagner, den Künstler der Zukunft, zu hassen und gegen ihn zu eifern, nicht vorhanden. Offenbach hat übrigens in Paris und anderswo den Zorn auch anderer grämlicher Geister in nicht ganz begreiflicher Weise hervorgerufen. Jules Janin war empört über die Profanation der Götter Griechenlands, und in deutschen Landen beschuldigte man Offenbach, daß er unserer Heimat Frivolität einimpfe. Was Bedenken hätte erregen können, war nicht in erster Reihe die Musik, sondern der Text, und die Urheber der Vorgänge nannten sich doch Meilhac und Halevy. Beide sind sie heute Mitglieder der französischen Akademie. Offenbach mußte eben für alles die Verantwortung übernehmen, so kräftig war die Prägung seines Kopfes, und es ist nicht zu leugnen, er erscheint als Hauptre-

präsentant der Musik während der dritten Kaiserzeit Frankreichs. Daß er aber Deutschland verdorben habe, dieser Vorwurf war nie sehr ernst zu nehmen. Es gab Deutsche, welche dem Reiche einige nicht unwesentliche Dienste geleistet und dennoch aus ihrer Vorliebe für Offenbachs leichte Champagnermusik nie ein Hehl gemacht haben, auch nicht durch sie verdorben worden sind. Offenbach pflegte durch Jahrzehnte je einen Sommermonat in Ems zuzubringen, und wer dort gleichzeitig mit ihm weilte, das Theater besuchte, so oft man Offenbachs Werke gab, ja sich Aufführungen derselben erbat und den Komponisten zu sich beschied und mit Freundlichkeit überhäufte, war Kaiser Wilhelm I.

Ich lernte Offenbach in Paris zur Zeit des musikalischen Rausches, in welchen „Orpheus in der Unterwelt" alles versetzte, kennen. Das Theaterchen, in welchem diese Spottgeburt die geschlitzten Augen aufschlug und ein Höllengelächter anhub, waren die von Offenbach gegründeten Bouffes. Häßliche, mit Aug und Wort schielende Männer und zur Sinnlichkeit aufreizende Weiber bildeten die Gesellschaft. Von oben herab senkte sich eine Wolke von scharfem Parfümduft und Schminkegestank ins Parterre, und von diesem, in welchem viele Herren, die vom Diner gekommen waren, und einige Dämchen Platz genommen hatten, stieg der Nachodeur des Champagners zur Bühne empor. Rausch oben, Rausch unten; dazu die bunten Lichter der Feerie, das unnatürliche Rot auf allen Wangen — auch viele Herren schminkten sich damals in Paris —, der in dem kleinen Raume betäubende Lärm der Musik, welche im Cancan aufging, die emporgeschnellten Glieder der Mänaden, das Wiehern des Publikums, ein Kreuzfeuer von Blicken hinauf zur Bühne und herab, das allerdings hätte den jungen Hermann den Cherusker bewogen, mit der Faust dreinzuschlagen, aber für die Pariser des dritten Kaiserreichs war es nach Tisch ein Hochgenuß. Es steht außer Frage, daß diese Farcen der Herren Meilhac und Halevy alle Autorität annagten, aber dies wurde so wenig von den Machthabern beachtet, daß Ludwig Halevy am Hofe Napoleons III. gerne gesehen wurde, daß Offenbach von dem Kaiser eine Bronzestatue „Euterpe" zum Geschenk erhielt, geziert mit den Worten: „donné par Napoleon III." und daß er einer der Lieblinge des Herzogs von Morny, der dem Kaiser sehr nahe verwandt war, gewesen ist. Morny schrieb sogar für Offenbach den Text der Operette

„Mr. Choufleury". Ja, der kleine Ichneumon ist ein Feind des Krokodils.

Solche Rolle einst zu spielen, war dem armen Judenjüngling, der eines Tages von Köln mit großem Violoncell und geringer Hoffnung nach Paris zog, in seinem kühnsten Traume nicht eingefallen. Die Familie stammte aus der Umgebung Frankfurts, aus Offenbach, daher auch der Name. Der kindergesegnete Vater Jakobs, späteren Jacques, war Tempelsänger in Köln. Der Junge lernte die Kniegeige, ein Instrument, aus dessen Darmsaiten die Tierseele am ergreifendsten wimmert, spielen. Wenn man den tausendjährigen Jammer um den Verlust Jerusalems in sich aufgenommen und in der eigenen Sentimentalität großgezogen hat, kann man auf dem Violoncell, selbst zitternd und das Zittern auf andere verpflanzend, klagen, daß es Steine erbarmt. Wenn man genauer hinhörte, so sang der Verbannte auch aus den Melodien Offenbachs, die alle der Eigenart des Violoncells, wie eine Blume dem Topfe, entwachsen waren. Jacques, nennen wir ihn fortan so, denn er ist bereits in Paris, hausierte mit seinem Violoncell. Es gibt in der Seinestadt Geschäfte, welche sich damit befassen, Leuten, die Gesellschaft bei sich sehen, Kunstkräfte beizustellen. Solcherart ließ sich auch Offenbach beschäftigen. Er war artig, einschmeichelnd, spielte gut und ersprach sich Gönner. Durch sie wurde er später Kapellmeister im Théâtre Français. Dort studierte er so lange Corneille und Racine, bis er es wagen konnte, in den Elysäischen Feldern eine Theaterhütte selbst aufzuschlagen. Er hatte seit langem komponiert, niemand wollte aber seine großen Werke aufführen; so baute er sich denn ein eigenes Häuschen. Man hatte ihm und seinem Talente geglaubt, ihm Kredit gegeben. Es war aber solchen kleinen Bühnen nicht gestattet, große Werke aufzuführen, sie durften nur einaktige Stücke aufführen. So kam es, daß Offenbach in der ersten Zeit nur kleine Singspiele schrieb, in ihnen aber vielleicht das Beste gab, was er vermochte. Der Faun ist fast tot, der auf dem Violoncell vortragende Sentimentale ist geblieben.

Und dieses Violoncell aus der Jugendzeit ist Offenbachs Zaubergeige sein ganzes Leben hindurch gewesen. Der Mann war stark dem Wandel der Glücksgüter unterworfen. Was er als Komponist verdiente, verlor er als Theaterdirektor; dreimal,

viermal erwarb er Reichtum und büßte ihn ein, weil ein Theater zu leiten das Ziel seines Ehrgeizes war. Selbständigkeit, Machtfülle lockten ihn bis zur Selbstaufopferung, denn als Theaterunternehmer durfte er seine Werke nicht in seinem Hause aufführen lassen, das ist Gesetz im Vereine der dramatischen Autoren in Paris. Man bat und warnte Offenbach, vergebens, er hoffte, daß er das Gesetz zu Falle bringen werde, und fiel selbst. Da nahm er seine Kniegeige und fuhr nach Wien. An der Donau waren er und seine leichtgeschürzte Muse sehr beliebt. Er dirigierte in Wien stets die erste Aufführung seiner Werke, freute sich wie ein König der Ehren, die ihm zu teil wurden, denn derlei ist in Paris, wo nur die Claque die Hände in Bewegung setzt, nicht Sitte, und hielt im Hotel „zum goldenen Lamm" in der Leopoldstadt Hof. Kam er nach einem Pariser Sturz ohne neue Oper und ohne Geld nach Wien, gab er im Carltheater Konzerte als Violoncellspieler. Wien erwies sich als eine Art Sparkasse für Offenbach. Es war für ihn die Hauptstadt seiner Muse, nach Paris. Offenbach wäre fast ebenso reich wie Meyerbeer gestorben, aber die Weiber und das verdammte Kartenspiel!

Offenbach kannte die Ruhe nicht; selbst wenn er, von der Gicht gepackt, die Füße eingehüllt, am Kamine sitzen mußte, besprach er mit seinen Dichtern künftige Stücke, mit den Direktoren Engagements der Darsteller, mit den Verlegern neue Ausgaben älterer Werke. Er lebte für zwei, drei Menschen; arbeitete ohne Unterlaß, und war dabei kein Riese. Nicht groß, nicht klein, ein wenig nach vorne, wie über das Violoncell gebeugt, hager, die Glieder wenig mit Fleisch bekleidet, dafür stets, wenn die Mittel es irgendwie erlaubten, mit Kleidern vom besten Schneider, der Kopf schmal und fein, die Schläfen eingesunken und die Adern daran sichtbar, die Stirne hoch, teils von Haus aus, teils durch die Flucht des dünnen aschblonden Haares, der Adamsapfel sehr ausgebildet, rund um diesen welke Hautfalten, Wangen und Oberlippe von spärlichem, in jedem Jahre anders gefärbtem Haare fast bedeckt, schmale Lippen, fast zwei rote Notenlinien, und die Augen, blaue Augen, hinter Gläsern hervorblitzend. So stechende Augen, mit einer Art von Spießblicken, hat man selten auf sich gerichtet gesehen. Nach den Neapolitanern sind die Pariser die abergläubischsten Menschen, wenn es sich darum handelt, jemandem anzudichten: er habe den

bösen Blick. Offenbach wurde deshalb von manchen gemieden. Als ich einmal von ihm kommend den Tenoristen Roger besuchte und seiner Frau sagte, wo ich gewesen, streckte sie sofort, mit zwei Fingern der Rechten eine Gabel bildend, die Hand vor und rief: „Oh, Offenbach, jedesmal, so oft ich dem Mann begegnet bin, ist mir ein Unglück zugestoßen." — Ich habe von Jacques Offenbach nur Liebes erfahren, für mich hatte er einen guten Blick.

Allerdings gehörte Freundschaftsgefühl und Geduld dazu, um mit Offenbach, wenn auch nur zeitweise, durch das Leben zu gehen. Pariser nehmen großen Autoren Unarten nicht übel, sie lassen sich von ihnen alles gefallen, aber andere, die nicht in Paris aufgewachsen sind, sehen doch mit Verwunderung dies und das. So gehörte, um recht trivial wienerisch zu sprechen, „ein guter Magen dazu", bei Offenbach zu speisen. Er trank besseren Wein, als seinen Gästen vorgesetzt wurde — die Flasche vor ihm durfte nur er berühren — und von den Zigarren, die er rauchte, gab er nie eine den Freunden. Man lächelte dazu und bot Freund Jacques höchstens eine Zigarre, die weit besser war als jene, die er vorbehaltlich sein nannte. Auch durfte an seinem Tische, in seinem Hause überhaupt keinem anderen Götzen geopfert werden als ihm. Wenn man von Jacques Offenbach und dessen Musik sprach, das hatte er am liebsten; außerdem ein Gespräch über Ereignisse des Tages, wie es in Paris überall gepflogen wird, mit den tausend Für und Gegen, oft von recht geistreichen Bemerkungen begleitet, welche dann den Weg in die Zeitungen finden. Seine Kunst stellte er hoch und übte in seinem Hause Tyrannei aus, damit sich keine fremde Note einschleiche. So in Paris wie in Etretat am Meere, wo er ein Landhaus besaß. Offenbachs Frau Hermine, die Tochter einer Spanierin und eines Engländers namens Mitchell — Robert Mitchell, der bonapartistische Journalist und Deputierte, ist ihr Bruder — litt manchmal viel durch diese Musiksperre. Verreiste Offenbach auf einige Zeit oder war er nur einige Stunden lang abwesend, gab es Freude im Hause; es wurde auch Musik anderer gemacht. Wenn Eduard Hanslick hie und da in Paris oder in Etretat anwesend war, spielte er uns — Walzer von Johann Strauß vor, und groß und klein tanzte. So war Jacques Offenbach, manchmal kleinlich und oft großmütig. Er konnte

den Freunden eine Zigarre vorenthalten, gab ihnen aber zehntausend Franken, wenn sie Hilfe bedurften.

* * *

Das deutsche Volkstheater hat in Wien eine fast ununterbrochene Stätte gehabt, vom Rüpel angefangen bis Raimund und Nestroy, nur manchmal machte das französische Vaudeville oder die Berliner Posse Einbruch. Eine solche Diversion hat auch Frau Ida Brüning geborene Wohlbrück, später verehelichte Schuselka vollbracht. Sie hat kürzlich noch von sich reden gemacht, als sie in der Nähe von Wien über achtzig Jahre alt starb.

Frankreich besaß den Adel der Robe und des Degens, Deutschland das Patriziertum und die Noblesse des Theaters: die Devrient, die Schröder und andere mehr. Zu ihr gehörte auch Ida Brüning.

In Wien trat ihr Ruhm eigentlich ans Licht, und da erlosch er so ziemlich. Die Brünings und die Wohlbrücks gehörten dem Theater und auch der Literatur an, sie waren Schauspieler und Dichter, eine Wohlbrück die Gattin des Komponisten Marschner, dessen schöne Statue vor dem Theater in Hannover steht. Ida Brüning-Wohlbrück, unter diesem Namen erschien sie in der vormärzlichen Zeit plötzlich in Wien, eine Luftrakete, ein wahres Feuerwerk auf dem Theater, dem Carltheater, das damals noch Theater in der Leopoldstadt hieß. Direktor war Carl, der eigentlich Carl von Bärnklau hieß, bayerischer Offizier gewesen war und im Verkehre mit Leuten, die nicht dem Theater angehörten, Kavalier bis an sein Ende geblieben ist.

Im Theater und im Bureau, den Theaterdichtern und Mitgliedern seines Theaters gegenüber — mein Theater, sagte er immer breit — war er nur Geschäftsmann, Spekulant mit geschlossener Hand und knappem Worte. Er engagierte, zahlte schlecht und baute Villen in Hietzing. Wenn neue Liebe sein großes Herz in der breiten Rednerbrust entflammte, schenkte er dem erlöschenden Stern eines der schmucken, gartenumgürteten Häuschen im Ildiz. Man hat mir einst fünf solcher Bauten der Liebe gezeigt, vielleicht waren es sechs, vielleicht auch mehr, wer zählt da nach.

Woher Ida Brüning kam, man fragte nicht, sie kam und gefiel

ganz außerordentlich. Man war toll, und toller als alle anderen trieb es Direktor Carl. Solche Liebe wäre rührend erschienen, wenn sie nicht grotesk gewesen wäre. Carl war der Faun der Bühne, der richtige Theaterschratt. Klein, breit, die Brust eine Bombe, der Mund groß, wenn er sich auftat, wie ein Abgrund, die Stirn mächtig, das Auge sinnlich und schlau, der ganze Körper, so stark er war, leicht beweglich, wie der eines Turners. Carl tanzte auch noch zu einer Zeit, wo andere schon etwas schwer gehen. So erschien er ein Künstler des Theaters und des Lebens. Dem Manne gegenüber gab es keinen Widerstand im Theater und im Bureau, wo man die Kontrakte schloß fürs Leben, für längere, für kürzere Zeit. Er verstand es, wenn er erreichen wollte, mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen, zu schwärmen, zu bitten, zu schmeicheln, zu überreden, eine Flamme im Munde, den goldenen Zauberstab in der Hand. Tradition, Würde des Theaters, deutsche Kunst, Pflege des Wiener Volksstückes, beliebte erste Kräfte der komischen Bühne Wiens . . . lächerlich. Eine neue Göttin war erschienen, Ida Brüning, und fortgeworfen wurden deutsche Art, Wiener Volkskunst, Wiener Volksgunst.

War denn Ida Brüning wirklich so bezaubernd? Ja, das Publikum stimmte zu. Schön, so konnte man sie nicht nennen, aber pikant, amüsant, interessant. Zierlich, weich, schmiegsam, leicht und anmutig beweglich, vereinte besonderer Schalksinn die Züge zu dem Ausdruck geistiger Überlegenheit. Das „Schokolademädchen", dem man sofort Molièresche Soubretten zutraute. Schade, diese gab es damals im Carltheater nicht, Molière war in Deutschland überhaupt nicht wieder im Gebrauche, möchte ich sagen, und so erreichte die feuersprühende, an Körper und Geist quecksilberne Frau nicht den Weg, der zur Literatur, zu dem Höchsten führte, was Ida Brüning zur rechten Zeit und am richtigen Orte hätte erreichen können. Zwischen ihr und der großen Kunst stand Direktor Carl. Er verwandelte fast im Handumdrehen das deutsche Leopoldstädter Theater, das Kasperltheater von ehedem, in ein französisches Zelt. Raimund weinte in seinem Grabe, er glaubte, daß auch sein Geist, daß auch sein Wiener, der Valentin, von einem wütenden Hunde gebissen worden sei; Nestroy und Scholz schlichen wie Schatten einher, die „kontraktlich" mit fünfzig Gulden engagierten Dichter glaubten, ihre ganze Zukunft sei mit einem schwarzen Mantel verhängt,

doch was scherte das alles den Direktor Carl, und das liebenswürdige, begabte Weib atmete hoch auf in der Atmosphäre der Triumphe und der Huldigungen ihres Direktors, eines Erfinders in der Galanterie.

Das Pariser Vaudeville trat an die Stelle des „Verschwenders" und so weiter. Direktor Carl tanzte um das goldene Kalb und um Ida Brüning, die, soviel sie auch erhielt oder vielleicht nicht erhielt, es war alles möglich bei Carl, den Zulauf zum Carltheater ins Außerordentliche steigerte. Die Leopoldstadt Wiens war immer leichtbeweglich, leichtlebig, was kümmerte sie „Weib und Kind", Grundsatz und literarisches Ehrgefühl, die Brüning sang und tanzte, Carl um sie und mit ihr, Staberl aus München war der Pariser Tanzmeister Zephyrin geworden, und die Grisette Indienne neigte sich voll schalkhafter Grazie zu dem niederknieenden, etwas erschöpften Tanzmeister, der es liebte, seine wohlgebauten Beine, nur von rosafarbenem Atlas knapp umspannt, zu zeigen. Was die Pariser Bühne jener Zeit an Tanz- und Gesangpossen besaß oder neu brachte, wurde gekauft, übersetzt, bearbeitet und aufgeführt. Helena in allen Gestalten war die Brüning, Paris, der deutsche Offizier aus Bayern, den ein Floß mitsamt seiner Gesellschaft auf der Donau nach dem Schanzl in Wien gebracht hatte, Direktor Carl. Er ward unternehmungslustig, fast toll, doch nein, in Geschäften fand er immer sich selbst wieder. Den Merkur in ihm hat Venus nicht besiegt. Aber die Stätte, deren Boden jetzt eine Ida betrat, war ihm doch zu schmutzig, und das ganze Haus, wo man, nicht lange war es her, noch bei Inseltkerzen gespielt hatte, zu gemein. Das Theater mußte total umgebaut werden, van der Nüll und Sikkardsburg, die späteren Erbauer der Wiener Oper, schufen den Plan, die Schaubühne des Wiener Volkes erhielt den Namen Carltheater, und Hans Gasser schmückte die Front desselben mit der expressiven, reizvollen Statue der Ida Brüning-Wohlbrück. Wanderer, der du heute am Carltheater vorbeigehst, bleibe stehen und sieh dir Gestalt und Züge der Herzgewinnerin jener Zeit an.

Andere Zeiten, andere Liebe. Es kam 1848. Carl wurde Major der Nationalgarde in der Leopoldstadt, und Ida Brüning, feurig und sich für alles interessierend, wohnte einmal einer Sitzung des Reichstages bei, sie faßte Interesse für einen der besten Redner, Franz Schuselka. Der Gardekommandant erlitt

eine schwere Niederlage, es mag Kämpfe, lange und schwere, gekostet haben, aber die leichtbewegliche, nicht von allen Idealen verlassene Frauenseele ließ nicht von dem deutschen Volksmann mit dem böhmischen Namen, heiratete ihn, und Wiener Art hielt wieder mit Nestroy und Scholz ihre Einkehr in dem matt vergoldeten und mit falschem Purpur behängten Carltheater.

Ida Brüning, die verschmitzte Dienerin, die im Handumdrehen Gebieterin werden kann, war der Puck der Gesindestube; ihr folgten nach langem Zwischenraume Josephine Gallmeyer, die komische Fratze, und Marie Geistinger, die laszive Juno, welche bei fragwürdigen Stellen ein ernstes Gesicht machte, als ob sie das gar nichts anginge, was sie eben gesagt hatte. Schade um so viel Talent, zum Dienste der großen Literatur komischer Art hat sich keine erhoben, weder die Brüning noch die Gallmeyer noch die Geistinger.

* * *

Mehrere fremde Künstler hatten in Wien um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts großen Erfolg. Vor allen die R a c h e l. Sie machte bei uns halt auf der Reise nach oder von Petersburg. Man glaubte die Rachel durch Abbildungen, Zeitungen und Broschüren zu kennen; als sie aber auftrat, fand man doch, daß sie ganz anders aussehe und spiele. Gute französische Schauspielergesellschaften hatten mehrere Jahre hindurch im Opernhause Lustspielvorstellungen gegeben, man kannte ihre Manier, aber die Rachel war von einer eigenen Art und hatte diese zur höchsten Entwicklung gebracht. In der französischen Künstlerin arbeitete ein fremdes, das orientalische Element mit. Dieses hatte denn auch die steife, eintönige Alexandriner-Vortragsweise, die spanische Gangart der Deklamation mit spitzem Zahne angenagt und endlich fast gebrochen. Nicht daß die Rachel aus dem Stile der Tragödie gefallen wäre, hoch hielt sie sich und alles, den Gang, die Stellung, die Sprache; die Gemessenheit des Sich-Zeit-Lassens im Drama, welches die gebundene Sprache erfordert, verließ sie nie; aber das starke Storchgeklapper der aneinanderschlagenden Verse, das vor allem auf den Ton und dann erst auf den Sinn Sprechen hatte sie aufgegeben. Sie spielte mehr und sang weniger als die Alten. Die Rachel, eine ebenso große Darstellerin als Sprecherin, hatte sich ganz und gar mit ihrem

Geiste und Körper in den Dienst der Dichtung gestellt. Das war aber nicht Verzichtleistung darauf, durch das Wort Wirkung zu erzielen. Im Gegenteil, nie hat vielleicht eine Schauspielerin so andauernd und so fein gearbeitet, um ein Wort, welchem Bedeutung innewohnte oder das die Spitze einer sinnvollen Rede barg, wie einen Solitär zu fassen, ihm erhöhten Glanz zu verleihen. Daß diese feine Goldarbeiterei, besonders bei einer von Haus aus zum Grübeln geneigten Natur, ein wenig in Manier und Wirkungsucherei auswuchs, war umsoweniger zu verwundern, als der Schauspieler gern, wo er Effekt erzielt, sich aufhält und oft ohne sein Wissen bei jeder Vorstellung auf das alte Gewicht ein neues legt. Auch die französische Klangsprache, die es liebt, das Zielwort einer Rede als geschliffenen Reimpfeil am Schlusse des Satzes abzuschnellen, verleitete die Rachel manchmal zur Tonspielerei. Et moi, je vous — protège! Wenn die Rachel als Adrienne Lecouvreur der Herzogin von Bouillon, nach mit der Zeit immer länger werdendem Pausieren, diesen dumpfen Schlag im tiefsten Altton versetzte, jubelte stets das Haus, und doch war die reine Linie der Kunst weit überschritten. Solche Verirrung bedroht die deutsche Schauspielerin, welche zu sagen hat: „Und ich, ich beschütze Sie," allerdings nicht; sie kann nicht eine dreifache Pause machen, macht dafür aber eine nach jedem Worte. — Die Rachel war nicht groß, nicht schön, aber voll Leben, voll Geist, voll Nervenspiel. Sie konnte nicht eine typische Tragödin genannt werden, die schöne Regelmäßigkeit in Bewegung; aber ihre Eigenart zwang sofort anzuerkennen, daß sie etwas ganz Besonderes, Bedeutendes sei. Die geschmeidige Gestalt vermochte hoheitsvolle Haltung gleichwie die Federschwingung der launenhaften Frau anzunehmen, und aus den nicht großen Augen, welche vertieft unter der bombenartigen Stirn lagen, schoß der kampfbereite Blitz wie der schalkhafte Frohsinn des Augenblicks gleich sicher hervor. Dazu eine Stimme von großem Umfang, schönem Klang und zu solcher Kunstfertigkeit ausgebildet, daß die Rachel alles ausdrücken konnte, was sie wollte und wie sie es beabsichtigte. Sie spielte meisterhaft das Instrument ihres Körpers und ihres harfenartigen Organs; nur die tiefsten Töne der Babylonharfe klangen etwas orientalisch rauh.

Die typische Schauspielerin in schönster Vollendung war die Ristori. Eine Italienerin, erschien sie fast wie eine Griechin,

die vom Tempelbau herabgestiegen. Die Frau besaß alles vereint, was sonst bei einzelnen, und das nicht oft, getrennt vorkommt: Gestalt, Organ, die hohe Kunst der Bewegung und des Vortrages, Gewalt der Leidenschaft und spielende Anmut. Die Rachel entzückte, die Ristori begeisterte. Und doch . . . die Ristori war eben auch eine Schauspielerin. Als sie zum zweitenmal in Wien erschien, bemerkte man, daß sie alles genau so mache wie früher, daß sie als Medea langsam den Arm erhebe, die Nadel, welche den Schleier hielt, löse und dann, im gegebenen Augenblick, die Hand wegschnelle, damit der Schleier falle. Das verstimmte.

Der Negerschauspieler Ira Aldridge gefiel als Darsteller und interessierte jene, welche Völkertypen studierten. Schon seine Persönlichkeit mußte für ihn einnehmen. Der Körper, die Manneshöhe nicht überragend, war ebenmäßig gebaut, kräftig, etwas zur Fülle geneigt, was jedoch der Schönheit der Linien nicht geschadet hatte. Aldridge besaß eine Heldengestalt. Das Gesicht von brauner Farbe war höchst ausdrucksvoll und beweglich. Wie seine Gestalt, so bewegte sich auch sein Antlitz immer in großen Linien. Besonders schön und sprechend waren seine Augen, diesen kam die Eigentümlichkeit der Rasse, das Blauweiß des Augapfels sehr zu statten. Die unschöne Nase bildete das Störende im Kopfe. Sein Organ war mächtig und voll, von tiefem Klang, obwohl sich der Ton unbeschadet des Wohlklanges auch in der höheren Lage leicht bewegte. Seine Vortragsweise bei ruhigen Stellen war gesprächsartig leicht hingeworfen; stieg aber der Affekt, so erhob sie sich sofort zur Deklamation. Diese war getragen, was man jenseits des Kanals den Gesang des Vortrages, den großen Stil nennt und wozu die Fülle von Selbstlauten im Englischen leicht verleitet. Aldridges Bewegungen erschienen stets edel, voll Würde und Größe. Seiner Rasse verdankte er die Naturlaute: das ergreifende, langgezogene „oh", das löwenartige Grollen, das dem Sturme der Leidenschaft voranging, und das erschütternde, kindlich rührende Weinen. In solchen Augenblicken war auch sein Auge von einem eigenartigen Ausdrucke des Schmerzes erfüllt. Das tiefe Blauweiß des Augapfels blieb, wenn der Blick den Himmel suchte, fast allein sichtbar, man glaubte einen schmerzerfüllten Dulder vor sich zu haben.

In demselben Jahre wie Ira Aldridge, 1853, trat in Wien die spanische Tänzerin Pepita de Oliva auf. Wer hat nicht die schirokkoheiße Schilderung der Tänze Mexikos von Sealsfield gelesen. Da ist spanische Abstammung, aber das heiße Blut ist unter Mexikos Sonne siedend geworden, der gelenke Fuß und Arm haben die Schnellkraft einer losgelassenen Sprungfeder gewonnen, die Leidenschaft ist in Raserei ausgeartet. So tanzte Pepita. Sie war eine Frau von fast klassischer Körperbildung, Stirn, Nase, Auge und das Profil hat kein griechischer Bildner edler und reizender geformt. Sie verstand es ein wenig, zu tanzen, war aber keine Künstlerin. Eigentlich wollte sie nur zeigen, wie schön sie sei, wollte gefallen. Jede Miene, jedes Lächeln, jeder Blick, jeder Schritt, jede Stellung war berechnet, schlau vorausgesehen. Sie wollte wirken und wußte, wie und auf wen sie Einfluß ausübte. Sie trat auf, eine echte Sevillaphysiognomie, arabisches Vollblut, aufgezogen in gemäßigter Zone. Sie setzte ihre Schönheit in Bewegung. Die schwarzen Kastagnetten klapperten wie Hohnlachen und schienen aus der Rippe eines dunklen Beelzebub geschnitten zu sein. Sie hob beide Arme und ließ die Kastagnetten an dem Körper herniederrieseln. Sie klapperten dann wieder stürmisch zu dem Herzen empor und das Blut schien ihnen fiebernd nachzuschießen. Und dieses Blut färbte die feuchten Augen und bildete den dunklen, gewitterartigen Hintergrund, aus dem der Blick wie ein Blitz hervorbrach, brennend und sengend.

Pepita tanzte stets allein; ihr Partner war das Publikum. Alle Bewegungen waren auf die Zuseher berechnet. Diesen warf sie ihre Blicke so rasch und funkelnd zu, daß jeder glaubte, wenigstens einer derselben gelte ihm; für den Zuschauer verschwomm ihr Auge halb verhängt von den schwarzen Wimpern, für den Zuschauer betrachtete sie die Spitze ihres Fußes. Die Raserei, welche diese Mänade wochenlang hervorrief, ist kaum zu beschreiben. Es gab sogar ältere Herren der Wissenschaft, welche erklärten, die Pepita habe ihnen das Geheimnis der griechischen Kunst erschlossen.

III

Die Gesellschaft Wiens

Wien vor sechzig Jahren mit dem Wien von heute verglichen, zeigt eine starke Umwälzung fast in allem. Österreich und die Stadt in seiner Mitte bewegen sich eben sprungweise. Es ist etwas Vulkanisches in den Ausbrüchen ihrer Tätigkeit, denen später tiefe Ruhe zu folgen pflegt. Zum Himmel empor, die Hände dann lässig gefaltet, nicht der ruhige Gang, welcher Schritt für Schritt vorwärts bringt, Stein auf Stein setzt, ist ihr Wesen. Mischblut fließt in der Bevölkerung dieses zusammengesetzten Staates, der jedem Zuwanderungsstrome offenen Stadt. Vom Vater die stürmende Kraft, von der Mutter das schmachtende Auge, oft auch umgekehrt, Übermut, dem die Niedergeschlagenheit folgt, sind die Treib- und Hemmkräfte dieser Sanguiniker. Überdies hat Wien nie ruhig bauen können; es mußte wie jenes alte Volk, in der einen Hand die Kelle, in der anderen das Schwert, arbeiten. Wer einen Nachbar besitzt, muß für den Zaun sorgen, und Österreich hat viele Nachbarn, stößt nach allen Weltgegenden an gute Freunde. Es geriet mit ihnen in Streit, und auch wenn letztere miteinander kämpften, wurde es in ihre Händel hineingezogen. Das bringt Sieg aber auch Abspannung, Jubel aber auch Trauer, Mut aber auch Verzweiflung. Ein regelmäßiges Leben in der Geschichte hat Österreich nicht geführt. Also Naturell und Schicksale haben die Österreicher zu dem gemacht, was sie sind, und die Schule hat die Gegensätze nicht gemildert, das Gleichgewicht nicht hergestellt. Ja, an Schulung hat es uns gefehlt, in allem und jedem. Nicht an jener von einzelnen, denn in Österreich leuchteten Sterne des Talentes und der Kraft,

es gab gute Lehrer und Schüler, die Meister wurden. Für die Bevölkerung aber, die Millionen bester Herzen, die je ein Land besessen, fielen nur Brotkrumen ab. Deshalb standen wir allen großen Ereignissen, die uns fast stets überraschten, ohne beherrschendes Wissen, ohne gesammelte Erfahrung gegenüber. Nirgendwo hat sich der zurückgestaute Strom der Freiheitsliebe so plötzlich, mit schönerer Naturgewalt ergossen als in Österreich im Jahre 1848, und kaum irgendwo wurde der Rückschlag stärker empfunden. Nirgendwo schien der Volkswohlstand üppigere Blüten zu treiben als in Österreich in den Jahren vor 1873, und nirgendwo folgten den fetten Zeiten so magere. Ja, Österreich hat für die Welt das Wort „Krach" erfunden, welchem sogar die Ehre zu teil wurde, die französische Sprache zu bereichern.

Die Revolution von 1848 und der Zeitraum, welcher von dem Frühling 1873 mit schwerer Hand vernichtend geschlossen wurde, bilden auch die Wendepunkte in der Gesellschaft Wiens.

Das waren die großen Ausbrüche, welche das ungeschulte, dilettantische Wien überraschten. Man hatte es ferngehalten von der Kenntnis, wie man Staat und Stadt regiere, und Wien hatte, ehe es das Gold, welches angeblich auf der Straße lag, zusammenzuraffen begann, unbekümmert um die Lehre gelebt, welche unterrichtet, wie man Güter erwirbt und festhält. Wien und mit ihm Österreich sprangen kopfüber in die hohe See und konnten nicht schwimmen.

* * *

Wie sieht Wien heute aus, wie sah es vor 1848 aus? Die kleine alte Festung, eine Art von historischem Baudenkmale, deren Basteien zumeist von Spaziergängern, die sich an besserer Luft und dem Anblicke des Schneeberges erquickten, benützt wurden, die Kernstadt Wiens, die „innere" nannte man sie, von den Vorstädten durch ein breites Glacis getrennt, der Stephansturm als Mittelpunkt dieser Stadtscheibe, all das hat sich in eine aneinandergeschlossene, schöne, weitausgedehnte, bequeme Großstadt verwandelt. Wo die Bastei stand und das Glacis sich dehnte, prangt jetzt der Triumph Wiens, die Ringstraße, fast jedes Haus ein Palast. Außerhalb der Vorstädte, von Schönbrunn an, das von dem zierlichsten Baue Alt-Wiens, der Gloriette beherrscht

wird, bis gegen Norden, wo der Donaukanal sich in die Stadt schiebt, dann darüber hinweg in der Brigittenau, an der Großen Donau und südlich am Fuße des Wiener Berges sind zahlreiche neue Städte entstanden, die sich bescheiden „Vororte" nannten, nun aber Teile des einen und unteilbaren Wiens geworden sind. Wiens Entwicklung steht nicht still, man baut heute nur auf wohlfeileren Plätzen, doch aber in schöner Art. Wiens neue Baukunst machte Schule auch außerhalb seines Weichbildes. Die Große Donau, ein Wildstrom, wurde in granitene Mauern gebannt, und viele kunstreiche Spangen, eiserne Brücken, wölben sich über die Fluten, den Verkehr vermittelnd, dem 1848 eine Holzbrücke genügte. Der Prater, im Jahre 1848 noch Wildpark, wo sich am ersten Mai Menschen, die trainierten Läufer der Herrschaften, an die nichts mehr als der Schild eines Kaufladens erinnert, um die Wette zu Tode liefen, ist ein schöner Volksgarten geworden und auf einer seiner Auen rennen Vollblutpferde um hohe Preise, der kleinen Lotterie, die noch im Jahre 1848 allein Glücksrad war, das Wagen am Totalisator an die Seite stellend. Der zweite große Park Wiens, der Augarten, ist hingegen unverändert geblieben. Er grünt und blüht und träumt, ein Dornröschen, fast vergessen von der Menschheit, für die ihn Kaiser Joseph, „deren Schätzer", gegründet. Er liegt eben abseits von der Strömung der Bevölkerung und liegt tief. Man muß dahin eine kleine Reise unternehmen und das Volk zieht das Gebirge, den nach Wien genannten Wald vor, zu dem sich die Stadt bereits vorgeschoben hat. Ehedem nahmen Vornehme den Sommeraufenthalt knapp vor Wien, in kleinen Gartenpalais, deren noch manche erhalten sind und sich heute in den jungen Gassenlinien wie alte Schöne ausnehmen, die man mit Vergnügen, manchmal nicht ohne Neugier ob ihrer einstigen Bestimmung betrachtet. Seit Jahrzehnten führt bereits die Eisenbahn die Reichen in das Wiental, an das Weingelände zwischen Mödling und Vöslau, in die Alpen, das Seegebiet des Salzkammergutes, und jene, die nicht reich sind — verlassen im Sommer ebenfalls die Stadt. Die Flucht vor der Sommerhitze ist in Wien allgemein, ist epidemisch geworden, und in dieser Hinsicht zumeist kann man von Leichtlebigkeit der Wiener sprechen. Allerdings sagen sie: Wozu hat uns die Natur südlich angehaucht, uns aber vom Winter nur die volle Rauheit, vom Sommer

die tropische Hitze gegeben und Frühling wie Herbst fast völlig aus dem Kalender gestrichen? Wir teilen mit dem Südländer den Drang ins Freie, wir lieben es, aus dem Vollen zu atmen, den weiten Himmel zu sehen und im Schatten des Waldes zu schmausen an schönen Sonntagen. Wenn die Berge in die Stadt hereinschauen und doch nicht zu uns kommen, müssen wir hinaus zu ihnen. Nichts hält den Wiener im Sommer in Wien, nicht einmal das Theater würde ihn locken; wenn es lebendig da wäre. So hat man denn mit Recht schon seit langer Zeit den Versuch aufgegeben, mit etwas zweifelhaften Kunstgenüssen die klugen, luftfreudigen Stadtbrüder zu ködern. Sie kämen nicht, denn sie gehen lieber, ein Schauspiel zu sehen, das immer neu bleibt, gesund erhält und kräftigt, die Natur. Die Sommerflucht ist dem Wiener geblieben, trotzdem fast alles geschah, um die Stadt gesund und angenehm zu machen. Man hat sie der freien Luft geöffnet und kristallene Fluten in Römerart auf Wasserbogen von der Alpenquelle in das Häusergebiet geleitet, damit sie auch den Becher des Studenten und der Näherin unter dem Dachboden füllen. Man setzte mitten in die Stadt einen zierlichen, künstlerisch von dem Maler Selleny erdachten Park, schmückte ihn mit Schuberts, des Wiener hohen Liedersängers, Denkmal und baute vorsorglich ein Haus am Gartenrande, von Rosen umgeben, damit der müde Wanderer sich auch erquicke. Es führt ob dieser Bestimmung den Namen Kursalon. Vielleicht auch deshalb, weil 1848 noch und später dort Ziegen im Freien gemolken wurden, um Lungenkranke zu heilen. Alles vergebens, das Land lockt den Wiener wie ein Verbotenes. Er läßt sich durch die Reize der Armida Neu-Wien nicht zurückhalten. Er liebt Wien über alles, aber im Sommer kehrt er ihm den Rücken, als ob es ein jährlich neues Freien gelte in irgend einem niederösterreichischen Venusberge. Der Wiener sagt: Was nützt die schöne Umgebung, wenn sie nicht durchwandert wird? Hat er unrecht? Die Sonntage auf grünem Rasen unter dem Laubzelte sind jetzt seine eigentlichen Volksfeste; da tut er was er will, ohne daß man für ihn zu sorgen, für ihn zu denken braucht. Da ist er Herr seiner selbst und besorgt seine Tafel und die Tafelmusik dazu. Er liebt es nicht, gezwungen zu werden zum Vergnügen und auch nicht zum Wohltun. Beides bestreitet er aus Eigenem. Darum ist dem Brigittenauer Volksfeste, dessen Boden man verbaute, kein

anderes gefolgt, und selbst der „Blumenkorso“ im Prater konnte nicht Ersatz bieten.

Fragen wir weiter: Was hat sich noch verändert in Wien seit 1848? Der Stephansdom wurde mit neuen Giebeln und farbigen Fenstern geschmückt und der alte Turm erhielt eine neue Spitze, den in die Lüfte weisenden Zeigefinger Wiens. Im Prater — wer kehrte nicht gerne dahin zurück? — führte früher die Hauptallee nur bis zur Mitte der Au, stehendes Wasser mußte umfahren werden und dann konnte man in der Kastanienallee zweiten Teil einbiegen. „Eine Brücke über den Graben!“ riefen wir in einer Zeitung. Der Wunsch ging in Erfüllung und nun fährt man schnurgerade, sehr schnell — wenn die Obrigkeit nichts dagegen hat, in neuester Zeit hat sie aber den Machtspruch getan — eine Art Wettrennen der Wagen, zum Pferderennen. Der „Wurstelprater“ — man darf sich der Liebe der Magd nicht schämen, sagt Horaz, deutet das Wort doch auf das älteste deutsche „Volkstheater“ hin — ist aus dem Pfahlbau-Unterhaltungsorte ein Villenstädtchen im Schweizer Stile geworden, in welchem man, auch eine neuere Errungenschaft, Böhmens Biere gerne trinkt, während die Verkäufer von Salami und Käse im Wechsel der Zeiten dieselben geblieben sind und an die Tage erinnern, da die italienische Kolonie in Wien noch zahlreich war. Wo ehedem Hirsche ästen, wölbt sich jetzt die Weltausstellungsrotunde, das Mausoleum des wirtschaftlichen Aufschwunges; die kleinen Schenken sehen mit Ehrfurcht zum Hügel empor, auf dem Sachers Speisehaus und Garten thronen; die Enkel des alten Griechen Calafati betreiben noch immer das „Ringelspiel“, aber unweit davon sorgen, was allen Großstädten jetzt gemein ist, Panoramen für Anschauungsunterricht in der Kunst, die Menschheit zu dezimieren. Unberührt vom Einfluß der Zeit blieb fast nur der Wiener „Wurstl“; trotz Mosenthals „Deborah“ prügelt er noch immer den Juden, und mehr als je! Vorüber; schreiten wir vorwärts! Da glänzt auf dem Praterstern Admiral Tegetthoffs Standbild, gleichsam vom hohen Maste herab. Erzherzog Karl, Prinz Eugen, Maria Theresia prangen angesichts der Hofburg, Schiller und Beethoven sinnen, mehr oder minder die Einsamkeit aufsuchend, im Grünen. Grillparzer blickt träumerisch-wehmutsvoll, wie sein Auge war, nach dem neuen Burgtheater, Mozart wird ein Denkmal erhalten, und Radetzky, der Mann, welcher

stets auf seinem Platze war, dann ebenfalls siegreich dastehen. Von Mozart gilt ja auch Grillparzers, Radetzky zugerufenes Wort: „In deinem Lager ist Österreich!" Das alte Burgtheater, vor dem noch im Jahre 1848 die letzten Sänften schlummerten, welcher sich alte Hofdamen bedienten, ist geschlossen, das neue, herrlich geschmückt mit Bildern in Stein und Farbe, eröffnet worden. Das Theater „nächst dem Kärntnertore", das alte Opernhaus, ist bald nach dem Sturze der Bastei gefallen und die neue romanisch-maurische große Hofoper hat durch die Fresken des Wieners Schwind, der in der guten alten Zeit fortziehen mußte, um in München in Farbe zu dichten, ihr Adelsdiplom erhalten. Der italienischen Saison folgte der Wagnerzyklus; der Öllampe, nach dem Gasinterregnum und recht schwerer Geburt, die elektrische Beleuchtung. In den Volkstheatern der Vorstädte Leopoldstadt, Josephstadt und Wieden, wo noch 1848 auf den Galerien laut „Würste und Bier" ausgerufen wurden, hat man zwar Büfette errichtet; allein Raimund, Nestroy und Scholz sind verschwunden und mehr oder minder alberne Operetten böser Menschen folgten poetischen oder satirischen Theaterstücken guter Geister. Die Theater sind fast alle schöner geworden, größer, die Darsteller nicht. Es wurden von Gesellschaften zwei neue Theater gebaut, Stadttheater und Ringtheater, beide brannten ab; später hat abermals ein Verein von Wiener Bürgern ein neues Haus mit der Bezeichnung: „Deutsches Volkstheater" errichtet. Erinnern wir uns ferner, um die Gewerbszustände von ehedem zu kennzeichnen, die Beschränkung, die allem auferlegt war, daß im Jahre 1848 noch in den Weinstübchen der Delikatessenverkäufer den Gästen zum Reinigen der Hände schwarzes Fließpapier gereicht wurde, da Tischtücher und Servietten daselbst nicht gestattet waren, und daß, viel später noch, eine Zeitung jahrelang die Wirte der Hotels auffordern mußte, Senf unentgeltlich auf den Speisetisch zu stellen! Selbst „Baptist Hauptmann", das Ideal eines vornehmen Wiener Wirtes, halb Kavalier, halb Serviteur, leistete lange Widerstand in dem, ehedem so berühmten „goldenen Lamm". Sein Vater, der auf einem Ulmer Schiffe nach Wien gekommen war, hatte noch der „Lamplwirt" geheißen und die grüne steife Samtkappe auf dem Haupte getragen. Wie schön wird heute serviert in Wien, in den zahlreichen prachtvollen Hotels der Ringstraße, aber das Essen

von ehedem, die gute, deutsche Wiener Küche ist selten geworden. Man ißt in Wien umso internationaler, je nationaler man wird. Italienische Suppe, Wiener gesottenes Rindfleisch, einzig in seiner Art, englisches Roastbeef, französisches Ragout, böhmische Mehlspeisen findet man auf jeder Speisekarte. Der Wiener ist eben von Geburt eklektisch. Man betrachte nur den Stolz Wiens, den großen, von der Ringstraße durchzogenen Ehrenplatz der Wiener Baukunst: das Rathaus gotisch, das Reichsratsgebäude griechische, die Universität italienische, das Burgtheater französische Renaissance. Trotzdem ist dieses Palastviereck die Prachtagraffe der neuerstandenen Hauptstadt Österreichs. Schließen wir vorläufig den Vergleich. Der Genuß der Volksnahrung, des Bieres, hat zugenommen, der des befeuernden Weines abgenommen. Man fährt weniger zum Vergnügen als früher, dafür hat Wien ein Volksfuhrwerk, die Trambahn, gewonnen. Alles fährt; man kann sich Wien ohne Tramway nicht mehr vorstellen. Gleich ist sich nur geblieben der Wiener Fiaker mit seinen Vorzügen und Fehlern, dem Überhalten im Preise und dem Überschlagen beim Gesange, das fesche, witzige, liebenswürdige, freche Ungeheuer, über das man viel schimpft und dem man noch mehr zahlt, das man haßt in Wien und lieben lernt in Berlin.

* * *

Die Gesellschaft Wiens, wie sie der Beginn des Jahres 1848 vorfand, war das Ergebnis eines langen Zeitraumes. Sie schien seit einiger Zeit stehen geblieben zu sein, trotz der Beweglichkeit der Lebekreise. Es durfte dies nicht in Erstaunen setzen. Die Gesellschaft zehrte von dem Vermächtnis des Wiener Kongresses. Während des mehr als dreißigjährigen Friedens, einer Unendlichkeit, um Großes zu säen und Bedeutendes zu ernten, begnügte man sich, anstatt anzubauen, zurückzustauen, dem Volke jedweden Anteil zu versagen an der Bestimmung der Geschicke des Staates, ja der Angelegenheiten der Gemeinde. Es verstummte. Die Oberfläche des Gesellschaftslebens grünte und schillerte allerdings fort. Wien galt noch immer als Stadt des Vergnügens, der Lustbarkeit, welche nur vom schönen Ausruhen unterbrochen werde. Einige Männer regierten, die anderen konnten sich ohne Sorge den Annehmlichkeiten des Lebens hingeben. Fürst Metternich dachte für sie, und Graf Sedlnitzky, der

Polizeiminister, wachte über sie. Es sei dies Weisheit, die beste der Welten, meinten die Machthaber. Wien möge ruhig seine Feste weiter feiern. Das Reich der „gefesselten Phantasie“, wie es Raimund geschildert, voll Gesang, Tanz und Blumenketten schien sein Traumleben fortzuführen. Aber es war dem nicht ganz so. Wer die Quellen unterirdisch rauschen hörte und das Nahen des Sturmes, war wachsam, in Bereitschaft. Und es gab solcher Männer und Jünglinge nicht wenige.

Wien war 1848 zwar nicht mehr der Sitz von Herrschern, in deren Reiche die Sonne nicht unterging, von Zentralstellen, welche über die Angelegenheiten des Deutschen Reiches, der Niederlande, Spaniens und Italiens entschieden und zu denen alle pilgerten, die Recht suchten oder eine Stelle zu erlangen wünschten; jene Unzahl von Abgesandten und Vertretern, welche selbst der kleinste deutsche Hof unterhielt, war nicht mehr gegenwärtig, aber die alten Beziehungen hatten starke Spuren hinterlassen, Wien ihren Stempel scharf aufgedrückt. Die Stadt hatte viele fremde Elemente in sich aufgenommen, welche sich noch immer bemerkbar machten. Die Fremden waren nicht deutsch geworden, aber in gewissem Sinne wienerisch. Adel, Armee und Zivilstaatsdienst wiesen zahlreiche fremde Namen auf: Deutsche aus dem Reiche, Württemberger und Badener, Breisgauer, Hannoveraner, Schlesier, Franzosen und Engländer, Wallonen, Italiener und Spanier, teils Nachkommen von Geschlechtern, welche in früheren Jahrhunderten Besitz und Ehrenstellen von den Dienste lohnenden Kaisern erhalten hatten, teils erst kürzlich Eingewanderte. Österreich galt noch immer für das Land, in welchem man sein Glück machen könne als „Avantageur“, obwohl die Zeit Prinz Eugens und der Türkenkriege längst vorüber war, und die Armee, ruhmreich und ausgezeichnet in ihren Führern bei jeglicher Gelegenheit, übte besonders Anziehungskraft auf junge Männer aus guten Häusern, die rasch vorwärts kommen wollten. Das Kavalierartige im Heere hatte einen starken Reiz für sie und die eigenartige Freiheit, die in manchen Dingen in ihm herrschte, nicht minder. Die Offiziere trugen zu jener Zeit außer dem Dienste bürgerliche Kleidung, und selbst die Uniformierung jedes Regiments, was Kommodekappen und dergleichen anbelangt, war der Bestimmung des betreffenden Kommandanten überlassen. Ein phantasiereicher Oberst, wie

zum Beispiel Baron Haynau, ein Hesse, welcher sich später in Ungarn einen weithin bekannt gewordenen Namen gemacht, erfand eine Mütze, die sich hoch zuspitzte und mit einer goldenen Quaste und sonstigen Goldschnurverzierungen auf dem hechtgrauen Tuche, der Farbe des Regiments Nugent, versehen war. Baron Haynau, der stets einen Band von Schillers Werken bei sich trug, ließ aus Italien den Direktor für die Musikkapelle des Regiments kommen und dem Bombardon des Orchesters die Form eines riesigen Krokodiles geben. Es war die Zeit tiefen Friedens, jene vor 1848.

Das „Fremde" bildete nicht das schwächste Element bei uns, man hat es stets bemerkt und bevorzugt. Das Beispiel von oben wurde nachgeahmt im Volke. Das Fremde galt zugleich für das Gute. Alle diese verschiedenartigen Gruppen fanden ihre Mittlersprache im Französischen, überrheinische Sitte und Mode herrschten. Selbst als man Krieg führte gegen Frankreich, blieb man ihm in allen Bedürfnissen der Mode unterworfen. Die Wiener Gesellschaft zu Beginn des Jahres 1848 war noch völlig der Fremdherrschaft der Sprache untertan. Man mengte im Verkehre Deutsch und Französisch durcheinander und schrieb auch in dieser Art, wie der „Landsknecht" Fürst Friedrich Schwarzenberg, der letzte schwärmerische Ritter, welcher mit Geist seine Irrfahrten, die ihn auch im Stabe Cabreras freiwillig an den Erhebungen der Basken teilnehmen ließen, schilderte.

Wiener, Fremde und Vertreter der nichtdeutschen Nationalitäten des Reiches in der Hauptstadt hatten sich zu einem Ganzen zusammengeschlossen. Bei allem, was die einzelnen Kreise trennte, war ihnen doch manches gemein: die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und an die Kaiserstadt. Sie alle liebten Wien; es war ihnen eine freundliche Nähr- und Pflegemutter, man lebte billig, sehr billig und unterhielt sich vortrefflich in der Stadt und deren Umgebung. Als das eigentliche Wien galt damals nur die innere Stadt. In diesen von Festungsmauern eingeschlossenen Plätzen und Gassen war alles wie auf einem Theater zusammengedrängt; hier wogte die Essenz von Wien, dahin eilte jedermann, wenn es etwas zu sehen gab. Und es gab viel zu sehen in Wien, oft und glänzender Art. Vor allem die Hoffeste, die Kirchenfeste, die Auffahrten, Bälle und Theater. Wien hatte viel Zeit und Geduld zu jener Zeit. Man stand stundenlang,

ja halbe Tage lang, in Ordnung gehalten von Bewaffneten, die oft der Landessprache unkundig waren und nicht immer von Gewehrkolben den angenehmsten Gebrauch machten. Gutmütig und liebenswürdig harrten die Wiener, sich nach dem Aufschrei ob erlittener Unbill durch Schlagworte und Spottreden entschädigend, aber nicht allzu laut. Den größten Erfolg hatten, wenn sie auftritten, die ungarische und italienische Garde; jene, Tigerfelle über die Schulter geschlungen, auf Schimmeln, diese, mit Silberhelmen, auf braunen Pferden, durchgehends adelige, junge, schöne Männer. In ihren Reihen befanden sich damals auch Klapka, Görgey und viele andere; von den Italienern hat sich, soviel wir wissen, keiner einen Namen als Militär gemacht. Wiener Frauen erobert haben indessen damals alle, Italiener und die Ungarn von der Nobelgarde.

Das Leben in dem Füllhorn „innere Stadt" konnte allerdings von dem Volke nur betrachtet werden, soweit es sich in den Straßen bewegte. Waren einmal die großen Tore der Paläste geschlossen, mußte, wer sich nicht damit begnügte, zu kunstreichen Stuckdecken erleuchteter Säle emporzustarren, ruhig nach Hause gehen. Man räsonierte allenfalls über die abschließenden Ketten, welche, den Häusern des Hochadels entlang angebracht, recht unbequeme Sitzplätze abgäben, so daß Kühne sich zur Anschauung aufrafften: derlei Ketten und Haltsteine seien eigentlich Hindernisse des Verkehrs auf dem ohnehin oft recht schmalen Plattenwege. Der Kampf gegen diese Ketten dauerte lange Zeit ohne Erfolg und ist heute noch nicht ausgekämpft. Man opfert manchmal bei uns eher große Rechte als kleine Vorrechte und der allezeit spöttelnde Wiener läßt es sich an guten Witzen genügen. Die einzelnen Kreise Wiens waren damals scharf voneinander getrennt; die Gesellschaft aber wird durch das Zusammenschließen gebildet, die Kaste durch das Ausschließen. Der Hochadel, der niedere Adel, hohe Beamte und kleine Beamte, das alte erbgesessene Bürgertum der inneren Stadt, eine Art Patriziat, die reichen jüdischen und nichtjüdischen Bankiers, die Hausherren, Fabrikanten und Kaufleute und so weiter, all das war geteilt, wie die Kreise einer Scheibe, höchstens daß einzelne Ausnahmen auf der Linie standen und bald zu diesem, bald zu jenem Abschnitt gerechnet werden konnten. So gab es in Wien einen wohlhabenden Junggesellen untadelhafter Haltung, Herrn H o r n i c k e r, den

Sohn eines Advokaten, der, ohne von Adel zu sein und irgend eine Tätigkeit auszuüben, der ausnahmsweisen Gunst teilhaftig wurde, in das adelige Kasino aufgenommen zu werden, daselbst speisen und Whist spielen zu dürfen. Man wies stets auf diesen einen hin, wenn man beweisen wollte, daß man nicht ausschließlich sei im adeligen Kasino; genau so wie in Madrid der reiche Bankier Herr Bauer, ein Österreicher von Geburt, genannt wird, wenn die Spanier Fremden gegenüber demonstrieren wollen, daß die Emanzipation der Juden in ihrem Lande tatsächlich bestehe. Die Spanier! Vielfach sind noch die Spuren, welche ihr Wesen in Wien hinterlassen hat. Das Zeremoniell bei Hofe ist spanischer Art, wir „küssen" noch immer die „Hände", wir adeln jeden, was doch in Wahrheit noch nicht der Fall ist, wie die Spanier den Kutscher auf dem Bocke „Hidalgo" ansprechen, und die langnasigen, den mächtigen Schweif nachschleppenden Riesenpferde, welche die Garden täglich zur Mittagsstunde nach der Hofburg fahren, danken Spanien ihren Ursprung. Ob die wienerische Artigkeit und Zuvorkommenheit von ehedem — heute ist, besonders wenn man Tramway- und Omnibusstudien macht, wenig mehr davon wahrzunehmen, was man aber kaum auf Rechnung des echten Wiener Elementes setzen dürfte — von der spanischen Galanterie die Form erhielt, wird von den Geschichtschreibern, die sich nur mit Großem abgeben, nicht zu erfahren sein.

Der ganze Hochadel Österreichs, Ungarn eingeschlossen, residierte zur Winterszeit in Wien: Ungarn, Galizier, Kroaten, Siebenbürger, Böhmen und Mährer. Die Reichsten besaßen hier Paläste, in denen sie wohnten und glänzende Feste gaben. Einige sammelten Kunstwerke von Wert und legten Bildergalerien an, wie die Fürsten Liechtenstein und Esterhazy, die Grafen Harrach, Czernin und Schönborn. Oft nannte ein Kavalier mehrere Prachthäuser, die zumeist in den stillen Straßen unweit der Burg, damals dem Westen der inneren Stadt, standen, sein eigen und verlebte die schönen Wochen des Frühjahrs, ehe er sich nach seinen Gütern begab, in einem Gartenpalais der Vorstadt, des Praters oder eines rasch mittels Wagen zu erreichenden Ortes, wie Hütteldorf, Währing, Döbling, Hietzing. Der Adel war an Wien gefesselt durch den Hof, die Freuden der Residenz und manchmal auch durch seine Bankiers. In Wien

war Österreich. Es gab ungarische vornehme Herren, wie zum Beispiel den Grafen Palffy, der die herrlichsten Besitzungen im Waagtale besaß, den Winter aber in Wien und den ganzen Sommer und Herbst in Baden bei Wien zubrachte. Er hat viel für Baden getan, eine Musikkapelle erhalten und auf öffentlicher Promenade täglich spielen lassen. Damals war Baden ein Vorort Wiens, dank dem Wiener Fiaker. In einer Stunde war es erreicht. Allerdings durfte man das „Geld nicht ansehen", wie man in Wien heute noch sagt.

Die glänzendsten, allgemein zugänglichen Feste bildeten die Praterfahrten am Ostermontag und ersten Mai; in ihnen drückte sich der Zug der Wiener ins Freie voll aus. Das Erwachen des Frühlings, das erste Grün wurde am zweiten Ostertage begrüßt, den ersten Blüten im Beginne des Mai zugejubelt. Schneeglöckchen und Veilchen wurden aufgesucht nach dem Auferstehungstage und der Anbruch des Wonnemonats fand in der Regel die reichbelaubten, frischgrünen Kastanienbäume der Hauptallee des Praters mit weißroten Blüten besteckt. Es gab damals noch einen Frühling in Wien, die Jahreszeiten hielten streng auf Regelmäßigkeit, ja man konnte, ein ehemaliges Hauptvergnügen der Wiener, am ersten Mai weiße Beinkleider tragen. Seit Jahren sind mit dem sicheren Verlaß auf das gegebene Kalenderwort auch die Frühjahrsanzüge verschwunden. Wien hat ein Steppenklima bekommen, Kälte und Hitze wechseln rasch durch Wetterstürze, wir haben manchmal Frühlingstage im Winter und Wintertage im Frühling. Die zwei Hauptpraterfahrten waren echte Volksfeste, alles nahm daran teil. Man ließ sich sehen, sah, bewunderte, freute sich. Es erstickte nichts Gemachtes die Freude im Keime, es war hergebracht, es mußte so sein, das galt als Glaubenssatz. Das Volk stellte sich zu seiten der Hauptallee auf und harrte. Es kamen die großen Herren und schönen Damen in hoch auf Federn schwebenden, geschlossenen, wappengeschmückten Karossen. Die prächtigen, reichgeschirrten Pferde wurden vom hohen Bocke aus, den der reiche Übertan lang herabfallend deckte, gelenkt. Der Kutscher trug auf der Puderperücke ein kleines Hütchen, während auf dem Trittbrette rückwärts zwei Diener in der Galalivree des Hauses standen, kerzengerade, fest auf den Beinen, sich an den Riemen haltend. Das Volk bewunderte, besprach und gab seinem Entzücken, wenn ein Pracht-

wagen herankam, lauten Ausdruck. Man kannte alle Vornehmen und deren Farben. Fast jährlich führte Jeder neue Wagen vor. Das Volk nahm beinahe an, daß es seinetwegen geschehe, eine Art Tribut für die Augen, trotzdem es wußte, daß es dieselben Wagen waren, in denen sich die Herrschaften am Osterfestvormittag zur Aufwartung bei Hofe hatten fahren lassen. Es war der Volksanteil an dem Hofkirchenfeste, gegeben des Nachmittags auf meilenweitem Plane des Praters, damit alle daran teilnehmen konnten. Und wenn der Kaiser, der gute Kaiser Ferdinand, tief im Wagen sitzend und aus den liebevollen Augen, nach rechts und links das schwere Haupt zum Gruße bewegend, sein Volk ansah, die streng aufrecht sitzende, tiefernste, ihn überragende Kaiserin mit den traurigen savoyischen Zügen zur Seite, da war des Jubels kein Ende.

Am ersten Mai ging es nicht so feierlich, dafür fröhlicher zu. Da wurde nur der Frühling gefeiert, es war alles offen, die Natur, die Wagen und die Heiterkeit. Musik erstickte, des Morgens schon, den Vogelsang im Prater, dann rannten die Läufer der Herrschaften um die Wette, zu Mittag zog man nach den Auen und in die Buschenschenken, später füllte sich die Hauptallee. Der Hof speiste im Kaisergarten des Praters und man blickte, sich drängend, durch die Lücken des Zaunes oder lauschte der Tafelmusik. Später kam Equipage auf Equipage, Fiaker nach Fiaker, fast kein unschönes Gefährt; man hielt etwas auf sich, auf Wagen und Roß und besonders auf den Kutscher. Jeder junge Herr hatte seinen Lieblingsfiaker; am ersten Mai gewiß einen solchen, der die Pferde in der Hand halten, aber auch laufen lassen konnte, wenn es anging. Man kannte die Herren an dem Fiaker. Allmählich wurde der Prater voll, dann überfüllt, die Pferde konnten nur im Schritt vorwärtskommen und zeitweise auch das nicht. Es trat Stauung ein, die Wagen standen wie ein Eisstoß bis zum Stephansplatz.

Man harrte oft stundenlang in der Jägerzeile, ehe man in das grüne Paradies des Praters eindringen konnte. Man hatte Geduld, denn man wurde angeblickt, angestarrt, bewundert. Da trat plötzlich lebhafte Bewegung ein, Polizei zu Pferde schaffte die Bahn frei, der Hof kam aus dem Kaisergarten und fuhr unter Zurufen, mitten zwischen den Wagenreihen, gegrüßt und dankend, die Hauptallee auf und nieder. Allmählich wurde

die Rückfahrt angetreten oder man ging den Gasthäusern und Schenken des Praters zu, um die Wirte leben zu lassen und selbst gut zu leben. Das Schicksal der Praterwirte lag den Wienern stets am Herzen; jetzt noch kann man, wenn ein Sonntagmorgen heiter anbricht, die Worte hören: „Heute haben die Praterwirte einen guten Tag," oder bei schlechtem Wetter den Mitleidsruf: „Die armen Praterwirte!" Stuwer, der Praterfeuerwerker, war hingegen der Gegenstand gemischter Empfindung. Es galt als ausgemacht, daß, so oft er ein Feuerwerk ankündige, Regenwetter eintreten werde. Eigentlich haßte man ihn deshalb; regnete es aber wirklich, so brach doch die Gutmütigkeit der Wiener durch und sie murmelten: „Der arme Stuwer!"

Die Praterfahrten im Frühling dauerten bis zu Pfingsten. Im Mai fuhr man vor dem Speisen, später nach dem Diner, das früher eingenommen wurde, um nach der Fahrt sich sofort in das „Kärntnertortheater", wo in jedem Frühjahr „italienische Stagione" stattfand, zu begeben. Da blühte es in den Logen von hellen, blumengeschmückten Kleidern, als ob man den Garten mitgebracht hätte, und dazu trillerten, in Todesqualen, lebensfrohe, oft recht vollbeleibte Italienerinnen. Die Praterfahrten boten täglich das Bild unbekümmerten, sorglos heiteren, glänzenden Lebens. Reichtum zu genießen, das hatte die Gesellschaft vereint, und die naive Art, in der es geschah, ließ den bösen Neid der Armen nicht aufkommen. Die Magnaten des Reiches, geboren und auferzogen in dem Elemente des Luxus, festwurzelnd mit ihrem Besitz in unermeßlichem Grund und Boden, hatten keine Ahnung, daß jemals der Ernst des Lebens an sie herantreten könne. Ihnen gehörte, zwar nicht die Welt, aber doch ein oft recht beträchtlicher Teil des Landes, dessen Bewohner die Feldarbeit besorgen oder den Zehnten der Früchte abgeben mußten. Man nannte die Untertanen nicht wie in Rußland „meine Seelen", aber man nützte ihre Körper recht ausgiebig aus. Wußten viele aus der Gesellschaft der Vornehmen und Reichen, auf welch mühsame Weise die Gulden gewonnen wurden, die zu Millionen zusammenflossen? Wußten sie doch manchmal kaum, wie sie dieselben verloren! So ungetrübt wie in Österreich vor dem Jahre 1848 wurde selten zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande das Leben voll und sorglos genossen. In allen Schichten der Besitzenden und Erwerbenden.

Eine Art von Sonnenglanz strahlte von den Gesichtern, Heiterkeit war der Regent aller Jahre, man atmete Wonne und wenn der vergnügte Tag verflossen war, suchte man sein Lager auf und entschlief lächelnd in der Hoffnung auf die Freuden des folgenden. Auch übermütig konnte man sein. Hatte man doch ganz besondere Lehrmeister.

Die ungarischen Herren waren Vorbilder der Wiener Fiaker. Sie brachten das Schnellfahren nach Wien; die Steppentraber ihrer Gestüte, die „Jucker", flogen durch die Straßen und im Prater, wie auf der Pußta von einer Tscharda zur anderen. Ihre Viererzüge waren das Entzücken der Wiener. Und wer lenkte solchen Viererzug kühner und eleganter als Graf Sándor, der Vater der Fürstin Pauline Metternich. Wenn er hoch auf dem Bocke seines Phaetons, den glänzenden Zylinderhut mit der schmalen Krempe auf dem kleinen Kopfe, Haar und Bart kurz gehalten, das Monokel fest eingekniffen und die gelenken Glieder des zierlich kleinen, doch muskulösen Körpers, engstens von den Kleidern umschlossen, die Viererpeitsche in schönen Arabesken durch die Luft gleiten lassend, herannahte, da rief alles: „Der Sándor!" und hob sich und reckte die Hälse. Graf Sándor war eine der volkstümlichsten Erscheinungen Wiens. Selten hat sich Ungarisch und Wienerisch so sehr in einer Person vertragen als in ihm, ohne daß er sich je auf den Urwiener hinausgespielt hätte. Er war nicht herablassend, aber freundlich wenn er sprach, lebte ungeniert und belästigte niemand, begehrte nichts und gab viel. Er verstand es im Wiener Dialekt zu sprechen, aber machte selten Gebrauch davon. Er ging oder fuhr vielmehr seiner Wege und man lief ihm nach. Er bereitete den Wienern ein Hauptvergnügen, wußte es und tat es gerne, ohne daß es je den Anschein hatte, als wolle er sich hervortun. Was er zum Gaudium für andere unternahm, sah so unabsichtlich aus, als ob er es nur für sich allein wage. Seine kühnen Fahrten und Ritte sind bekannt. Graf Sándor war aber auch, ohne zu den arischen Turnern zu gehören, von großer Körperkraft. Während der glänzendsten Praterfahrt an einem schönen Maiabende lenkte die Fürstin Marzelline Czartoriski einen kleinen offenen Wagen, vor den zwei starke Ponies gespannt waren. Graf Sándor trat an die Dame, die das Gefährte angehalten hatte, heran, grüßte, plauderte mit dem etwas grinsenden Lächeln im Gesichte, das

mit dem Einglas verwachsen schien, und faßte eines der Hinterräder mit einer Hand. Fürstin Marzelline, die Mitglieder der „Gesellschaft" riefen einander nur beim Vornamen, wollte weiterfahren und sagte: „Adieu!" — „Adieu, Fürstin." — „Lassen Sie doch das Rad los!" — „Wozu?" — „Sie könnten verletzt werden." — „Wodurch?" — „Durch das Rad, wenn ich fahre." —„ Sie können aber nicht fahren, wenn ich es nicht gestatte." — „Was bedeutet der Scherz?" — „Bitte, ich werde ein Rad, das, welches ich fasse, mit dieser einen Hand festhalten, hauen Sie in die Pferde ein, wenn diese nicht vom Flecke kommen, so stark Sie wollen oder können, und Sie werden sehen, daß Sie nicht vorwärts gelangen." — „Ich wette." Die schöne, interessante Dame, welche vor einigen Jahren in Paris gestorben ist, lächelte, mit einem Lächeln, das heute noch sonnig vor mir leuchtet, und sagte, einigermaßen befangen, da sich mittlerweile ein großer Kreis gesammelt hatte: „Gut, ich halte die Wette. Sie gilt?" — „A discretion!" — „Eh bien, allons!" Und Fürstin Marzelline zog die Zügel an, rief den Pferden zu, sprang endlich auf und hieb mit geröteten Wangen auf die Tiere los. Der Wagen kam nicht vorwärts. Hundert Hände klatschten Beifall. Graf Sándor grinste lächelnd: „Nun?" — „Sie haben gewonnen. Doch jetzt lassen Sie los!" — Graf Sándor zog die Hand aus den Speichen und ging ruhig weiter.

Die Art, wie sich Graf Sándor kleidete, war nicht allgemein, vielmehr ganz seiner Lebensweise angepaßt. Es war die Bürgerkleidung eines Reiters; „gestiefelt und gespornt" schien er zur Welt gekommen zu sein und Rock und Beinkleider saßen ihm „wie angegossen". Man konnte jeden Muskel sehen; stramm mußte dieser auf dem Pferde liegen, das, leichtem Drucke zu parieren, eingelernt war.

Am nächsten dem Wesen und der Neigung Sándors kam Fürst Trauttmannsdorff. Er hatte die englischen Zylinderhüte mit steifer, fingerschmaler Krempe nach Wien gebracht und sie in dieser Form bis an sein Lebensende getragen. Er machte damit Mode in Wien und heute noch müssen die Hutmacher derlei Hüte für Herren anfertigen, die selbst die Pferde zu leiten lieben, und für einige fesche Fiaker. Auch der Zylinder, den ab und zu ein junger Wiener der Vororte manchmal schief auf dem Kopfe trägt, während die Schläfen von glänzenden,

hervorgedrehten, einfachen Schnecken gedeckt werden, hat noch diese Form. Man sieht, wie Moden durch einzelne entstehen, sich verallgemeinern und lange vom Volke, das an Angenommenem hängt, festgehalten werden. Volkstracht ist ja zurückgebliebene Modetracht. Der innerösterreichische Bauer, welcher heute noch in seinem mehr oder minder farbenschreienden „Spenzer" stolziert, ahnt nicht, daß ein Lord, der einst den Ton in London angab, es war, welcher das nur bis an die Hüften reichende „Leibchen" erfand, das er, barock genug, über dem Fracke trug. Und da die Mode alle Schranken durchbricht und dort, wo sie nicht leicht eintreten kann, sich einschleicht, so hat der Wiener Typus der Bekleidung auch den Charakter der knappen Uniform der österreichischen Armee bestimmt; die kurzen Röckchen, anliegenden Beinkleider, die Form der Kappen und die Art, sie schief, nach einem Ohre herabgedrückt, zu tragen. Auch die Weise, die aus Italien stammende Virginazigarre, welche unsere Soldaten zur Volkszigarre gemacht haben, die fast allen zugänglich ist und von hoch und nieder geraucht wird, im Munde zu halten, fest in den Zähnen, die rauchsendende Glutspitze keck zum Himmel emporgekehrt, ist wienerisch. So ist der Wiener Brauch, sich zu halten und zu tragen, durch das Wiener Regiment Deutschmeister den Truppen der Armee eingeimpft worden.

Fürst Trauttmannsdorff war mehr dem Fahrsporte als dem Reitsporte zugetan. Auch als Jäger galt er viel und er hatte zuerst die Flugangel aus England nach Österreich gebracht und mit der glänzenden künstlichen Mücke und Fliege manche farbenleuchtende, rotgesprenkelte Forelle aus den kühlen Fluten der niederösterreichischen Bäche sachte, nach vorgeschriebener Ermüdung, mit dem Landungsnetze an das Ufer schaffen lassen. Fürst Trauttmannsdorff dürfte wohl der erste gewesen sein, der bei uns den Sport, sich demselben fast ausschließlich hingebend, betrieb. Sein Hauptvergnügen war es aber, vier zumeist dunkle Pferde dahinfliegen zu lassen von seinem Schlosse zu Waltersdorf aus über die Heide oder in der Hauptallee des Praters. Alles, was heute in Wien reitet und fährt, an Sándor und Trauttmannsdorff reicht es nicht heran.

Der Schwiegervater des Grafen Sándor, der Staatskanzler Fürst M e t t e r n i c h, trug sich allerdings etwas anders, wie er auch sonst mit dem ungarischen Kavaliere wenig Ähnlichkeit besaß.

Es konnte wohl nichts Entgegengesetzteres geben als den Nachkommen des rheinischen Geschlechtes, der lange Jahre hindurch die Zügel Österreichs fest angezogen hielt, und dem ungarischen Edelmann, welcher die Kenntnis, ein Pferd abzurichten und zu führen, zu einer Art von Kunst erhoben hatte. Fürst Metternich blieb der Art, wie man sich zur Zeit des Wiener Kongresses kleidete, im wesentlichen treu. Auch die Haltung, die durch Lawrence im Bilde wiedergegeben wurde, suchte er festzuhalten. Es war englische Mode der Zeit, in welcher Fürst Metternich triumphierte, welche er festhielt: aufrecht, in ziemlich engen Kleidern, glatt rasiert und den Kopf, zu welchem der samtene Rockkragen rückwärts hinanreichte, von hohem, vielfach um den Hals gewundenem, feinem Batisttuche emporgehalten. Das Halstuch machte nachher allerdings der hohen Krawatte und noch später dem blauen oder schwarzen, weißgetupften, doppelt umgeschlungenen Foulardtuche, immer nach englischem Vorbilde, Platz; aber die Diplomaten und großen Herren hielten, ohne zu weichen, fest an dem hochgeschlossenen, engen Rocke, der Haltung gab und Ansehen der Person. So sah man den Fürsten Paul Esterhazy, dessen Reichtum einst London verblüffte — Ausgaben, welche der Magnat lange Jahre, bis an sein seliges Ende empfand — alternd durch die Gassen Wiens sich langsam, an den Häusern hin, bewegen. Er hatte schwaches Augenlicht. Die Augen waren noch immer himmelblau und hatten in dieser Farbe oft gesiegt; das eine aber erschien fast starr und vor das andere hielt der Fürst, wenn er deutlicher unterscheiden wollte, ein Lorgnon. Er war in allem ein großer Herr; man blieb stehen, wenn er herankam, und sah ihm mit Teilnahme nach. Er hatte das edle Herz im Busen behalten, und wenn Kinder, kleine Körbe vor sich, Blumen als Bittende reichend, an den Fürsten herankamen, so griff er mit fast unmerklicher Bewegung in die Tasche seines Gilets, und ebenso unmerklich ließ er die Hand mit der Gabe zum Händchen des Kindes hinabsinken. Es war etwas Automatisches in dem ganzen Vorgange; aber nie hat eine Handlung voll Aufwand so schöne Rührung hervorgebracht wie dieses stille Wohltun. Es war die Verkörperung des Satzes: Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut. Man sagte sich: Das ist ein Mensch.

In der Art, wie Paul Esterhazy, trugen sich die Staatsmänner

und Würdenträger des Hofes. So Fürst Dietrichstein, so einige Obersikämmerer, denen damals die oberste Leitung der Hoftheater unterstand. Schröder und Kotzebue, beide einige Zeitlang dem Burgtheater angehörend, welche die ersten Wiener Lustspiele gestalteten, die Klingsberg als Hauptfiguren, hatten nur nötig, solche Kavaliere in nächster Nähe zu studieren, deren vornehme Haltung und Redeweise, um zu wissen, wie ein großer Herr sich benimmt, und Schauspieler Korn brauchte nur die Herren in den Logen des Burgtheaters zu beobachten, um seinen unerreichten alten Grafen Klingsberg festzustellen. Das war damals der intime Kontakt zwischen Schauspielern und Publikum im Wiener Burgtheater.

In der Klingsberggestalt war der österreichische Edelmann fixiert mit allen seinen Eigenschaften. Auch daß er sich zu Bürgerkreisen manchmal herabließ, wenn ihm eine reizende Frau oder ein schönes Mädchen gefiel, und er dann wie Jupiter in dem Hause erschien, traf zu. Die Fürstin und die Gräfin aber machten nie einen Schritt nach abwärts, wenigstens erfuhr man es nicht. Die Damen herrschten im Salon und dieser blieb allen verschlossen, die nicht zum Hochadel gehörten. Die Wiener Gesellschaftskreise saßen abgeteilt, wie die Kurien im Landhause: Hochadel, Ritterstand und so weiter. Vor Jahrzehnten noch pflegten große Herren die Musik in ihren Palästen. Haydn, Mozart und Beethoven ließen oft Quartette und Sonaten zuerst in den Wiener Salons aufführen, und die Widmungsblätter der Noten bilden ein Ehrenverzeichnis der Musikfreunde. Damals sah man darauf, daß nicht nur Blumen, sondern auch Geistesblüten den Empfangsraum zierten. In dem letzten Jahrzehnte vor 1848 hörte man die Klänge guter Kammermusik fast gar nicht mehr in Wiener Palästen. Auch gegen Literatur und Kunst verhielt sich der Hochadel, abwehrend wäre zu viel gesagt, aber doch ohne regen Anteil. Daß man Schriftsteller oder Künstler in den Salon geladen hätte, ist uns nicht bekannt und doch gehörten zwei Dichter selbst dem Adel an: Graf Anton Auersperg und Freiherr Münch-Bellinghausen. Einer, Graf Auersperg, stand sogar an der Spitze der geistigen Bewegung in Österreich. Beide Dichter hielten sich aber fern von dem geselligen Verkehr des Hochadels und schufen sich ihre Umgebung. Man kann von einem reichen, anregenden und mannigfach fördernden Salonleben des Wiener

Adels, wie ein solches in Paris bis zum Ausgange des zweiten Kaiserreiches blühte, kaum sprechen. Indessen gab es einzelne Wiener Häuser, welche einen Weltruf besaßen, vor allem die Salons des Fürsten Metternich und der Fürstin Eleonore Schwarzenberg.

Die Fürstin war eine zierliche, geistig und körperlich frische, lebhafte, fast schöne Frau; das Blendende wurde durch das Einnehmende ersetzt. Wie ein Frühlingswind, der Rosenblätter zuführt, wirbelte die Rede der Fürstin, einer leicht bewegten und beweglichen Blondine mit dem Temperament der heißesten Brünette. Fürstin Schwarzenberg empfing natürlich auch vorzugsweise und mit Vorliebe ihre Familie, fast der ganze Hochadel war ja verschwägert; aber ihre Salons öffneten sich gerne Zelebritäten, Damen und Herren von Ruf, besonders Reiseschriftstellern und Schriftstellerinnen, die ihr von Hochstehenden empfohlen wurden. Der Salon der Fürstin Schwarzenberg ist deshalb in zahlreichen Büchern verewigt. Grillparzer, Halm und Lenau aber haben ihn wohl nie betreten. Die Fürstin war eine prachtliebende Frau und hat Schloß Frauenberg in Böhmen mit Zier aller Art angefüllt; leider fiel die Jugendzeit der Dame in eine Epoche, deren Geschmack noch nicht durch die „Wiener Renaissance“ veredelt worden war. Dort hielt sie Hof im Sommer, in ihrem Wiener Palais im Winter. Zur Zeit des Fürsten Felix Schwarzenberg waren die Salons von politischer Atmosphäre erfüllt, aber ruhmvolle Krieger blieben die Helden der Fürstin, und der die letzten Lorbeeren gepflückt, legte ein Blatt zu den Füßen der schönen Frau. Von Radetzky bis Tegetthoff erzählten alle von den Gefahren, die sie bestanden zu Lande und zur See. Die Fürstin war eine patriotische, aber auch eine stolze Frau, und wehe dem, der an das Haus Schwarzenberg getastet hätte. Das Wort Schmerlings, welches den Fürsten Carlos Auersperg als ersten Kavalier Österreichs bezeichnete, fand ein stark tönendes Echo in den Räumen des Palastes auf dem Wiener Mehlmarkte, und fortan standen die Schwarzenberge rechts, die Auersperge blieben auf ihrem Platze.

Noch mehr Weltsalon war jener des Fürsten Metternich, ob dieser im Ministerium auf dem Ballplatze residierte oder im Parke des kleinen Gartenhauses der Vorstadt Rennweg — „parva domus, magna quies“ stand über der Türe — Frühlingsfeste gab.

Fürst Metternich, der Staatskanzler, war scheinbar ganz und gar nicht ausschließend; aber bedeutend oder interessant mußte man sein, wenn man empfangen werden wollte. Es bestand für diese Ausgezeichneten die stille Verpflichtung, dem Fürsten etwas Neues zu sagen oder zu zeigen. Fürst Metternich wußte jeden zu gewinnen, wenn er wollte, zu hören und noch besser zu antworten, manchmal auch durch Schweigen. Daß alle, die Europa regierten oder beherrschen halfen durch Schwert oder Feder, im Salon der Fürstin Melanie, der schönen Frau des ältlichen Ministers, erschienen, war natürlich; aber auch Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, welche dann ihre Werke vorlasen, vollendete Bilder oder, wenn sie von fernen Reisen zurückkehrten, ihre Skizzen vorzeigten, wurden hie und da geladen. Baron Hügel, der Botaniker und Reisende im Orient, der zuerst in Wien die Kultur exotischer Pflanzen einbürgerte, ein großes Treibhaus in Hietzing baute, füllte und Ausstellungen daselbst veranstaltete, war Hausfreund bei Metternich. Ebenso der absonderliche Chevalier Montenegro, ehemals Attaché der spanischen Gesandtschaft, ein kleiner, schwarzer, eleganter Mann, der mit einer Art von Wildheit viel Distinktion verband und am meisten durch ein Duell mit Baron Hügel von sich reden machte. Für die Gesellschaft Wiens war es ein Ereignis ersten Ranges, daß aus Bekannten Feinde wurden; aber in jenen Kreisen ist ein rasches Wort oft Grund, daß man sich auf dem grünen Rasen, wo man sonst Veilchen gepflückt, mit den Waffen in der Hand gegenübersteht. — Wer eine Angelegenheit in Wien zu fördern hatte, suchte die Unterstützung des Fürsten oder der Fürstin dadurch zu gewinnen, daß er ihr Interesse für seinen Plan zu erwecken sich bemühte. So erschien jener englische Offizier, welcher die Überlandpost ins Leben rufen wollte, was ihm auch gelang, eines Abends, den reich mit Früchten beladenen Zweig einer Dattelpalme in der Hand, im Salon der Fürstin Metternich und erntete später die Früchte des guten Einfalls, zu zeigen, daß man auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege vom Orient nach Wien in kürzerer Zeit gelangen könne.

Diese Kreise der Gesellschaft atmeten ruhig, wie im Schlafe. Sie sonnten sich im Glanze ihres Reichtums und ihrer Schönheit. Nie wieder sah man einen solchen Verein weiblicher Anmut und männlicher Kraft. Das reine Blut stand in Blüte. Wenn man die

dunkle, kleine Gräfin Rako mit den großen Augen, aus denen Sterne leuchteten, und an ihrer Seite die blonde, seidenhaarige Gräfin Ugarte, mit den Rosen auf den Milchwangen, aus einer Loge die Versammlung mustern sah und in einer anderen die Grafen Edmund Zichy, Artur Batthyany und Otto Chotek — sie erschienen fast immer zusammen, die Damen betrachtend, jene im Zuschauerraume und die auf der Bühne — so konnte man kaum den Blick von ihnen abwenden. Die Gräfin Rako, eine Ungarin, Gyertjansky nannte sich ihre Familie, war eine gute Pianistin und spielte hinreißend Tschardas. Manchmal ließ sie Zigeunerkapellen nach Wien kommen, brachte sie zu ihrer Schönheitsgenossin, und da hämmerte und tollte es abwechselnd im wasserreichen, vom Monde erhellten Parke von Schönau, wo die schöne Gräfin Ugarte im Sommer wohnte, als ob Puck und Titania nebst Zettel und Genossen ihr bezauberndes Unwesen trieben. Das waren die lustigen Frauen und Herren von Wien. Kriehuber hat sie lithographiert, im Bilde verewigt, alle, die schönen drei die Mode angebenden Grafen, die wir genannt, auf einem Blatte, das zu seinen gelungensten gehört und nur an geistiger Bedeutung von der Gruppe: Liszt am Klaviere, umgeben von seinen Freunden, Kriehuber selbst nachdenklich in der Ecke, den Zeichenstift in der Rechten haltend, übertroffen wird. Der Künstler war, als er Liszt zeichnete, bei seinesgleichen; aber auch im Kreise der Kavaliere von diesen nicht zu unterscheiden. Sein interessanter Beduinenkopf saß auf der Gestalt eines stets modisch gekleideten Lebemannes.

Ruhiger noch war das Geistesleben anderer vornehmer Kreise. Als ob der Quietismus des Salons nicht voll genügt hätte, wandten sie sich einer Art von alpinem Trianonspiele zu. Sie verbrachten den Herbst in Ischl, denn damals galt noch das Hochland im Sommer, des Regens wegen, der nie ausbleibt, für unbewohnbar. Die Bewunderung der Natur übertrugen sie auf die Bewohner der Alpen und schwelgten den Winter über in der Erinnerung an Zitherklang und Jodlergesang. Für diese bukolische Stimmung, die ja hie und da heute noch sich ungebundener Sprache bedienende Vertreter besitzt, fanden sich der Poet und seine Muse in Alexander Baumann und Mathilde Wildauer. Baumann war ein eleganter, liebenswürdiger Gesellschafter von besten Umgangsformen, einer der „Ghelenschen Erben“, die

lange Zeit hindurch das Privilegium hatten, die Wiener Zeitung herauszugeben, bemittelt und auch als Beamter nicht ohne Einkommen. Er spielte vortrefflich die Zither, schrieb nette Gedichte und witzige Prosa im Dialekte, setzte seine Liedertexte in Musik und besang echt und gar nicht schlecht die Herrlichkeit der „alpinen Natur", wie man heute sagt, und der dieselbe zierenden Sennerinnen, Jäger, Wilddiebe, Holzknechte und gemütlichen alten Hüttenbesitzer. Anmut und Tugend waren nur im Hochgebirge zu finden, man teilte die Schöpfung in Flachland und Alpengebiet, und so mußte die Ischler Luft nach Wien zur Verbesserung der Moral und Salonatmosphäre, als eine Art von moralischem Koniferensprit, vielleicht auch als besänftigendes Einschläferungsmittel. Es hieße Alexander Baumann unrecht tun, wollte man ihn geringschätzen, ihn nur als Salon-Ausseer behandeln, weil er Abend für Abend in den Salons seine Lieder zum Klang der Zither sang und die Damen des hohen Adels in Entzücken versetzte. Baumann war eben eine überaus liebenswürdige Natur, er schlug nie eine Einladung aus, wenn er wußte, daß er seine sehr hoch und oft auch minder hoch gestellten Nebenmenschen erfreuen konnte. Baumanns Hauptvorzug, im Gegensatze zu Baron Klesheim, der den Dialekt als Erwerbsquelle aussog, war seine makellose Uneigennützigkeit und sein ehrliches, jeder Sentimentalität abholdes Oberösterreichertum in der Kunst. Lange ehe das Salzkammergut in die Mode kam, hatten junge Wiener Schöngeister in Ischl und Aussee Ferienkolonien gebildet und die Sommermonate daselbst zugebracht. Zu ihnen zählten: Prantner — der hochbegabte Romanschriftsteller, Verfasser der „Dissolving Views" —, Adolf von Kriegs-Au und so weiter. Sie alle waren feine, sinnige Beobachter, die hie und da, die Dichter nämlich in ihrer Reihe, manche Studie nach der Natur später mit Glück verwendeten. Alexander Baumann aber lebte literarisch hauptsächlich von dem Hochwildrevier. Zuerst spielte und sang er allein nach den Diners, zu welchen er geladen wurde, stets als Gleicher unter Gleichen, dann fand er sich mit Mathilde Wildauer, der schönen, blonden Burgschauspielerin, zusammen, entdeckte ihre Stimme und ihren reizenden Dialekt, dem sie auf den Universitäten in Ischl und Aussee den echtesten oberländischen Klang gegeben hatte, und sie sangen Duette. Die Krönung dieser Kunst war Baumanns „Das Versprochene

hinterm Herd". Nun war mit einem Drama der Gipfel erstiegen, und nach langjährigem Wandern im Dienste der Wohltätigkeit von einem Vorstadttheater zum anderen erzwangen Mathilde Wildauer durch die ganz außerordentliche künstlerisch veredelte Naturtreue in Wort und Gesang und Baumann durch seine Beliebtheit bei aller Welt die Aufführung des Singspieles im Burgtheater. „Denn auf der Alm da gibt's kein Leid!" Dem „Verschwender" Ferdinand Raimunds blieb dieses Theater bis heute verschlossen.

Die Friedensstille und Leichtlebigkeit, welche in den vornehmsten Kreisen herrschte, umfloß scheinbar auch den niederen Adel und Bürgerstand, die Beamten, Geldmänner, Kaufleute, Fabrikanten, Künstler und Schriftsteller. Das gesellige Leben war in allen diesen Kreisen rege und angenehm. Fast jeder Bemittelte führte offenes Haus. Es war leicht in Wiener Familien Zutritt zu erhalten, für Einheimische und Fremde. Die Bekannten unserer Bekannten sind uns willkommen. Das war Grundsatz. Wenn man zur Faschingszeit einen Hausball abhielt, sandte man förmlich Werber aus, welche sich der flinksten Tänzer versicherten. Die Vorstellung derselben erfolgte erst am Abend des Festes bei den Klängen der die Instrumente stimmenden Musikanten. Man wurde freundlich aufgenommen, und fühlte sich sofort heimisch. In Gast- und Kaffeehäusern knüpften sich leicht Bekanntschaften an, die in vielen Fällen jungen Leuten Förderung und Unterstützung verschafften und oft das Lebensglück der Aufstrebenden herbeiführten. Wer in Wien besaß, der gab jenem, dem es fehlte, Nahrung, Wohnung und Geld. Wieviele später zu Macht und Ansehen gelangte Männer sind auf den Stufen der Wiener Gutmütigkeit und Freigebigkeit emporgestiegen. Besonders fand dies durch Einführung von Studenten als Lehrer in Familien statt. Fast die Hälfte der Professoren und der Staatsbeamten bis zum Minister empor haben ihre Laufbahn als Hofmeister begonnen, und Lasser und Giskra erzählten gerne und oft, in bald heiterer, bald schmerzlicher Art die Erlebnisse ihrer Jugendzeit.

Nicht bloß jene Männer, welche einst selbst unbemittelte Studenten gewesen, hatten ein Herz für den armen, aber begabten Nachwuchs, sondern auch Leute aus dem Mittelstande, Kaufherren und Fabrikanten, die wie alle Wiener großen Respekt

vor Wissenden und Gelehrten besaßen, nahmen gerne Strebende in ihr Haus auf. Wir erwähnen beispielsweise die Frau eines Fabrikanten der Vorstadt Neubau. Sie und ihr Gatte hatten sich aus dem Arbeiterstande durch Fleiß und Arbeit zur Wohlhabenheit emporgeschwungen, und die Frau ließ es sich angelegen sein, als Gesellschafter ihres Sohnes begabte junge Leute aufzusuchen und an ihr Haus zu fesseln. Der tätigen Geschäftsfrau war die Zeit kurz zugemessen, sie erfand deshalb eine eigenartige Methode für ihre Suche nach braven Studenten. Zur Zeit, wenn die Schwalben fortziehen, kamen die Lehrlinge der Wissenschaft aus den Provinzen nach Wien. Der reichste Strom mündete vom Norden her ein, bei der Taborlinie an der Donau. Es waren dies die „böhmischen Studenten", worunter man zu jener Zeit nicht nur die aus Böhmen, sondern auch die aus Mähren und Schlesien verstand. An diese Linie stellte sich die Frau des Fabrikanten und musterte die auf Wägelchen oder zu Fuße Ankommenden. Sie hatte Zutrauen zu ihrer Kenntnis der Physiognomien und hat sich in der Tat selten getäuscht. Eines schönen Tages kamen zwei kleine, untersetzte, kräftige Jünglinge mit vollen roten Backen und kleinen Augen an. Die Gesichter waren so gesund und die Augen blitzten wie geschliffene Steinchen. Diese Jünglinge gefielen der Frau. Sie schritt auf dieselben zu und fragte sie um ihre Heimat, um ihren Namen und ihren Beruf, ob sie wohlhabend seien oder angewiesen, sich durch Unterrichterteilen Brot verdienen zu müssen. Die jungen Leute, gerührt und erfreut durch diese Teilnahme im fremden Lande, antworteten freimütig, daß sie arm seien. Und die Frau lud sie und deren Habseligkeiten auf den mitgebrachten Wagen, fuhr mit ihnen in das Fabrikgebäude, sorgte für Unterkunft, Nahrung, Kleidung, gab sich Mühe Familien zu finden, deren Kindern die jungen Leute Unterricht erteilen konnten, kurz während der ganzen Zeit ihrer Studien, der eine war Mediziner, der andere Jurist, blieb das Haus der Fabrikantenfrau die zweite Heimat der strebsamen, nach Wien aus Böhmen gelangten Jünglinge. Sie haben es aber auch der Frau und deren Familie bis an ihr Lebensende nicht vergessen, was sie an ihnen getan. Die Frau hieß Bischof und war die Großmutter der berühmten Sängerin Marianne Brandt, und die zwei jungen Leute von damals hießen — Skoda; der eine ward der berühmte

Professor der Medizin, der andere wurde Hofrat. Der Stern der Wiener medizinischen Schule fand noch oft den Weg zum Hause, das zu seiner Größe beigetragen, und Hofrat Skoda hat, als er seinen letzten Willen niederschrieb, nicht vergessen, wer ihm bei seiner Ankunft in Wien die Hand geboten, und hat die Enkelinnen der edlen Frau mit einem Legate bedacht.

Ja, Herz besaßen die Wiener zu jener Zeit. Wer Student gewesen, wenn er auch nicht Bänder getragen und Schläger geführt, half wieder den Studenten. Die Beamtenschaft Wiens hielt viel auf sich und wurde hochgehalten. Damals hatte eine Einnahme, welche heute fast als gering gelten würde, großen Wert. Der Gulden war eine Summe, und ein Hofrat mit einem Einkommen von vier- bis fünftausend Gulden ein großer Herr. Er lebte danach, benahm sich aber auch danach. Es waren die Ausgangsjahre jener Zeiten, in denen die große Kaiserin sagen konnte, sie besolde deshalb einen Hofrat so hoch, damit er standesgemäß leben und eine Equipage halten könne. Die Hofräte konnten aber auch noch vor dem Jahre 1848 Roß und Wagen ihr eigen nennen und bei G u n k e l, dem ersten Schneider Wiens, Kleider anfertigen lassen, die ihrer aufrechten Haltung durch fein anschmiegende Formen Vornehmheit verliehen. Man nannte Gunkel damals den Schneider der Hofräte. Mit einer geringeren Rangstufe der Beamtenschaft hat er sich wohl selten befaßt.

Gunkel besaß sein Atelier, wie er es nannte, in der Hauptstraße des alten Wien, dem Graben, im ersten Stockwerk eines Hauses, in dessen Gassenläden Samt und Seide, Bänder und Modestoffe unter Gewähr bekannter Firmen verkauft wurden. Die Kaufherren, welche in diesen Läden Waren feilboten, konnten als die Wiener Antonios, königliche Kaufleute der Hauptstadt Österreichs, gelten. Die H a n d e l s h e r r e n vom Graben, Kohlmarkt und Stephansplatz waren eine Art Patrizier von Wien, hochehrbar, vermögend, würdig und nicht ohne Unternehmungsgeist. Wir nennen die Namen Artaria, Gerold, Arthaber, Szontag, Hornbostel und wie sie hießen, die Buch- und Kunsthändler, Goldarbeiter und Modewarenverkäufer Wiener Ursprungs und auch Fremde, die sich aber, vor Jahren schon in Wiener Farbe getaucht, stets als echt erwiesen haben.

In den Vorstädten allerdings war der Reichtum des Bürger-

tums, der Fabrikanten seit längerer Zeit empfindlich gesunken. Das Prohibitionssystem, welches jede fremde Ware ausschloß, hatte früher wesentlich dazu beigetragen, daß sich gewisse Industrien in Wien rasch entwickelten und die Fabrikanten bereicherten. Arme Arbeiter wurden reiche Fabrikherren durch Erzeugung von Samt und Seide, von Schals, besonders aber von Seidenbändern. Es gab manchen intelligenten und sparsamen Mann in der großen Reihe dieser Fabrikanten. Die erste Generation hielt auf Einfachheit; gewöhnt an die Arbeit der eigenen Hände und des eigenen Kopfes, stellte sie geringe Ansprüche an das Leben; aber schon die Söhne und Töchter wuchsen zur Üppigkeit, zum Hange nach Wohlleben auf. Der Mann der Arbeit bleibt oft strenge gegen sich, aber er wird nachsichtig gegen seine Kinder. Und sie waren ja reich, die Wiener Fabrikanten, warum sollten deren Kinder nicht genießen, was ihnen Freude machte! Das eine Seidenkleid, die Goldhaube, die sechs Reihen „Kropfperlen“ um den Hals, mit einer Diamantenschließe befestigt, das Um und Auf von Glanz und Schmuck einer alten Wiener Bürgersfrau genügte den Töchtern der Fabrikanten der Wiener Vorstädte Neubau, Mariahilf und Schottenfeld nicht. Waren sie doch zwischen Bergen von Samt und Seide in der Fabrik aufgewachsen, am Sonntag mit den Werkpferden nach dem Prater gefahren, hämmerte doch nebenan der Goldarbeiter. Das alles mußten sie jetzt haben an jedem Tage, zu jeder Stunde. Die Söhne ließen es sich genügen, in der Fabrik hie und da aufzutauchen und nachzusehen. Den größten Teil des Vormittags, des Nachmittags und des Abends verbrachten sie aber in Kaffee- und Gasthäusern, im Tanzlokale und im Theater. Das waren die Kavaliere der außerstädtischen Lebenskreise. Die Bezeichnung „Fabrikantensohn“ oder „Hausherrnsohn“ war eine Art von ungeschriebenem, aber fast vollwichtigem Adelsbrief. Das ging so fort, bis eines Tages die Gesetzgebung des Staates geändert wurde, und mit einem Schlage die Modestoffindustrie die Konkurrenz des Auslandes nicht ertragen konnte. Statt sich rasch anderen Produktionszweigen zuzuwenden, arbeiteten die Fabrikanten in gewohnter Art weiter, solange es ging, solange sie noch etwas zuzusetzen hatten vom Erworbenen und Ersparten, von Häusern, Villen und Gütern, dem Vermögen in der Kasse, dem Sparpfennig in der Büchse. Sie harrten, eigensinnig oder unfähig zu rascher

Wendung, am Webstuhle, über den die Zeit hinweggegangen war, aus und klagten alle und alles an, nur nicht die eigene Schwerfälligkeit und Kurzsichtigkeit. Trotz dieser Fehler ist viel Talent und mancher edle Charakter in dieser Industriekrise zu Grunde gegangen. Der Apollosaal, ein Wunder von Wien, und das Gasthaus „Dommayer" in Hietzing, wo die Bälle und Hochzeitsgelage dieser Gesellschaftskreise gefeiert wurden, sind von dem Schlage, dem ihre Gäste unterlegen waren, gestreift worden. Der Ballsaal versank, und Dommayer wurde bescheiden.

Die Welt des Geldreichtums war damals wie noch heute eine Welt für sich. Die Salons der Bankiers wiesen eine eigenartige Zusammensetzung auf. Während in den Kontoren Herren der Aristokratie öfters zu erblicken waren, da zu jener Zeit die Aufnahme von Darlehen zumeist durch Ausgabe von Lotteriepapieren erfolgte, ein Geschäft, dessen Abschluß langdauernde und mannigfache Unterhandlungen erforderte, vermißte man des Abends in den hellerleuchteten Sälen der Geldbarone und Finanzedelleute die Majoratsherren fürstlicher oder gräflicher Häuser. Ab und zu glänzte ein hoher Herr durch seine Anwesenheit, wenn die Dame des Hauses, welche am Teetisch den duftenden, belebenden Trank darbot, zu jenen Frauen orientalischer Abstammung gehörte, die, wenn sie schön sind, den ganzen Zauber des vollendeten Weibes entfalten. Und an solchen Frauen hat es der Finanzwelt Wiens nie gefehlt. Der Schönheit gesellte sich, wenn auch nicht mehr so häufig wie zur Zeit des Wiener Kongresses, doch noch immer hie und da Geist hinzu, Grazie selten. Von den Frauen, welche mit Madame Herz und der Rahel Varnhagen in Berlin in geistiger Schwesterschaft verbunden waren, zierte allerdings nur mehr eine geringe Anzahl die Palais Fries, Arnstein, Pereira, Eskeles und so weiter, aber aus den Frauen tönte doch noch die Sprechweise und die Geistesart der hohen Schulen Berlins und Frankfurts, welchen Städten die Mehrzahl der Wiener Bankiers entstammte. Die Sprache der Schlegel und Varnhagens, des Prinzen Louis Ferdinand und Wilhelms von Humboldt schlug noch als letzte Welle der geistigen Bewegung der Goetheschen Periode an das Ohr, während die Männer, stark beschäftigt und im Salon von fast ostentativer Bescheidenheit, sich im Hintergrunde hielten und statt im Sprechzimmer ihren Platz im Spielraum suchten.

In diese Kreise fanden auch einzelne Schriftsteller Zutritt, wenn sie entweder dem Adel angehörten, oder zur geistigen Anregung und Unterhaltung in beliebter Form ihren Teil beitragen konnten, wie Castelli und Baumann, oder auch wenn man, wie an Eduard von Bauernfeld, die böse Zunge fürchtete. Einer der in diesen Salons beliebtesten „Schriftsteller-Edelleute" war Joseph Christian Freiherr von Zedlitz. Eine Falstaffigur von feinen und liebenswürdigen Umgangsformen, galt er in vielen Dingen als eine Art Orakel. Er hatte als Soldat Proben von Tapferkeit abgelegt. Er war ein Altösterreicher ohne Furcht und Tadel und österreichisch Gesinntsein galt ihm als Inbegriff seiner Lebensaufgabe. Zedlitz besang die Armee. Er lobte die Regierung in der „Allgemeinen Zeitung" nach im Auswärtigen Amte empfangenen Instruktionen. Auch auf diesem Felde scheute er vor keinem Streite zurück, den er tapfer mit der Feder auskämpfte.

Zedlitz war Gast ebenso bei dem Fürsten Metternich wie bei der schönen, hohen, schwarzlockigen Baronin Eskeles und bei der alten Freifrau Pereira, der Letzten des Hauses Arnstein. Zedlitz galt mit Recht als großer Kenner guter Tafel und wertvollen Kellers. Er nahm mit Vergnügen Einladungen zu Diners an, noch besser speiste man aber bei ihm im kleinen Kreise, dem oft die Herzogin von Accerenza, da Zedlitz' Appartements keine Hausfrau zierte, vorsaß. In pikanten Soßen konnte es Zedlitz mit dem alten Dumas aufnehmen, wenn auch seine Stücke nicht jenen Erfolg hatten wie die des französischen Negerabkömmlings, und in der Art, die neapolitanischen Nudeln zu einem Festessen für die Großen und Schönen der Erde zuzubereiten, konnte es der Autor des Gedichtes „Die nächtliche Heerschau" mit dem Komponisten des „Barbier von Sevilla", Rossini, vielleicht aufnehmen. Zedlitz war der Sachverständige in allen Fragen von Küche und Keller in den Häusern der Finanzaristokratie, eine Bezeichnung, die übrigens zu jener Zeit noch nicht gang und gäbe war. Ehe daselbst eine neue Köchin den Dienst antrat, mußte sie ein Probeessen zubereiten, und die Entscheidung darüber, wie hoch deren Wissenschaft oder Kunst reiche, ruhte auf Zedlitz' Zunge. Wenn er zum Schluß der Tafel sein Glas erhob und der Hausfrau mit seinem runden, doppelkinnigen Antlitz freundlich, fast glückselig zunickte, so hatte die Köchin gesiegt; wenn Zedlitz ernst, ja trübsinnig dreinsah, war sie verloren wenigstens für dieses Haus.

Eines Abends erschien Zedlitz in einem dieser Häuser zu einem derartigen Probeessen, und da es sich eben fügte, daß auch ein jugendlicher Erzieher für die Knaben und Töchter eines Familienmitgliedes gewonnen werden sollte, so bat man Zedlitz, mit dem schüchternen Pädagogen, der selbst noch eines Hofmeisters bedurft hätte, ein Gespräch anzuknüpfen und ihn auf sein Wissen und sein Benehmen zu prüfen. Zedlitz unterzog sich lächelnd auch dieser Aufgabe. Sie mußte nicht vollständig zu Ungunsten des Jünglings ausgefallen sein, denn nach dem Diner wurde nebst der Köchin auch der, wie er selbst fühlte, recht unreife Erzieher aufgenommen. Der Jüngling war ich. — Den Reiz der nach den Mahlzeiten stattfindenden Soireen bildeten ab und zu berühmte Virtuosen, welche sich eben in Wien aufhielten. Liszt stürmte oft im Hause der ihn sehr verehrenden Baronin Eskeles, und auch der aristokratisch vornehme Thalberg, das Seitenkind eines österreichischen Fürstenhauses, ließ zierlich und anmutig seine Hände über die Instrumente Steins und Streichers gleiten. Die Soireen des Bankiers Baron Sina, die er während der italienischen Saison veranstaltete, waren berühmt, und die Sänger aus Welschland lobten die Freigebigkeit des griechischen Geldmannes. Das Haus Geymüller, ehedem ein Mittelpunkt reichen geselligen Verkehrs, war bereits geschlossen. Baron Anselm Rothschild hatte nicht den Ehrgeiz, sich als Gastgeber einen Namen zu machen, und Herr Meyer (Stametz-Meyer), der aus Bayern nach Wien gekommen war, wohl nicht die Gabe, einen Kreis um sich zu bilden, was seiner Gemahlin indessen später wohl gelang. Eine besondere Physiognomie trug der Salon des Bankiers Walter; er war politisch angehaucht und Franz von Pulszky fand dort die geistvolle Therese, seine Gemahlin.

* * *

Wir haben fast alle Häuser genannt, welche in dem gesellschaftlichen Leben jener Zeit eine glänzende Rolle spielten, alle Kreise derselben erwähnt. Vereinigt konnte man sie, wie bereits erwähnt, im Prater sehen und in der italienischen Oper. Die letztere bot damals in Wien das Beste, was man hören und sehen konnte. Wien hatte eine Frühlingsstagione von drei Monaten. Es hörte die Malibran und die Pasta, die Grisi und

Persiani, Lablache und Tamburini, Rubini und Poggi, es sah die Tänzerinnen Marie Taglioni, Cerito und die anmutvolle Tochter Wiens, den holdesten Sprößling des ehemaligen Wiener Balletts, Fanni Elßler, welche Gentz in Goethescher Prosa liebevoll feierte. Rossini, Bellini, schließlich Donizetti schrieben Opern für Wien. Jährlich wurde ein neues Werk des eben in der Mode stehenden italienischen Komponisten aufgeführt. Wien entschied damals in Opernsachen wie auch im Drama — von letzterem werden wir später sprechen — über Leben und Tod eines Werkes. Es gab den Ton an in Theaterdingen, zahlte gut, verstand zu hören und zu jubeln, aber auch zu vernichten. Der erste Abend der italienischen Saison, die erste Aufführung einer neuen Oper boten Schauspiele, wie sie heute nicht mehr in Wien vorkommen. Es war eine Spannung in der Atmosphäre, als ob ein künstlerisches Gewitter losbrechen sollte. Voller Erregung, voller Teilnahme fieberte jedermann und die Künstler mit. Der Vorhang hob sich, ein Sänger oder eine Sängerin betrat die Bühne. Totenstille. Keine Hand regte sich. Man hielt den Atem zurück, die Augen starrten unverwandt und nur ein leises Lächeln, das über die Züge glitt, ein verständnisvolles sich nach rechts oder links zum Nachbar Wenden, ein Nicken mit dem Kopfe brachten die ersten Urteile, die da sagten: Ja, oder nein! Nach vernommenen vier oder fünf Tönen war eine Stimme gewogen und gerichtet, nach der ersten Arie ein Sänger verurteilt oder in den Himmel gehoben. Und so war es bei den Arien- oder Ensemblestücken, welche in den neuen Opern sich fanden. Man ahnt heute in Wien nicht, wie flammend der Enthusiasmus damals emporschlug, selbst wenn man den Spektakel abrechnet, welchen die in Wien zahlreiche Mitglieder zählende italienische Landsmannschaft anhob. Man konnte genau unterscheiden, was Wien gefiel und was die Italiener auf der letzten Galerie durch ihre welschen Rufe und ihr südlich stürmisches Händeklatschen durchsetzen wollten. Man verlangte viel in Wien, erwies sich aber auch dankbar, war entzückt und oft verzückt; besonders im Salon der Frau Joëlson, welcher sich der Spezialität erfreute, daß man daselbst die italienischen Sänger in der Nähe hören und sehen konnte. Die Wiener waren in der Oper zu Italienern geworden, und als Musik galt damals hauptsächlich nur die italienische. Der deutsche Ton war in den höheren Gesellschaftskreisen fast völlig verklungen, gänzlich aus der Mode

gekommen. Die sinnliche Musik Italiens stimmte zu dem rein sinnlichen Leben der vornehmen Gesellschaft Wiens.

Einen größeren Kontrast, als jenen, der während der italienischen Saison in Wien zwischen dem Opernhause und der Bühne in der Leopoldstadt bestand, kann man sich nicht vorstellen. Dort das Ausländische, hier das örtlich Städtische, dort die dem Wohlklange der Stimme, der italienischen Melodie und der Unnatur des damaligen musikalischen Dramas ausschließlich geweihte Stätte, hier in dem alten, finsteren, unbequemen Hause der wienerische Humor und Scherz, der in gerader Linie von der improvisierten Komödie und dem Hanswurst abstammte. Obwohl das Volksstück durch den Zauberring Raimundscher Poesie hindurchgegangen war, ließ es nur geringe Spuren solch künstlerischen Einflusses wahrnehmen, ja, es schien zu der Form der vorraimundschen Wiener Posse zurückgekehrt zu sein. Ein Band gab es indessen, das vom Kärntnertortheater zu jenem in der Leopoldstadt reichte. Die Volksbühne hielt der italienischen Oper den Spiegel vor und zeigte im Zerrbilde die Einseitigkeit und Manieriertheit der welschen Oper in Wort, Gesang und Spiel. Johann Nestroy hieß der Satiriker, welcher faunartig im Leopoldstädter Theater herrschte, im ehemaligen Kasperltheater Wiens. Nestroy war der Nachfolger Raimunds, aber dessen entschiedener Gegensatz. An die Zauberhülle der Raimundschen Stücke anfänglich anknüpfend, brannte Nestroys ätzende Laune die Form bald durch und seine Gestalten grinsten, wenn sie lachten. Er schuf gleichsam die Satyrspiele zu den Dichtungen des großen Wiener Volkspoeten.

Raimund war der Grillparzer der Wiener Volksbühne, und beider Art stammte von den spanischen Dichtern her, mittelbar oder unmittelbar. Spanisches Wesen hatte sich in der Wiener Atmosphäre erhalten, die Wiener Hofbibliothek barg Schätze der spanischen Literatur, welche von Schreyvogel-West, Grillparzer und später Halm mit redlichem Bemühen gehoben und verwertet wurden. Es ist nicht leicht nachweisbar, auf welchem Wege die spanische Dichtung auf Raimund Einfluß gewonnen hat, in der Luft allein mag derselbe nicht gelegen sein, aber er ist unverkennbar vorhanden. Die Ähnlichkeit zwischen Grillparzers „Traum ein Leben" und Raimunds „Zaubermärchen" ist nicht nur der Form, sondern auch dem Texte nach so groß,

daß der geistige Zusammenhang außer Frage steht. Wahrscheinlich ist Raimund in seiner Jugend ein eifriger Besucher des Burgtheaters gewesen und sein Talent hatte sich in dem spanischen Zaubergarten rasch und reich entwickelt. Er dichtete, als ob die Spanier seine Ahnen gewesen wären. Trotzdem blieb er im Kerne eigenartig und reichte zu voller Höhe der Künstlerschaft, wenn er sich auf realen Boden, gut österreichischen Grund stellte und seine Nebenmenschen schilderte. Da war er im besten Sinne wienerisch. Man kann Cheristane und teilweise auch Flottwell preisgeben, aber Valentin und Rosa mit ihrem reichen Kindersegen, Wiens Adam und Eva, sind Urmenschen der großen Donaustadt. Raimund hat das Herz des Wieners wie ein Naturforscher klargelegt. Sein Wiener ist gut und edel, aber etwas empfindsam. Der Valentin spricht, raimundisch raunzend, in der Manier des großen Volksdichters und des großen Kunstdichters Grillparzer.

Es sei gestattet, den gleichen Grund und Boden, dem Grillparzer und Raimund angehörten, auch für die Wiener Genremaler Kraft, Fendi, Danhauser und Waldmüller zu beanspruchen. Bei Raimunds „Verschwender" und Danhausers „Praiser" und „Klostersuppe" ist der Genius Wiens Gevatter gestanden. Der Bettler Raimunds und jener des Danhauserschen Bildes, welcher an dem Portal der Kapuzinerkirche bettelnd den Suppennapf hinhält, sind so verwandte Gestalten, wie der Flottwell des großen Schauspieldichters und der Verschwender Danhausers. Zu diesem saß der schöne blonde Wiener Maler Cramolini Modell. Realisten waren beide Künstler, aber welch vornehmer, schöner, edler Art! Sie schufen Werke, die nicht betrübten, nicht Beklemmung hervorriefen und die Freude am Leben nicht annagten; sie ergötzten, erfreuten, erhoben, gaben zu denken und zu fühlen.

In der Zeit, als Raimund nicht mehr war und niemand weit umher, der seine Nachfolge weder als Schauspieler noch als Dichter hätte antreten können, tauchte plötzlich die lange, hagere, aus kleinen schwarzen Augen scharf blickende, den breiten Mund und das spitz hervortretende Kinn grinsend verzerrende Gestalt Johann Nestroys auf. Sie schien zu fragen: was steht Wien zu Diensten? Das war der Mann, der sich über Gott und die Welt, wie man in Wien zu sagen pflegt, lustig machte. Hatte er

eine Mission? Vielleicht! Die lammfrohe Gemütlichkeit drohte das Gedankenleben in Wien zu ersticken. Da erschien Nestroys verneinender Geist; er mußte verhöhnen, er konnte nicht anders. Raimunds talentlose Nachfolger und Nachahmer hatten sich dem weinerlich Empfindsamen, krankhaft Klagenden überlassen. Der Schnitter Nestroy fand Unkraut in Fülle für seine Sichel. Er schien gesendet zu sein, um reine Luft mittels Spott und Satire zu schaffen. Nestroy war in erster Reihe Satiriker. Seine Phantasie konnte in eine Nußschale geschlossen werden; tatsächlich hatte er kaum zu einem seiner Stücke den Stoff erfunden und in französischen und deutschen Romanen und Novellen die Handlung gesucht, die er mit dem eindringlichen Knallen seines Sarkasmus und dem Schellengeklingel seines Witzes begleitete. Auch die italienische Oper war dem Manne, der in seiner Jugend sich als Sänger bewährt und in den Sarastro vertieft hatte, herzlich zuwider. In viele seiner Stücke legte er Gesangsquodlibets ein, welche die italienische Gesangsmanier grausam verspotteten. Nestroy brachte Wien dahin, daß es über die Triller der sterbenden Helden zu lachen begann. Die zerstörende Mission, welche dem Dämon Nestroys geworden, hat er getreulich erfüllt; als er vom Schauplatze abtrat, war das Wiener Volkstheater in seinen Armen tot. Es lebte in literarischem Sinne erst wieder auf, als das große Talent A n z e n g r u b e r s, des Pessimisten in der Reihe der Wiener Volksdichter, sich stark und energisch Bahn brach. Raimund, Nestroy, Anzengruber waren die Männer ihrer Zeit. Wiens Entwicklung spiegelt sich in ihrem Wesen, in ihren Werken.

Alle komischen Erscheinungen auf dem Theater sind auf zwei Grundtypen zurückzuführen: die Dicken und die Dünnen, um einen von Anastasius Grün im anderen Sinn gebrauchten Ausdruck anzuwenden. War Johann Nestroy, die hohe, schlanke, magere Erscheinung, das zersetzende Element, so konnte W e n z e l S c h o l z, der kleine, gedrungene, dicke Komiker mit dem großen Kopfe und den roten Wangen als Bild des Wieners bajuvarischer Abstammung gelten, des gutmütigen und behäbigen, etwas schwer beweglichen, seßhaften Wiener Bürgers aus der Vorstadt. Quecksilber und Blei nebeneinander; so glänzten, so gaben sich die beiden. Man lachte über Wenzel Scholz' Erscheinung und die drastische Art, mit der er selbst wahrhaft kindliche Scherze durch trocken-drolliges Wesen annehmbar zu machen verstand;

man lachte über das, was Nestroy sagte, wie er es sagte, und die Kunst, mittels welcher er seinem Gesichte, aus dem übrigens jederzeit dieselben Tollkirschenaugen stachen, eine der Rolle entsprechende, immer aber etwas fratzenhafte Maske zu geben verstand.

Nestroy auf der Bühne mußte den Glauben erwecken, man habe es mit einem vollendeten Zyniker zu tun, einer Art von Mephistopheles der Leopoldstadt. Wie sehr war man aber überrascht, wenn man den Mann in seiner Wohnung als den bescheidensten und schüchternsten Menschen erkannte. Und dieses sein Wesen war nicht gemacht, es war eine Seite des reichen aber widerspruchsvollen Organismus dieser großen Künstlernatur. Es gab in Nestroys Laufbahn Zeiten, es waren dies jene des stärksten politischen Druckes — das erklärt viel, wenn nicht alles —, während welcher er auf der Bühne die schrecklichsten Zweideutigkeiten an das Publikum brachte. Auf dem Theater staken alle Teufel in seinem Leibe und hüpften aus seinem unflätigen Munde; in seinem Zimmer trat uns Nestroy nicht nur als fast unterwürfig bescheidener, sondern auch liebenswürdiger, gelehrter und belehrender Mann entgegen, der, wenn er zu fließendem Sprechen gebracht worden war, die vom Theater entlegensten Gebiete am liebsten betrat. So war es ihm Herzensfreude, zwei riesiggroße, an der Basis glatt geschliffene Ammoniten aus dem Untersberger Gebiete vorzuzeigen, die er selbst ausgegraben und als kostbaren Schatz, auf eisernen Gestellen, zu eigenem Ergötzen und zur Bewunderung jener, die ihn besuchten, aufgestellt hatte. Sie befinden sich jetzt in einem naturhistorischen Kabinette Wiens. Nestroy war der gefälligste Mensch, der nie für sich selbst etwas beanspruchte und jedes Lob, das man ihm spendete, fast mit einer Art von Beschämung aufnahm. Sein Theater und sein Haus, höchstens hie und da das Kaffeehaus, waren allein die Orte, in denen man Johann Nestroy sehen konnte. Der Mann, welcher so großen Einfluß auf den Geist der Wiener Gesellschaft gewonnen, war für das, was man gesellschaftliches Leben nennt, nie zu haben.

Die Bedeutung, welche Nestroy und Scholz für das Wiener Volksstück hatten, erreichte keiner der übrigen vielgenannten Wiener Schauspieler, weder Carl, der als Staberl doch eigentlich nur ein vielbewunderter Schwadroneur war, noch Rott, ein nicht

ebenbürtiger Nachfolger Raimundscher Darstellungsweise, noch Karl Treumann, lediglich ein Virtuos des Körpers und der Zunge, dessen Hauptkunststück darin bestand, „verschiedene Gestalten" anzunehmen, wie man damals sagte, was im wesentlichen darauf hinausging, daß er in kürzester Zeit Kostüme zu wechseln verstand.

Die ersten Vorstellungen im Carltheater fanden, gleich jenen in der italienischen Oper, vor einem gespannten, kampfbereiten Publikum statt. Wien hatte damals Zeit und Lust, wochenlang darüber zu sinnen und zu raten, welcher Art die Couplets in einem neuen Nestroyschen Stücke sein würden, und ob das Stück, welches Scholz zu seinem Benefize wählte, wie dies fast regelmäßig der Fall war, dem Untergange geweiht sei. Man machte die schlechte Wahl dem armen Scholz zum Vorwurfe, und doch war er daran so unschuldig, wie er sich in fast allen seinen Rollen stellte. Es war eben nicht seine Wahl. Direktor Carl hatte die Verpflichtung, Scholz ein Stück zu seinem Benefize zu liefern, und die schlechtesten, die er aufbringen konnte, stellte er ihm zur Verfügung. Das Stück fiel durch, der Autor erhielt das Honorar in möglichst geringem Ausmaße, und die Angelegenheit des Scholzschen Benefizes war auf die Dauer eines halben Jahres für das Wiener Publikum, den Direktor Carl und den Benefizianten erledigt. Man kann sich heute in Wien, wo oft in Theatersachen Gleichgültigkeit und Blasiertheit den Ton angeben, wo die Claque, die damals noch vollständig unbekannt war, sich eingenistet hat, schwer einen Begriff machen, wie sich ein Erfolg im Carltheater zu den Zeiten von Nestroy und Scholz darstellte und wodurch ein Durchfall sich zu erkennen gab. Jeder Witz Nestroys wurde aufgefangen und hin und her geworfen wie eine glänzende Kugel, er flog von Mund zu Mund; die Strophen der Couplets wurden bejubelt und zahllose Hervorrufe lohnten den Darsteller und Dichter; aber auch welches Pfeifen und Zischen, welches Pochen mit Stöcken und Füßen, welches Geschrei, welcher Skandal, wenn das Stück dem Publikum nicht mundete! Der Tumult begann oft bereits im ersten Akt und hielt sich bis zum Schlusse auf der Höhe des Unschönen und Rohen. Es ist geradezu unbegreiflich, wie die Darsteller jener Zeit die Kraft gewinnen konnten, derartigen Stürmen zu widerstehen und mit der Rede, so oft für Augenblicke Ruhe eintrat, fortzufahren. Es gehörte

das eben zum Metier, zu den Künsten, welche ein Schauspieler gelernt haben mußte.

Das Theater war in der Zeit vor 1848 und eine Zeitlang nach diesem denkwürdigen Jahre das Forum der Donaustadt. Einzig und allein hier durfte die Gesellschaft Wiens, als Körper vereinigt, offen und frei ihre Meinung äußern, ihren Willen kundgeben, Lob und Tadel ungestraft austeilen. Im Theater allein konnte das Volk die Souveränität der Gedankenfreiheit üben; da hatte es gelernt, sich zu fühlen, da machte es von dem Rechte der Selbstbestimmung Gebrauch. Im Theater wurde Wien mit dem Vereins- und Versammlungsrecht bekannt.

Gleichwie die Darsteller Raimund, Nestroy und Scholz keinen würdigen Nachfolger auf den Wiener Bühnen fanden, so wurden auch Raimund und Nestroy als Dichter von den Männern, welche neben und nach ihnen Stücke im Theater an der Wien und im Carltheater aufführen ließen, nicht erreicht. Raimund umkreisten B ä u e r l e, G l e i c h und T o l d t in weiter Entfernung. Auch sie riefen in den Prologen Genien und Schutzgeister um ihre Mitwirkung an, fielen aber dann in den dem Leben entnommenen Begebenheiten recht plump auf unflätigen Boden. Wir haben Bäuerle genannt, dessen Name sich länger durch seine Redaktionsführung der „Wiener Theaterzeitung“ im Gedächtnis erhalten hat, denn als Verfasser der Zauberposse „Aline oder die Wiener in einem anderen Weltteile“. Diese Posse enthält den Liedrefrain: „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!“ Wenn in den Wiener Theatern sich die Gesellschaft als solche in ihrer Kraft und Macht fühlte, so war Bäuerles Theaterzeitung so recht eigentlich das Organ der Wiener Plaudersucht jener Tage. Ein neues Stück, ein neuer Schauspieler, die neue Rolle einer beliebten Schauspielerin, ein Virtuos, der gefällig spielte oder interessant aussah, die Stadtneuigkeit unpolitischer Natur und vor allem der leider bis auf den heutigen Tag in Wien so sehr gepflegte, Privatangelegenheiten betreffende Theaterklatsch beschäftigten die Gesellschaft in den Kaffeehäusern und Salons über alle Maßen. Die Gesellschaft Wiens sollte sich um nichts anderes bekümmern, das wurde gewünscht, und man hatte es dahin gebracht, daß über nichts anderes gesprochen wurde, als was der flüchtige Tag brachte und nahm. „Der Beobachter“, das politische Organ der Staatskanzlei, in welches die Nachfolger

Friedrich von Gentz' beeinflußte Artikel schrieben, wurde nur von Männern gelesen, die durch ihre amtliche Stellung verpflichtet, also befugt waren, sich um politische Angelegenheiten zu kümmern. Andere Blätter, wie „Der Sammler" und „Der Wanderer", waren nur ein weniger reichhaltiger Born in der Art der „Wiener Theaterzeitung". Witthauers „Wiener Zeitschrift" war im Absterben, von Frankls „Sonntagsblättern" werden wir später reden. Letztere waren würdig und ernst gehalten, fesselnd und gut geschrieben; soweit man nichts dagegen hatte. Ihre Leiter hätten sich gern über die ihnen gezogenen Schranken geschwungen, allein hinter denselben standen die Männer der Zensur, die, oft selbst liberal gesinnt, des Brotes wegen die Anstürmenden auf das erlaubte Gebiet zurückzwangen. Hat doch auch Karl Bauernschmidt, der sich später als humorvoller und ätzender Wiener Feuilletonist einen Namen gemacht, zur Wiener Zensur gehört.

Diese quälte selbst harmlose Gemüter wie Bäuerle und Castelli, den Dichter in niederösterreichischer Mundart, beide echte Wiener ihrer Zeit, die sich überaus behaglich in dem Wohlleben der Residenz fühlten, ja in demselben aufgingen. Castelli erzählte mit einer Art komischer Reue, er trage die Schuld an Goethes Rücktritt vom Theater in Weimar. Er habe das Gelegenheitstück: „Der Hund des Aubry" geschrieben, Goethe habe sich gegen die Aufführung ausgesprochen und, als diese doch erfolgte, seine Demission gegeben. — Die Staatsallgewalt, den Kreis der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten immer enger ziehend, ließ auch die Besprechungen der Theater nicht unangetastet. Auf keinem Felde führt allzugroße Ängstlichkeit zu widersinnigeren Verfügungen, als auf dem der Wacht über die geistige Bewegung. Schließlich gibt es zwei Furchtsame: jenen, der bevormundet wird, und den Vormund selbst. So kam es auch, daß man die Sorge um die Ruhe und Sicherheit des Staates mit der Fürsorge um das Wohl und Wehe der Schauspieler, besonders der Schauspielerinnen, verwechselte. Bäuerle und Castelli klagten oft über die Unannehmlichkeiten, denen sie ausgesetzt waren und es wirkte fast komisch, wenn der große, starke, bedächtige und gemächliche Bäuerle seine Leiden im Kampfe mit der Zensur auseinandersetzte. Die Manuskripte mußten, bevor sie zum Drucke gelangten, der Zensur überliefert werden. Die Mitternachtstunde war oft erschienen und der Artikel noch

nicht, mit dem Imprimatur versehen, herabgelangt. Die Setzer, Drucker und Maschinendreher harrten unbeschäftigt. Endlich erschien das Verbot, diesen oder jenen größeren Artikel zu veröffentlichen, und es mußte dann im letzten Augenblicke Rat und Hilfe geschafft werden. All das hat aber Bäuerle, den Mann, der auf gute Tafel hielt, nie zu stark aufgeregt. Wenn er den Mittagstisch am eigenen Herde versäumt hatte, entschädigte er sich an einem reichlichen Mahl in dem Gasthause „zum goldenen Lamm" in der Leopoldstadt in Gesellschaft ebenso heiterer, die Wiener Anekdote pflegender Männer wie er selbst. Freimütige Sprache und offenes Handeln duldete man nicht, so wurde aus Bäuerle und Castelli, denen sich Deinhardstein, der Autor des Lustspieles „Hans Sachs" und Herausgeber der „Wiener Jahrbücher", an denen Goethe einst mitgearbeitet hatte, eine Kumpanei, die des Lebens Aufgabe und Reiz darin suchte, den lieben Mitmenschen allerhand Schabernack anzutun. Gleich übermütigen Jünglingen wanderten sie des Nachts in den Gassen Wiens, zogen die Hausglocken, eilten dann sofort davon oder fragten die schlaftrunken erscheinenden Hausmeister: wie teuer die Wohnung sei, welche auf dem Haustore, als zum Beziehen bereit, angekündigt werde; sie nahmen die Aushängschilder von Kaufläden herab und verwechselten dieselben, so daß die Wohnstätte einer Geburtshelferin als jene eines Advokaten bezeichnet wurde; kurz die Wiener Poeten und Redakteure trieben es so toll, als wären sie nicht berühmte Männer Wiens, sondern junge, unbekannte Studenten in Salamanca.

In ähnlicher Art, in gleichem Geist und Ton unterhielten sich die geselligen Vereine. Berühmt war damals eine Vereinigung von Schriftstellern, Künstlern und aufgeweckten Männern der Gesellschaft, welche sich „Supiritum" nannte. Es ging lustig und toll zu in jenen Kreisen. Humor und Witz, allerdings einer nicht ganz reinlichen Art, flatterten über den dampfenden Punschgläsern. Wer von fremden Zelebritäten nach Wien kam, versäumte es nicht, sich zu bemühen, in das „Supiritum", früher genannt die „Ludlamshöhle", wo die Schellenkappe auf den Häuptern der geistigen Führer Wiens thronte, eingeführt zu werden, und in den Reiseberichten manch bedeutenden Mannes erklang das Loblied des scharfen Salzes der Wiener humoristischen Küche. Es wurde in diesen geselligen Vereinen musiziert und

man las lyrische Gedichte vor, aber hie und da schlüpfte gleich einer Eidechse ein gewagtes Wort, eine geschickt gewendete, scharfbeleuchtende Anspielung hervor. Wo zehn Menschen zusammenkamen, war in der Regel einer dabei, der schwätzte oder gar an gefährlichem Orte ein Wort fallen ließ, das „hinterbracht" wurde. So waren auch die Vorsitzenden des „Supiritums" und der „Ludlamshöhle" vor einer Berufung zur Polizeibehörde nicht sicher. Indessen die Herren, welche mannigfache Beziehungen zu Hochgestellten und Behörden hatten, ja selbst hie und da letzteren angehörten, verstanden es, ihre Vereine, und das war eigentlich wirklich der Fall, als engelrein und taubenfromm darzustellen und bedenklich befundene Vorfälle als völlig harmlos und nur durch ein Mißverständnis nicht sogleich in ihrer wahren Bedeutung erkennbare kleine Ereignisse wegzulächeln.

Auch die Maler und Bildhauer feierten in ähnlicher Art Feste beim „blauen Strauß" in der Kotgasse der Vorstadt Laimgrube. Ihr lebenslustiger, erfindungsreicher Führer war Sicardsburg, Professor der Akademie, mit van der Nüll später der Erbauer des Wiener Opernhauses und mit ihm Begründer der Wiedergeburt der Wiener Baukunst und Kleinkunst. Diese Faschingsfreuden, in dem kleinen Raume der fernen Vorstadt mit beschränkten Mitteln abgehalten, boten durch echte Laune und reiche, schöne Kostüme oft überraschenden Anblick und wahren Genuß. Die Phantasie des Künstlers adelt alles. Hier wurde der Keim gelegt, aus dem nach Jahrzehnten Wiens Künstlergenossenschaft und der recht mannigfaltig gegliederte Bau des gerühmten Künstlerhauses erwuchsen.

Waren solche Zusammenkünfte und Feste beendigt, so trieb die kaum zu befriedigende Lebenslust einen Teil der Wiener Gesellschaft in die Gast- und Kaffeehäuser, besonders zum „Sperl". Eine fröhliche Nacht war in Wien nicht als geschlossen anzusehen, wenn man nicht eine Schale schwarzen Kaffees getrunken oder sich an dem Tanze der Wienerinnen freier Ordnung im Sperl ergötzt hatte. Das Sperllokal in der Leopoldstadt besaß europäischen Ruf; guten Ruf möchten wir nicht sagen. Wenn ein Fremder in Wien eintraf, so lautete das erste Ersuchen an den Lohndiener des Gasthauses: nach dem Sperl geführt zu werden. Man sah dort wienerische Art oder Unart, wie man will, schöne Gesichter, üppige Körper, fröhliche Augen, beflügelte Schritte der Tanzen-

den; man sah dort den echten Wiener Walzer tanzen, und das war in der Tat ein Vergnügen, das man heute, wo französische Art zu walzen in Wien angenommen wurde, nicht mehr genießt. Man walzte nicht, man flog, man raste und hielt sich doch gewandt, anmutig und schön. Es schien als ab die Paare den Boden nicht berührten. Eine erschöpft sich niederlassende Tänzerin behielt doch noch Kraft und Stimme übrig, um zu lächeln und einige freundliche Worte des Dankes an ihren Tänzer zu richten. „Das Leben ein Tanz," lautet der Titel eines Straußschen Walzers, und das Leben ein Tanz und ein Spiel dazu, war wirklich die Auffassung vieler Wiener jener Zeit. Unbewußt übten sie aus, was man von ihnen verlangte. Man konnte ihnen nicht zürnen und mußte ihnen verzeihen, denn sie wußten nicht, was sie taten.

Die Wiener wurden in dieses Leben nicht nur durch die vortreffliche Kost und den guten Wein der vornehmen Gasthäuser und Hotels, der „Stadt Frankfurt", des „Erzherzogs Karl" und besonders des „goldenen Lamms" in der Leopoldstadt gelockt, sondern auch durch die Volksküche. Dieser Ausdruck bezeichnete etwas anderes, als man heute darunter versteht, wo er den billigen Tisch der Armen bedeutet. Wir meinen die gute Wiener Volksküche, die sich in unzähligen kleineren Gasthäusern des Lerchenfeldes und der Vorstadt an dem Bächlein Als darbot. Dort war es billiger als in dem zu Verzehrungsteuerzwecken geschlossenen Stadtkreise; dort floß das Bier in Strömen, der junge Wein schäumte und perlte, befeuerte und erhitzte, und überall ertönten die Gesänge des heiteren Wein- und Waldviertels unter dem Wiener Walde, der weiteren Heimat des Wieners, von schneidiger, anreizender Musik begleitet. Der erste Jauchzer, den sich vor Jahrhunderten von Berg zu Berg der junge Bauernsohn und die dralle Schnitterin zusendeten, er ist der Grundton dessen, was sich so kunstreich zum Wiener Liede und zum Wiener Walzer ausgebildet. Er mag bajuvarischen Ursprungs sein, aber zu der schönen, reinen Kunstform wie in Wien hat er es nirgendwo gebracht. Die Ländler, welche die Wiener Musikanten W i l d und G r u b e r, P a m e r und H u m m e l, die ersten Walzerquartettisten, in rauchigen, unscheinbaren Gasthäusern gespielt, wurden von ihren Nachfolgern Johann L a n n e r und Johann S t r a u ß, die anfänglich vereint wirkten, sich später aber als gleichberechtigte Künstler trennten und auf eigene Füße stellten,

zu Walzern erweitert. Strauß der Dämonische und Lanner der Elegische haben den Wiener Walzer zur kleinen Sinfonie der Heiterkeit und Schönheit erhoben. Diese Wiener Musik erscholl allerorten, stimmte alle Geister und beflügelte alle Schritte, sie überschüttete wie mit einem Notenregen das Wiener Leben und begrub unter diesem Tonfalle das Denken, erstickte im Keime das Handeln des Mannes. Wien tanzte und war politisch ruhig. Wer nicht tanzte, hörte wenigstens der Tanzmusik zu und atmete die heiße, qualmige Luft ein, die vom Dampfe der kredenzten Getränke und dem Atem anreizender Weiber erfüllt war.

Außer jenen Zirkeln der Gesellschaft, welche das Vergnügen zusammenführte, gab es in Wien Kreise, denen Bestrebungen zur Erreichung geistiger Güter gemeinsam waren. Der Lebensgenuß schwamm obenauf, war sichtbar, fiel Fremden, die Wien besuchten, sofort auf und bestimmte ihr Urteil; die politisch Wissenden und Lernenden, Anregenden und Strebenden standen nicht im Vordergrunde, denn sie mußten ihre Schritte und Worte überwachen und verbergen. Der Leichtsinn sah aus den Fenstern der Prunkgemächer heraus; das ernste Mühen wohnte unter der Erde oder im Dachstübchen.

Wohl einer der ersten Vereine, die in Österreich gegründet wurden, war jener „zum Schutze und zur Versorgung entlassener Sträflinge in Böhmen“. Ihn hat Graf Leo Thun in das Leben gerufen. Ich war ein Kind, als mein Vater von Karlsbad, wo man ihn bestimmt hatte, Mitglied dieses Bundes zu werden, mit dem schön ausgestatteten Diplom zurückkehrte und die Wand, an welcher sein Schreibtisch stand, damit schmückte. Mitglied eines Vereines! Das war so neu damals, das hatte eine so große Wichtigkeit, daß zahlreiche angesehene Männer kamen, um das Diplom zu besichtigen. Welchen Eindruck machte erst die Bezeichnung „Verein“ auf den Knaben, welche Fülle unklarer, die Phantasie füllender Vorstellungen erweckte er! So wohnt denn schon dem Begriffe der Verbindung ein Teil der Macht inne, welche die Vereinigung von Männern zu ernsten Zwecken nachdrucksvoll ausübt. Dieser Verein „zum Schutze entlassener Sträflinge“ weckte den Keim der Freiheitsliebe, eröffnete dem Blicke die Wolken und zeigte in unbestimmten Formen den Rat der Vertreter des Volkes. Menschenliebe, Wiedergewinn der verlorenen bürgerlichen Stellung, Menschenwürde, Hilfe

und Unterstützung, die Tat in Ausübung des Guten, das war die Leiter, auf der man, folgernd, zu der Gedankenreihe gelangte: Recht, Wahrung desselben, Selbstbestimmung, Loslösen von der Bevormundung der Gedanken und Gefühle, des gesprochenen und geschriebenen Wortes, Freiheit! Dahin hatte es der übertriebene Druck gebracht, daß selbst harmlose Vereinigungen Warmhäuser der Befreiungsbestrebungen wurden.

Auch in Wien waren schon früh Vereine entstanden: der juridisch-politische Leseverein, der Gewerbeverein und mehrere andere. Gewerbsleute, welche sich gegenseitig unterstützten und förderten, Advokaten und Professoren, welche zusammenkamen, um Fachzeitschriften zu lesen und wissenschaftliche Bücher aus der anfänglich kleinen, aber rasch zur Bedeutung herangewachsenen Bibliothek zu entlehnen, wer konnte solchen Bestrebungen einen gewissen Grad von Harmlosigkeit absprechen? Und doch wurde späterhin von dem Gewerbevereine durch Beschwerden und Petitionen der Baum herbeigeschafft, um den Absolutismus aus den Angeln zu heben, und der juridisch-politische Leseverein ist die Geburtstätte liberaler Minister geworden. Wie konnte es auch anders sein. Wenn Männer wie Rudolf von Arthaber und Theodor von Hornbostel im Gewerbeverein über das Knüpfen und Verschlingen der Bänder oder über das im Webstuhle hin und her schießende Schiffchen sprachen, so ging man wohl bald auf den Webstuhl der Zeit über, und wenn Doktor Alexander Bach, welcher in England das Verfassungsleben an seiner Geburtstätte kennen gelernt hatte, mit dem von allen humanen Bestrebungen der Zeit erfüllten Rechtslehrer der Universität, Professor Hye, sich über eine neue Erscheinung in der juridischen Literatur besprach, so endigte naturgemäß das Gespräch mit dem Vergleiche der Zustände Österreichs und jener Großbritanniens, wo Freiheit und Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung herrschten. Das war nicht sofort am ersten Tage der Fall, man wußte vielleicht selbst nicht, mit welchen kaum die Augen aufschlagenden Hintergedanken an die Gründung dieser Vereine geschritten worden war, allein bald zeigte der Rauch, daß in diesem und jenem Hause das Feuer der neuen Ideen brenne. Langsam und still vorwärts tastend, bewegte sich der Fortschritt von diesen Vereinen in weitere Kreise und nach und nach erfüllte er Hunderte und Tausende, welche auswärtige

Mitglieder waren, ohne irgendwie durch Brief und Siegel Anspruch zu besitzen, diesen Namen zu führen.

Die Universität Wiens war voll des neuen Geistes. Man ehrte die Professoren, von welchen man mit einiger Sicherheit annahm, daß sie sich den neuen Ideen zugewendet, und geißelte jene, welche, alt und veraltet, nicht mit der Neuzeit gleichen Schritt hielten. Im großen und ganzen waren die Zustände der Universität vor 1848 ein Greuel, und im Widerspruche mit der Absicht der Machthaber, jede Demonstration der Bürger im Keime zu ersticken, duldete man Auftritte abscheulicher Art in den Sälen und Vorräumen der Hochschule. Allerdings mußte es jugendliche Gemüter zur Verzweiflung bringen, wenn zum Beispiel der greise Professor der Mathematik, Jenko, mehr als dreihundert Hörern schwierige Rechnungen klarmachen sollte, während sein Vortrag kaum von jenen gehört wurde, welche in der ersten Bank saßen. Häufig ertönten die Rufe: Lauter, lauter! und als der arme, gepeinigte Professor sein Organ anstrengte und nur schrille Töne hervorbrachte, trieb ihm das ausbrechende Lachen der Studenten Schweißtropfen auf die arme, alte, runzelige Stirn. Was hatten aber diese Vorgänge gegen den Tumult zu bedeuten, welchen häufig das Erscheinen des Professors der Naturgeschichte, Braunhofer, erweckte. Der greise, gebrechliche Mann bewegte sich nur mit Mühe vorwärts. Er hatte Eigenheiten und Gewohnheiten, welche allerdings den Übermut junger Leute hervorzurufen geeignet waren. Man hörte wenig und lernte nichts, sollte aber doch, gleichwie bei dem Professor der Mathematik, die Prüfung den Vorträgen entsprechend ablegen und wurde geworfen, wenn man den Wortlaut nicht vollständig innehatte. Dagegen rebellierte man hie und da, fing, wenn der unglückliche Professor erschien, mit den Absätzen der Stiefel an, den Generalmarsch zu klopfen, und gab dieser Stimmung an dem Namenstage des gepeinigten, recht alt gewordenen Gelehrten dadurch besonders Ausdruck, daß man dem Lehrer bei seinem Erscheinen einen aus Nesseln und welken Feldblumen gewundenen Kranz um den Hals legte! Ähnlich war es mit dem Lehrstuhle der Ästhetik beschaffen, während anderseits ein berühmter Mann wie der Physiker von Ettingshausen in das Extrem fiel, sich als Diplomaten und großen Erfinder gab und die Studierenden bei der Prüfung von seiner geistigen

Höhe herab durch Ironie und kühlen Spott aufs Blut peinigte. Das war die Wiener Universität, in welcher die akademische Legion im Jahre 1848 geboren wurde.

Allerdings gab es auch gelehrte Männer, deren Vorlesungen stark besucht waren und aus deren Hörsälen eine Reihe von scharfsinnigen Juristen, Lehrern und Staatsmännern hervorgegangen ist. Es waren dies die Rechtslehrer Kudler, Winiwarter und manche andere. Der beliebteste Professor kurz vor dem Jahre 1848 war aber Doktor Hye, ein noch jüngerer, schöner Mann mit sprechenden, großen Augen und einer Beredsamkeit, die zu erwärmen und zu begeistern wußte. Er mochte über welches juridische Thema immer sprechen, es war so viel innere Glut in dem allen edlen und guten Bestrebungen zugewendeten Manne, daß sie sich unmittelbar dem Auditorium mitteilte. Man ahnte, daß Hyes Kopf und Herz von den Ideen und Empfindungen der neuen Zeit erfüllt seien und daß er mit der heranwachsenden Generation sympathisiere, auch wenn er dies nicht laut werden lassen, nur verdeckt andeuten durfte. Ein junger Assistent war damals ebenfalls Liebling der Studenten, ein blonder, großer, starker, grobknochiger Mann, der wie ein junger Hussit aussah, aber trotzdem er das Licht der Welt in Mähren erblickt hatte und einen slawischen Namen trug, sein Deutschtum bei den Versammlungen in der Säulenhalle vor dem Beginne der Vorlesungen nach rechts und links in dem Kreise der ihn umgebenden Jünglinge kundgab. Er nannte sich Karl Giskra.

Die Wiener medizinische Fakultät glänzte weit hinaus gleich einem Leuchtturme. Ihr Ruhm stand fest in Europa. Männer wie Rokitansky, Skoda und Hyrtl hielten den Namen Wiens aufrecht, wenn es sich darum handelte, zu zeigen, was dieses auf dem Gebiete ernsten Forschens, strenger Wissenschaft vermag. Rokitansky trug am kranken Leibe die Lehre vom gesunden Geiste vor. Die Worte über pathologische Anatomie erblühten in seinem Munde zur Weltweisheit. Rokitansky war ein Philosoph, wie Österreich deren wenige besessen. Er konnte im medizinischen Hörsaale freier über Geist und Materie seine Ansichten aussprechen, als es den Weltweisen der philosophischen Fakultät erlaubt gewesen wäre, selbst wenn sie sich nicht, wie Herr von Lichtenfels, in trockenen Formalismus eingeschlossen

hätten. Von Rokitansky zum Forschen und Denken angehalten, übertrugen die Studenten seine Methode auf die Zergliederung des Staatskörpers und das Streben nach Freiheit fand den Medizinern eine geschlossene und entschlossene Armee.

Fortschritt predigte auch alles im Polytechnikum. Durch die neuen Erfindungen wurde der Nutzen in das klare Licht gestellt, welchen die Welt aus dem nie rastenden Denken und Sinnen der Forscher zieht. Österreich war nicht zurückgeblieben in der Technik und Mechanik, ja es hatte einen Überschuß an großen Lehrern und gab Karmarsch und Redtenbacher an Deutschland ab. Es brachte auch Ressel, den Erfinder der Schiffschraube, hervor, dessen Gestalt in einem technisch wenig gelungenen, vorzeitig schwarz gewordenen Erzbilde in dem dürftigen Garten vor der technischen Hochschule trauert.

* * *

In den Reihen der Männer, welche die Versammlung der niederösterreichischen Landstände bildeten, war der Kampf um das Recht nie völlig aufgegeben worden. So sehr auch ihr Wirkungskreis eingeengt blieb, verstanden sie es doch, zu sprechen und von sich sprechen zu machen. Sie hatten das Recht, sich zu offiziellen Sitzungen zu versammeln, und nahmen sich die Freiheit, Vorberatungen und Nachberatungen zu halten, heraus. Diese waren bedeutungsvoller, verheißungsvoller als die gestatteten Debatten über die Vorlagen der Regierung. Baron Doblhoff, Graf Breuner, Anton Ritter von Schmerling, Karl von Kleyle und so weiter — in diesem Kreise wurde die Freiheit für Österreich ebenso herbeigesehnt und angestrebt als im Bürgertum, an den Hochschulen und in der Beamtenschaft.

Gedanken und Gefühlen, welchen man im Bureau nicht laute Worte leihen durfte, gab man des Abends im Salon Ausdruck. Hier herrschte schöne Gastlichkeit und edler Josephinismus. Dichter und Schriftsteller bildeten die Zierde dieser Kreise und waren ob mannigfacher Anregung und Förderung geistvoll-anmutigen Frauen und edlen Männern zu Dank verpflichtet. Zwar Nikolaus Lenau weilte nicht mehr in Wien, und die Stätte, an der er so gerne still vor sich hin geträumt, das Haus der Frau von Löwenthal, öffnete nur wenig Auserwählten seine Pforten; aber Schmerling, Sommaruga, Baron Andrian, Pratobevera, End-

licher und wie sie alle hießen, die Staatsbeamten vornehmer Art, die Blüte der vormärzlichen Gesellschaft Wiens, Männer vom niederen Adel, aber hoher Gesinnung, übten die Pflichten der Hausherren in reicher Art und edler Form.

Einer der am zahlreichsten besuchten Salons war jener des Orientalisten Freiherrn von Hammer-Purgstall. Hier wurde wohl am rückhaltlosesten und lautesten den Gefühlen Ausdruck gegeben, welche die leitende Gesellschaft Wiens — man konnte die Kreise, von denen die neue geistige Strömung ausging, wohl so nennen — erfüllten. Baron Hammer, welcher dem Dienste des Auswärtigen Amtes angehört hatte, der Geschichtschreiber des Orients und Nachdichter persischer Poeten, ein Mann von europäischem Rufe, war die Seele des Kreises, der sich um ihn versammelte. Dieser Mann, vornehm in der Erscheinung, mit der Nase und den Augen eines Adlers, lebhaft und immer im Eifer, als ob er sich am Feuer in Siedhitze erhielte, war der Repräsentant der Wiener Fronde jener Zeit, und wer zählte in den Kreisen der Vorwärtsstrebenden, jener, die da sagten, infolge des Quietismus und der Bevormundung würden, wenn das Vaterland der rettenden Männer bedürfe, nur des öffentlichen Lebens Ungewohnte, in Staatsangelegenheiten Ungeschulte zu finden sein, nicht zur Fronde? „Der Wiener schimpft immer!" mit diesen Worten beruhigten sich die Hochmögenden, „ihm ist nur wohl, wenn er seinen Schnabel wetzen kann." Aber die Spottvögel hatten ihre Schnäbel bereits scharf gespitzt, den Lyrikern waren Tadler und Kritiker gefolgt, welche sich recht derber Prosa bedienten, im Salon, wo die Gefahr des Gehörtwerdens nicht allzu groß war, und in ausländischen Blättern. Baron Hammer ließ es auch an Eingaben, die er den Kanzlern vorlegte, nicht fehlen. Hauptsächlich betrieb er, was zunächst einige Aussicht hatte, durchgesetzt zu werden, die Gründung der Akademie der Wissenschaften. Welche Schwierigkeiten selbst dieser Institution entgegengestellt wurden, das kann man mit Erstaunen in dem Briefwechsel, den Baron Hammer führte und der veröffentlicht worden ist, lesen. Endlich wurde die Akademie in das Leben gerufen und Fürst Metternich berief in dieselbe als ordentliche Mitglieder auch Grillparzer und Halm, zwei Dichter, und Eduard von Bauernfeld wurde zum korrespondierenden Mitglied ernannt. Die drei Dichter Österreichs sind tot, neu-

ernannt wurde seitens der autonomen Körperschaft aber keiner der österreichischen Poeten und Schriftsteller, da die Akademie seither die Ansicht gefaßt hat: nur Männer der eigentlichen Wissenschaft hätten Anspruch, in dieselbe aufgenommen zu werden.

Die Schriftsteller, welche ihren Gedanken und Gefühlen ungeschminkt Ausdruck geben wollten, ließen Korrespondenzen in auswärtigen Blättern erscheinen und ihre Bücher zensurfrei in Deutschland erscheinen. Die bedruckten Blätter flatterten auf Umwegen über die Grenze und wurden eifrig gelesen. Die Wirkung, welche Anastasius Grüns „Spaziergänge eines Wiener Poeten" auf jugendliche Gemüter hervorbrachte, wird heute kaum völlig begriffen werden. Man trug das Buch verborgen bei sich, zog es, wenn man sich unbeobachtet sah, hervor, las mit flammenden Wangen und Augen, las wieder, bei Tag und bei Nacht, lernte die Gedichte auswendig, schrieb sie ab, teilte dieselben den Freunden mit — und dem eigenen Vater in der kleinen Provinzstadt, der tödlich erschrocken zuerst streng abmahnende und dann herzlich flehende Briefe schrieb, von solchem die Laufbahn eines Studenten vernichtenden Unternehmen abzulassen. Kurandas „Grenzboten", die vielgenannten grünen Hefte, wurden gierig gelesen von denen, welche in deren Besitz gelangen konnten. Man jubelte wenn man es schwarz auf weiß hatte, wie schlimm es mit den öffentlichen Angelegenheiten in Österreich bestellt sei, jubelte, in der Hoffnung und Erwartung, es werde endlich anders werden, besser, und man werde dereinst offen patriotisch denken und sprechen dürfen auch in Österreich. Und welches Fest war es für uns Strebende, wenn einer oder der andere der im Auslande lebenden und schreibenden Österreicher nach Wien kam und man das Glück hatte, in den Kreis zugelassen zu werden, der sich um ihn versammelte. So erzählte uns eines Abends in einem Bierhause Kuranda, der, aus Italien zurückkehrend, sich einige Tage vor der Rückkehr nach Leipzig in Wien aufhielt, er habe das Bild gesehen, auf welchem der deutsche Kaiser im Büßerhemde zur Winterszeit kniete und vom Schloßhof in Kanossa zum triumphierenden Papst emporsah, und dabei reckte und streckte sich der kleine, sorgfältig gekleidete, putzige Mann, daß man glaubte, er wachse, und teilte unseren Herzen die empörten Gefühle seines Busens mit. Franz Schuselka, der Deutsch-

katholik geworden war, belehrte uns, ebenfalls im Bierhause zur „großen Pfeife", das damals die ersten Tropfen braunen Bieres, welches jetzt in einem großen Strom aus Bayern nach Wien rinnt darbot, über die religiöse Bewegung in Deutschland. Namhafte Dichter wie Gutzkow, Laube und Kühne, Mitglieder des jungen Deutschlands, wurden, wenn sie nach Wien kamen, vielfach aufgesucht und angestaunt. Der hielt sich für einen Jünger von einiger Bedeutung, den diese Männer ihres Umgangs würdigten. Sie konnten den Einladungen, die an sie ergingen, kaum nachkommen und waren so entzückt von Wien, ohne deshalb ihre Ansicht über die Art, wie Österreich regiert wurde, zu ändern, daß sie das Lob der Donaustadt und ihrer Bewohner laut in Reisebriefen sangen. Es war im Punkte der Dankbarkeit für erwiesene Gastfreundschaft noch besser geworden als schon zu Anfang des Jahrhunderts, wo August Wilhelm Schlegel in der Vorrede seines 1809 erschienenen Buches „Über dramatische Kunst und Literatur" schrieb: „Die Bewohner Wiens haben längst die Sitte gehabt, nachteilige Schilderungen, welche manche Schriftsteller des nördlichen Deutschlands von dieser Hauptstadt entworfen, durch die wohlwollendste Aufnahme der eben aus jenen Gegenden herkommenden Gelehrten und Künstler und durch uneigennützige Wärme für den Ruhm unserer Literatur zu widerlegen, eine Wärme, die selbst durch eine gerechte Empfindlichkeit nicht hat gedämpft werden können. Ich fand hier die Herzlichkeit besserer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regsamkeit des Südens vereinigt, welche oft dem deutschen Ernste versagt ist, und lebhaften Geschmack an geistiger Unterhaltung allgemein verbreitet."

So keimten und wuchsen die liberalen Ideen und wurden in ganz Österreich verbreitet. Geflügelte Worte und scharfe Witze flogen wie Pfeile in der Luft. Ja selbst die Musik machte sich zum Verbreiter der nationalen und freiheitlichen Bestrebungen. Der neugegründete Wiener Männergesangverein sang in dem „Walde, der hoch oben aufgebaut war," bei Dornbach, des Böhmen Kalliwoda „Deutsches Lied", man zog ihm nach, wie dem Spielmanne von Hameln, jubelte ihm zu und murmelte, müde zurückgekehrt, des Nachts noch auf seinem schlechten Lager: „So klinge fort, du deutsches Lied!"

* * *

Die Bewegung, welche sich aller strebenden Geister bemächtigt hatte, war auch in Gast- und Kaffeehäusern wahrnehmbar. Allerdings mußte man in die Kreise, welche sich da zusammenfanden, eingeführt sein und Vertrauen erwecken. Man sprach offen und laut, solange man nicht beobachtet wurde — wie der Chor der Gefangenen in „Fidelio" —, verstummte aber sofort, wenn ein Fremder den Raum betrat. In einem kleinen Gasthause in der Singerstraße, „Amor" benannt, versammelte sich täglich am Mittagstische eine größere Anzahl von Schriftstellern, Musikern und Künstlern. Es wurden zumeist Erscheinungen der Literatur und Kunst besprochen; wenn aber ein Ereignis politischer Natur bekannt wurde, scheute man nicht davor zurück, seine Ansicht darzulegen. Diesem Kreise gehörten die drei Komponisten Nicolai, Dessauer und J. von Vesque an; Nicolai, der Autor der Oper „Die lustigen Weiber von Windsor" und Begründer der philharmonischen Konzerte in Wien, Dessauer, ein feingebildeter Lieder- und Opernkomponist, dessen Haupt eine Art Gloriole umschwebte, weil er einst mit George Sand freundlich verkehrt hatte, und Johann Vesque von Püttlingen, Staatskanzleirat im Auswärtigen Amte, der unter dem Künstlernamen Hoven mehrere Opern komponiert, Lieder Heinrich Heines geistig fein erfaßt, mit Grazie und Humor in Musik gesetzt hatte. Nicolai war fast täglich Dessauers Tischgenosse, Vesque aber nur ab und zu, bei besonders feierlichen Gelegenheiten. Es waren dies die Tage, an welchen ein neues Werk eines der drei Männer vor die Öffentlichkeit gebracht wurde. Sie galten als nicht wenig von sich eingenommen und als einmal die Frage aufgeworfen wurde, wer wohl eine höhere Meinung von seinem eigenen Verdienste besitze, Dessauer oder Vesque, lautete die Antwort: Nicolai. In diesen Kreis wurde eines Tages ein Mann namens Messenhauser eingeführt. Er erschien in Zivilkleidung, war aber Infanterieoberleutnant und in der letzten Zeit in Linz in Garnison gestanden. Er war nach Lemberg versetzt worden und hielt sich, die Reise unterbrechend, einige Tage in Wien auf. Messenhauser hatte Zutritt, seine Novellen waren bemerkt worden. Für einen großen, eben beendigten Roman suchte er einen Verleger und in der Reihe der Kritiker und Journalisten, welche beim „Amor" zu erscheinen pflegten, Förderer. Das Gespräch bewegte sich — es war im Jahre 1846 —

um den in Galizien eben ausgebrochenen Aufstand. Messenhauser ergriff das Wort, donnerte gegen die polnischen Revolutionäre, schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Wehe denen, welche sich mir entgegenstellen! Ich werde sie niedermähen wie die Ähren des Kornfeldes." In dieser Art erging er sich einige Zeit hindurch. Die Tischgenossen blickten einander befremdet an, erwiderten kein Wort, erhoben sich aber einer nach dem andern. Bauernfeld war der erste, der seinen Hut nahm und davonging, und bald saß Messenhauser mit dem Herrn, welcher ihn eingeführt hatte, allein. Welche Wandlung war mit diesem Manne, der im Oktober des Jahres 1848 in dem eingeschlossenen Wien kommandierte, vorgegangen! Man hat gesagt, daß es eine schöne Polin gewesen sei, welcher Messenhauser in Lemberg sein Herz und seine Anschauung zu Füßen gelegt habe. Gewißheit war darüber nicht zu erlangen; allein unmöglich war eine solche Sinnesänderung nicht. Messenhauser besaß ein hartes, brüchiges Wesen und solche Naturen pflegen, wenn sie sich wandeln, leicht aus einem Extrem in das andere zu fallen.

Johann Vesque von Püttlingen, den wir genannt, besaß ein Landhaus in Penzing. In seinem Salon wurde viel musiziert, aber auch politisiert, wenn die Menge das Haus verlassen hatte und nur die ständigen Gäste zurückgeblieben waren. Es gab da eine bunte Reihe. Alexander Baumann, gerne gesehen und gehört wie überall, stimmte seine Alpenlieder an, und Professor Fischhof spielte gleich darauf Fugen von Bach, damals eine seltene Erscheinung. Oft erschien in dem Salon auch J. A. Becher. Er war eine der eigentümlichsten Erscheinungen des vormärzlichen Wien. Groß, hager, hartknochig, so daß sein Körper beim Gehen in drei Teile zusammenknickte wie ein Zollstab, in den Knieen und um die Mitte herum, schob er sich stets eilig wie ein Segler vorwärts, anscheinend ohne die Füße zu heben. Ein dünner blonder Bart umfloß die Wangen und vereinigte sich unter dem glattrasierten Kinn. Die hohe Stirne wölbte sich aufstrebend und vorspringend. Vom Hinterhaupte fielen spärliche, aber leicht gelockte, lange, blonde, durch Bechers Eilschritt ins Flattern gebrachte Haare. In der kühleren Jahreszeit trug er einen Überrock, welcher kürzer war als der Frack oder der Rock unter demselben. Zumeist sah man ihn im Frack, da

er in vornehmen Häusern Unterricht in der Kompositionslehre erteilte. J. A. Becher war ein geistvoller Musikkritiker. Voll Wissen, mit der musikalischen Literatur aller Länder vertraut, strenge in seinen Anforderungen, hart im Ausdruck, erschien er inmitten der Wiener, nur dem sinnlichen Klang und der wohltönenden Melodie sich mit Lust hingebenden musikalischen Welt wie ein Fremdling. Er war von einigen anerkannt und verehrt, von vielen verspottet, von allen gefürchtet. Becher arbeitete für Frankls „Sonntagsblätter". Er war auch Komponist und schrieb mehrere Quartette, deren sich die beiden jugendlichen Violinspieler Joseph und Georg Hellmesberger mit wahrer Aufopferung annahmen. Ernste Musikkenner sagten diesen Tonstücken eine erstaunliche Gelehrsamkeit und eine besondere Geschicklichkeit in der Instrumentation nach; gefallen aber haben sie wenigen und von vielen wurden sie als verrückt bezeichnet. Man war in Musikkreisen mit dem Worte „verrückt" zu jener Zeit überaus freigebig. Auch Berlioz, der in Wien Orchesterkonzerte veranstaltete, wurde von vielen als verrückt bezeichnet. Indessen hatten doch seine Produktionen großen Zulauf und es fanden sich einzelne warme Verteidiger und Bewunderer der Berliozischen Musik. Zu diesen gehörte natürlich in erster Reihe J. A. Becher, der, wenn er es erlebt hätte, sicher einer der wärmsten Verteidiger Richard Wagners geworden wäre. In Wien war er einer der ersten Pfadfinder der neudeutschen Richtung. Becher war aber nicht nur Musiker, sondern auch politisch gebildet, theoretisch und praktisch. Er hatte seine Studien in Edinburg gemacht und war dort zum Doktor der Philosophie promoviert worden.

Bei allem Verstande, bei aller Entschiedenheit seines Wesens besaß Becher ein leicht zu entflammendes Herz. Wahrhaft romantisch war seine Liebe zu Alma von Reichenbach, der Tochter des berühmten Chemikers, Erfinders des Kreosots, welcher als eine Art „Weiser vom Berge" unfern des Kahlenberges, auf dem Kobenzl, wo er eine Villa und ein Gut besaß, wohnte. Reichenbach machte damals durch sein Buch über das „Od" und die mysteriöse Dunkelkammer viel von sich reden; so weit aber ging sein Hinwegsetzen über Vorurteile nicht, daß er die Hand seines Kindes dem armen, von einem Tag zum andern lebenden Schriftgelehrten Becher gegeben hätte. Dieser

mußte seine Besuche in dem Hause des „modernen Zauberers“, wie man Reichenbach nannte, einstellen. Alma von Reichenbach war eine ätherische Erscheinung, schlank von Gestalt, zart, mit einem schmalen, länglichen, fast durchsichtigen Teerosenteintgesichtchen, langsam in ihren Bewegungen. Es flackerten Flammen in den dunklen Augen, welche deren unglückliche Trägerin zu verzehren schienen. Das arme, junge, schöne Mädchen blieb unverheiratet und hat kaum den Sommer seines Lebens erreicht.

J. A. Becher wandelte oder schob sich vielmehr traurig und melancholisch von Ort zu Ort, von Bekannten zu Bekannten. So erschien er auch öfter als sonst im Besqueschen Hause, und dort hatte ich Vertrauen in dem viel älteren Becher erweckt. Er vertraute mir seinen herben Schmerz an. In dem Nachbarhause wohnte eine Dame, eine noch fast junge Witwe. Ich hatte Zutritt in ihr Haus und stellte ihr J. A. Becher vor, in der Hoffnung, daß die Unterhaltung mit der lebhaften Frau den Gebeugten wieder aufrichten werde. Diese Hoffnung ging auch in Erfüllung. Becher wurde mit der Zeit täglicher Gast der fast noch jungen Witwe. Sie hieß Baronin Perin und war Bechers politische Gefährtin während der Revolution im Jahre 1848.

In demselben Penzing hatte der Zufall auch drei junge Männer, die sich später einen Namen gemacht, zufällig zusammengeführt. Es waren dies: der Dichter der Debora, Mosenthal, Erzieher im Hause des Bankiers Goldschmidt, Hans Kudlich, Erzieher im Hause des späteren Bürgermeisters Seiller, und ich. Wir drei geleiteten täglich die kleine, muntere Schar unserer Zöglinge nach der Penzinger Schwimmschule und haben dabei über öffentliche Angelegenheiten eingehender gesprochen, als über Erziehungskunde.

In Wien fand sich der Kreis, welcher Mittags im Gasthause „zum Amor“ zusammenkam, in den ersten Abendstunden im Kaffeehause Leibenfrost auf dem Mehlmarkte zusammen. Es gesellten sich da auch berühmte Maler Wiens hinzu: der stille, ernste Danhauser, dem die Poesie aus den Augen blickte; der starke, stämmige, wohlbeleibte Raffalt, welcher aussah wie ein Zyklop und in seiner Jugend wirklich den Hammer geführt hatte; der kleine Steinfeld, eine echte Professorengestalt, der mit seinem Bilde „Die verlassene Mühle“ die erste Stimmungslandschaft in Wien geschaffen hat, ein Weg, den

Raffalt mit seinen trüben regnerischen Tagen auf wasserreicher Ebene erfolgreich fortsetzte, und Pettenkofen, der in seinen ersten Bildern bereits die Meisterschaft ahnen ließ, die er erreichen werde. Hier war auch der Musikenthusiast Graf Laurencin ständig, eine glühende Natur, welche bei jedem Worte, das seinen Beifall fand, den Enthusiasmus etwas unmelodisch laut werden ließ.

Der Hauptsprecher im Café Leibenfrost war aber Doktor Tausenau. Halb Feuerseele, halb Spottvogel, konnte er wie ein geübter Schauspieler aus glühender Begeisterung in niederschmetternden Hohn umschlagen. Er war als Redner geübt, hielt er doch jahrelang, da er nach abgelegten Prüfungen keinen eigentlichen Lebensberuf ergriffen hatte, in reichen Häusern Vorträge über Literatur. Er galt als ein großer Kenner Shakespeares, welchen er, was in unseren Kreisen angestaunt wurde, im Originale las. Er sprach lebhaft und flüssig; war man unbelauscht, der Kreis geschlossen — laut und leidenschaftlich. Tausenau hielt Vorträge über englische Literatur, auch im Hause Rudolf von Arthabers, welcher unweit seiner Villa in Ober-Döbling das erste prachtvolle moderne Glashaus Wiens gebaut und im Hause die schönste Wiener Bildergalerie neuerer Zeit, in der sich auch die Hauptgemälde Danhausers: „Der Prasser" und „Die Klostersuppe" befanden, angelegt hatte. Doktor Tausenau wohnte damals im höchsten Stockwerke des Hotels „Munsch", gegenüber dem Café Leibenfrost, also unfern des Hotels „zur Stadt Frankfurt" — vor dem er 1848 seine vielbesprochene Rede gehalten hat: „. . .mit diesen meinen Händen zerreiße ich die pragmatische Sanktion!"

Ein Gast, der selten vorsprach, dessen Erscheinen im Café Leibenfrost aber immer Interesse erregte, war Rudolf von Eitelberger. Als junger Mann war er aus der Provinz nach Wien gekommen und hatte hier seine Studien vollendet. Er gab Unterricht und fand an dem Direktor der Kaiserlichen Gemäldegalerie im Belvedere, Herrn Böhm, dem Vater des in London zu Ansehen gelangten Bildhauers, einen Gönner. Eitelberger hatte zwar kunstwissenschaftliche Studien betrieben, aber es mehr durch eigene unausgesetzte Arbeit und außerordentlichen Fleiß in der Durchforschung der Bibliotheken und Kunstsammlungen zur Gelehrsamkeit gebracht, als an der Universität, wo

es für das Fach, dem sich Eitelberger widmen wollte, keinen systematischen Unterricht gab. Er war also eigentlich Autodidakt, und das Verdienst, ihm Anschauungsunterricht erteilt zu haben, gebührt Herrn Böhm, dem nicht nur die Obsorge für den größten Kunstschatz der Monarchie anvertraut war, sondern der sich auch als Sammler und Forscher auf dem Gebiete der Kunstdenkmale des Altertums und des Mittelalters hervorgetan hatte. Direktor Böhm war ein gründlicher Kenner der Gotik und der Renaissance zu einer Zeit, wo in Österreich nur wenige Männer sich der Erforschung der alten Kunst und Kunstindustrie gewidmet hatten. Böhm zeugte Eitelberger, und Eitelberger schuf später als reifer Mann das österreichische Museum für Kunst und Industrie. Also auch der Keim zu der Reform und dem Aufschwunge des Kunstgewerbes in Österreich wurde in den Jahren des idealen Aufschwunges und Strebens vor 1848 gelegt.

Das Selbstlernen bringt es mit sich, daß man oft viel weiß, das Beste anstrebt, aber nicht immer ganz sicher geht und daß sich die Ansichten über schwierige Fragen der Kunst und Kunstgeschichte je nach der Strömung, von welcher die Zeit, in der man lebt, erfaßt wird, ändern. Auch Eitelberger war mannigfachen Wandlungen seiner Anschauung unterworfen, und die Stellung, welche er zu der eben herrschenden Meinung einnahm, ob er sich für oder gegen dieselbe erklärte, wurde, wenn er in das Café Leibenfrost eintrat, Gegenstand mannigfacher Erörterung. Sie fand entweder die Zustimmung der anwesenden Maler, von denen einige ebensogut das Wort als den Pinsel führten, oder Eitelbergers, meist in L. A. Frankls „Sonntagsblättern" niedergelegte Ansichten wurden, wenn auch artig, aber doch entschieden bekämpft. Eitelberger war eine außerordentlich lebhafte, nervöse Natur. Er konnte sich so sehr ereifern, daß seine hohe, schon in frühen Jahren kahle Stirne blutrot wurde. Er focht dabei mit den Händen wie mit Flügeln umher, wurde aber dadurch etwas in Nachteil gegen die Angreifer gesetzt, daß seine Worte sich überstürzten und er seine Ansichten mündlich nicht mit jener Klarheit aussprach, mit welcher er dieselben manchmal schriftlich vorzubringen pflegte. Eitelberger war im Beginne seiner Laufbahn Gegner der akademischen Lehre gewesen. Er hatte das ausschließliche Studium der Antike sowohl als auch das Stilisieren angegriffen, war zum Anwalte des Studiums nach der Natur

geworden und predigte die Einfachheit und Wahrheit in der Kunst, die man nachher Realismus nannte; als aber W a l d m ü l l e r, der Professor an der Akademie der bildenden Künste gewesen war, diese Stelle später niedergelegt und eine eigene Meisterschule gegründet hatte, eine Schar von Schülern, von denen Michael von Z i ch y der bedeutendste, um sich gesammelt hatte, diese anwies, ausschließlich nach der Natur zu malen und zwar Zug für Zug nach dem Geschauten nebeneinander zu setzen, da wendete sich Eitelberger von dieser Richtung ab, wurde ihr Gegner und trat offen gegen Waldmüller auf. Nicht um das Kopieren der Natur handle es sich, rief Eitelberger, nicht darum, daß man nur wahr, sondern daß man wahr und schön sei. Die Schönheit aber erfasse man durch das Studium der Alten und halte sie fest durch den Stil. So allein werde ein echtes Kunstwerk geschaffen. Man warf Eitelberger vor, seine Ansicht stände mit der früher ausgesprochenen im Widerspruche; dem war aber nicht so. Eitelberger wollte nur sagen: Sowohl das Studium der Alten als jenes der Natur sei für den Schüler erforderlich. Aber von den sich damals schroff gegenüberstehenden Schulen angegriffen oder emporgehoben, nahm Eitelberger, von Haus aus eine polemische Natur, namentlich wenn es galt, eine von ihm vertretene Idee ins Leben zu rufen und hierbei seine Gegner aus dem Felde zu schlagen, scharf Stellung und blieb, statt die gute Seite beider Schulen zusammenzufassen und zu vereinigen, einseitig auf dem ihm aufgedrungenen Parteistandpunkte stehen. Der Streit zwischen ihm und einigen Malern wurde im Café Leibenfrost oft so leidenschaftlich geführt, daß der junge Kunstgelehrte, dem in der Erregung manchmal das Wort versagte, schließlich aufsprang und davoneilte. Unbefangenheit war damals, wo die Gegensätze sich auf allen Gebieten scharf zugespitzt hatten, nicht zu verlangen. Hier F ü h r i ch, der Nazarener, der begeisterte Zeichner der Legenden, dort W a l d m ü l l e r, welcher wie ein Diplomat aussah und ein Lebemann war, der Dichter der gemalten Dorfgeschichten aus dem Viertel unter dem Wiener Walde, der Maler der Kalkbrenner und ihrer gesegneten Kinderschar in der Nähe von Kalksburg und Rodaun. Diesen Gegensatz zu überbrücken und die Berechtigung beider Schulen nachzuweisen, das jeder einzelnen innewohnende Gute hervorzuheben und dem Verständnisse der Zeitgenossen näher zu bringen, dazu war die Zeit

nicht angetan und auch nicht ihr Führer auf kunstkritischem Gebiete, Rudolf von Eitelberger.

Ob er wohl damals eine Ahnung hatte, daß er nach Jahren reformierend und umschaffend auf dem Gebiete der Kunstindustrie auftreten werde? Wir bezweifeln es; wir haben wenigstens nie ein Wort von dem geistvollen Manne, der ärmlich und karg in seinem kleinen Studierstübchen zwischen Büchern, Kupferstichen und Radierungen lebte, gehört, welches auf derlei Vorhaben hätte schließen lassen. Hingegen hatten damals schon zwei Männer an der Reform des Kunstgewerbes in Wien werktätig gearbeitet, nicht systematisch, nicht in der Absicht, eine Bewegung hervorzurufen, sondern je nach Bedarf, je nach dem Erfordernisse des Marktes von Fall zu Fall, von Stück zu Stück. Es waren dies Professor van der Nüll, der Erbauer des Wiener Opernhauses, und Charles Girardet, ein Franzose, Goldarbeiter, der in Paris sich später zum Buchbinder ausgebildet hatte und nach Wien gekommen war, um hier sein Gewerbe zu betreiben.

Girardet war eine interessante Persönlichkeit, durch und durch Pariser. Gut gewachsen, mittelgroß, untersetzt, trug er stets knappe, anliegende Kleider, wie ein französischer Offizier, war elegant, gewandt in allen Übungen des Körpers, ein guter Reiter und Lenker der an den Wagen gespannten Rosse. Pferde waren seine Leidenschaft und, nebst der Verbesserung des Geschirres und der Wagen zum Selbstkutschieren, der Sport, welchem er huldigte. Girardet verdiente viel als Gewerbetreibender, er gab es aber aus für die unausgesetzten Versuche mit Wagenrädern und Kummeten und für Befriedigung nobler Passionen.

Girardet war es, welcher wieder schöne Büchereinbände in Wien erzeugte. Aus seinem Atelier gingen auch die Geldtäschchen, Necessaires von feinem Juchtenleder und so weiter hervor, durch welche zuerst der Ruf der sogenannten „Wiener Artikel" in der Welt begründet wurde. Der Pariser, welcher gelernt hatte, wie notwendig dem Gewerbe der erfindende Geist des Künstlers und der Geschmack in Zeichnung und Anordnung sei, ließ es sich angelegen sein, den Mann zu suchen, welcher Schwung in die Wiener Artikel bringen konnte. Er fand ihn in Professor van der Nüll, dem gründlichen Kenner aller Stilgattungen, dem vortrefflichen Zeichner und Arrangeur. Van der Nüll hat den größten Teil der Diplomdecken zu jener Zeit, die aus kostbaren Stoffen ge-

bildet und mit Edelsteinen und Halbedelsteinen besetzt waren, gezeichnet, obwohl nur Eingeweihte davon wußten und darüber sprachen, während die Käufer und das große Publikum, das die Werke Girardets rühmte, geringes Interesse daran hatten, wer der eigentliche Schöpfer dieser Werke gewesen, und nur Girardet nannten, wenn von dieser oder jener aufsehenerregenden Arbeit die Rede war. Zuerst stand Girardet mit diesen Arbeiten allein da in Wien, bald erwuchsen ihm jedoch Mitstreber. So fand denn Eitelberger, später der Reformator des Kunstgewerbes in Wien, den Boden einigermaßen durch einen Professor der Akademie der bildenden Künste, den Architekten van der Nüll, geebnet.

* * *

Wir haben Becher und Eitelberger als Mitarbeiter der von Ludwig August Frankl redigierten „Sonntagsblätter" bezeichnet. Diese Zeitschrift war damals tonangebend in den gebildeten Kreisen Wiens. Sie war gelesen und geachtet. Mit vollem Rechte. Um L. A. Frankl scharte sich, was in Österreich mit ehrlichem Streben die Feder führte, jung und alt. Frankl verstand es, sich Beiträge der Berühmten zu verschaffen und junge Leute von Talent heranzuziehen und zu fördern. Schriftstellerische Arbeiten, deren Erscheinen in Österreich möglich war, wurden zumeist den „Sonntagsblättern" übergeben. Ein Artikel, eine kleine Novelle, die in diesem Organe erschien und gefiel, machte dem Verfasser einen Namen in ganz Österreich. Ein glückliches Auftreten in dem Blatte, und man war berechtigt, Eintritt in die Kreise der Schriftsteller zu verlangen. Und man fand ihn, wurde liebenswürdig und freundlich aufgenommen, fast als Gleicher unter Gleichen. Die Kameradschaft der Schriftsteller und Künstler jener Tage besaß einen Zug von wahrer Menschenliebe. War es doch einer mehr, der nach edeln Gütern strebte. Ein Kämpfer mehr vergrößerte die Armee und machte Hoffnung, daß sie zur gebietenden Macht erstarke. Außer Frankl war Eduard von Bauernfeld der liebenswürdigste Förderer junger Talente. Es war rührend, wie der als Frondeur und ewig Unzufriedener verschrieene Mann in seinem Verkehre mit jugendlichen Schöngeistern die menschenfreundliche Gutmütigkeit hervorkehrte.

Alle, die sich in Österreich später einen Namen erwarben

und schriftstellerisch auszeichneten, fand man als Anfänger in der Reihe der Mitarbeiter Frankls. Stets hat er uns gelehrt, die Ehre des Handwerks hochzuhalten, den Anstand zu wahren, brav zu bleiben, Lob und Tadel je nach Verdienst zu spenden und niemals, unter keiner Bedingung, in keiner Form sich bestechen zu lassen. Aus Frankls Schule ging jene Schar von Wiener Kritikern und Feuilletonisten hervor, welche im Gegensatze zu der zumeist feilen Theaterkritik vor 1848 den Wiener Rezensenten den Ruf erworben hat: unbestechlich zu sein.

Die Kreise, welche wir geschildert, hatten ihre Vertretung bei ersten Vorstellungen von Stücken im Hofburgtheater; fast alle hervorragenden Männer, welche wir genannt, wohnten diesen Aufführungen bei. Das Burgtheater war das Forum Wiens. Hier durfte man offen seiner Gesinnung Ausdruck geben, durch Zustimmung oder Zurückweisung der vorgeführten Werke, durch Beifalls- oder Mißfallsbezeigungen. Es geschah dies nicht brutal, nicht gewalttätig, denn man brachte literarische Bildung und gute Lebensart mit; aber die Zustände hatten eine solche Spannung der Geister hervorgerufen, der langjährige Druck eine so große Meisterschaft im aufmerksamen Hören und Sehen, im Auffangen jeder Anspielung, im Erhaschen der Bedeutung jedes doppelsinnigen Wortes herbeigeführt, daß ein leises Murmeln, welches durch das Haus ging, ein leichtes Zischen, das die Lippen kaum bewegte, über die Gesinnung der Versammlung keinen Zweifel ließen. Trotzdem in den Logen der hohe Adel fast vollzählig anwesend war, welcher das Burgtheater seit jeher, trotz Kotzebue und Genossen, als die höhere Bildungschule der heranwachsenden Jugend, besonders der Komtessen, betrachtete, gaben doch in diesem Hause die Beamtenwelt, das Bürgertum und die Studenten den Ton an. Die vornehmen Kreise hielten sich, wie stets, verpflichtet, ihrem Wesen gemäß Zurückhaltung zur Schau zu tragen, und überließen die freie Kundgebung der Meinung dem fortschrittlich eingreifenden Elemente. Die Passivität hat seit jeher im Kampfe diesen Vorteil dem Gegner überlassen, und dieser hat stets ausgiebig von seinen Waffen Gebrauch gemacht.

Der literarische Wortführer jener Zeit war Eduard von Bauernfeld. Er hat das Wiener Lustspiel auf den Bahnen, die Schröder und Kotzebue vorgezeichnet, weitergeführt. Bauernfeld begann mit harmlosen Bildern aus der Wiener

Gesellschaft, schilderte die bürgerlichen und romantischen Zeitgenossen, den Bankier Müller und die kleinen Beamten, die eleganten Lebemänner und deren verschmitzte Diener. Er begann, sachte, hie und da ein ätzendes Wort in das Publikum zu werfen, wagte sich dann weiter vor, bis er gegen das Ende der Vierzigerjahre die politische Anschauung seiner Zeitgenossen den Gestalten auf der Bühne in den Mund legte. Er hatte, obwohl Beamter, ohne Unterlaß, vom Beginne seiner literarischen Tätigkeit an, den Kampf gegen die Zensur geführt und war in demselben nicht müde geworden. Statt eines zurückgewiesenen oder arg gestrichenen Stückes legte er ein neues und dann wieder ein neues vor. Das führte ihn zum Ziele. Die Zensur hatte allmählich teils bewußt, teils unbewußt in ihrer Strenge nachgelassen. Vorerst aus Gutmütigkeit — ja, es gab auch gutmütige Zensoren, waren sie doch Wiener! — um den Autor nicht durch unaufhörliche verdrießliche Störungen seines Strebens zu schädigen, und später war sie wohl auch, unbewußt, der öffentlichen Meinung, welche mit immer höher gehender Strömung die Zeitgenossen erfaßt hatte, gewichen. Sie hatte die ersten Schritte, die ersten freien Worte gestattet und damit der Opposition das Tor geöffnet.

Man spielte damals vortrefflich im Wiener Burgtheater. Schauspieler wie der apolloartige Fichtner, der mephistophelische Laroche und Luise Neumann, welche, die Grazie selbst, schelmisches Lächeln mit einem Blicke der Augen verband, das durch die Wimpern wie das Sonnenlicht durch die Blätter schimmerte, waren beredte und gewandte Dolmetsche der Dichter. Ein Autor wie Bauernfeld, genötigt, nur anzudeuten, erraten zu lassen, wo er nicht offen, klar und laut sprechen lassen durfte, machte von der Fertigkeit dieser Darsteller den geschicktesten Gebrauch. Leichtes Einhalten vor dem Worte, mit welchem ein Doppelsinn verbunden war, Unterdrücken eines andern, das zu bringen man sich anschickte, ein vielsagender Blick, welcher an die Stelle des mündlichen Ausdruckes trat, das genügte, um im Publikum volles Verständnis zu erwecken. Was heute oft eine lange, mit aller Glut aus voller Brust vorgebrachte Rede nicht erzielt, bewirkte damals ein mit halber Stimme gelispelter Satz. Nicht ein Atemzug ging verloren, der von dem Sprecher auf der Bühne ausging; jedes Wort wurde im Parterre verstanden, wo

die Kunstrichter, die Wortführer der Zeitungen und jene der Salons saßen, und auch im letzten Stockwerke, wo Leute, die wenig Geld, aber den vollen Sinn für das Streben des Zeitalters besaßen, sich an die Eisenstäbe klammerten und der Sprache des Dichters wie einer Offenbarung lauschten. Bauernfeld kannte und beherrschte sein Publikum vollständig und hielt die Zeit für reif, um das Lustspiel „Großjährig", dessen Hauptperson den „Österreicher" darstellte, zu schreiben. Man ließ es aufführen, nachdem allerlei gestrichen worden war. Der Rest schien ungefährlich, die Hälfte wirkte aber voll; es war ja noch genug übrig geblieben. Bauernfeld gab dem liberalen Teile der Wiener Gesellschaft, welcher sich als eine Art Verein konstituiert hatte, das Losungswort. Das Theater in Wien hatte vor dem Jahre 1848 eben große politische Bedeutung.

Großjährig! Das war das Wort, welches mitten in die Herzen der Bevölkerung Wiens traf. Großjährig, das sind wir und wir wollen zeigen, daß wir es sind! Von da an war Wien wirklich großjährig geworden, entschlossen, den Besitz, der ihm bisher vorenthalten worden war, anzutreten und sich dem übermäßigen Drucke der Vormundschaft, der auf ihm lastete, zu entziehen.

Es verging zwar noch längere Zeit bis zu den Märztagen des Jahres 1848, allein der Bewegung der Geister konnte nicht mehr Einhalt getan werden. Umsoweniger, als einige Meilen von Wien an dem Ufer der Donau, am Fuße der blauen Berge, die den Horizont säumen, in Preßburg, der ungarische Landtag seine Beratungen hielt, als die Reden, die dort laut wurden, den Wienern kein Geheimnis blieben und man sich sagte: Wie, gehören sie nicht einem Staate an, Ungarn und Österreich? Das Recht, welches man wenige Stunden von uns entfernt besitzt und voll ausüben darf, sollte nicht auch unser sein?

Und diese Rechte sind Wien geworden in den Vorfrühlingstagen des Jahres 1848. Was man erwünscht, ersehnt, erfleht hatte, es ging in Erfüllung. Österreich erhielt eine Verfassung, es erhielt Preßfreiheit, das Recht, sich zu versammeln und zu vereinigen zu gemeinsamer Beratung. Die Vertreter der Völker traten zusammen, um über das Geschick des Reiches zu beraten. Österreich war konstitutionell geworden. Was wir erstrebt, wir hatten es erreicht.

Wer die Tage des 13., 14. und 15. März des Jahres 1848 in

Wien nicht miterlebt, weiß nicht, zu welch idealer Höhe, zu welcher Großherzigkeit, Schönheit der Empfindung und Selbstlosigkeit sich Menschen aufzuschwingen vermögen. Wahre Brüderlichkeit herrschte in Wien und der Drang des Herzens führte in dem Augenblicke, als die Konstitution in den Straßen Wiens verkündet wurde, Leute, die sich bis dahin nicht gekannt hatten, einander in die Arme.

Das Jahr 1848 bildete die große Wende in dem Völkerleben Österreichs. Die Ereignisse waren auch entscheidend für die Umwandlung der Gesellschaft Wiens. Wie eine Theaterdekoration verschwand fast die ganze Lebewelt der Hauptstadt des Reiches, und andere Kreise traten, wie aus einer Versenkung, an die Oberfläche. Durch die revolutionäre Bewegung wurde die feudale Aristokratie, welche bis dahin ihren Reichtum in den Mauern der Residenz in glanzvoller Weise ausgebreitet hatte, verscheucht. Die großen Besitzer von Grund und Boden, der Immobilien, hatten sich zurückgezogen; der mobile Besitz trat in den Vordergrund. Wien war eine Neureichstadt geworden.

Die großen Herren, welche durch die Aufhebung der Robot empfindlich getroffen wurden, hatten mit ihren geminderten Einkünften zu rechnen und ihre Lebensweise danach einzurichten. Sie mußten den Ausfall in ihrem Einkommen durch den Ertrag erhöhter landwirtschaftlicher Tätigkeit und jenen von Industriezweigen verschiedener Art wettzumachen suchen. Das erforderte große Anlagesummen; aber auch eigene Tätigkeit, eigene Arbeit, zum mindesten das Bemühen, Männer von Talent und Arbeitskraft zu gewinnen, welche die neuen Gründungen durchzuführen im stande waren. Das erforderte ferner Selbstbeaufsichtigung der Landwirtschaft und Industrie, und die Folge davon war verlängerter Aufenthalt auf den Gütern und Abkürzung des vergnüglichen Lebens in der Residenz. Die Wirren in Ungarn, die Ereignisse in Italien hatten überdies den Adel der transleithanischen Länder und die Mailänder Kaufleute bewogen, Wien zu verlassen, und dieses bot, infolge des der Revolution folgenden Belagerungszustandes, auch für solche keinen anziehenden Aufenthalt, welche sich sonst aus politischen Gründen nicht von der Hauptstadt entfernt hätten. Die Lücken, welche in die Gesellschaft Wiens gerissen worden waren, traten klaffend hervor; denn langsamer als das Werk der Zerstörung geht das Werk des Auf-

baues vor sich, langsamer als der Verlust das Erwerben und Ansammeln.

Wir wollen hier nicht die politischen Ereignisse und Wandlungen, die verschiedenen Phasen der Entwicklung des Verfassungslebens in Österreich-Ungarn, die einander ziemlich rasch folgten, mit Betrachtungen begleiten, wir haben nur das Leben und die Wandlungen der Gesellschaft Wiens zu beobachten und darüber zu berichten. Wir haben festzustellen, wann die Gesellschaft Wiens sich wieder in auffallenden Gruppen zusammenfand und bestimmtes Gepräge erhielt. Es geschah dies in den Jahren des sogenannten finanziellen Aufschwunges vor 1873. Zu diesem war durch die Stadterweiterung Wiens der Hauptanstoß gegeben. Das Handschreiben Seiner Majestät des Kaisers im Jahre 1857, welches die Stadterweiterung verfügte, hatte die langgenährten Wünsche aller Freunde der Reichshauptstadt erfüllt und die rasche Inangriffnahme des Werkes dem Stadtbilde binnen wenigen Jahren ein vollständig verändertes Aussehen gegeben. Aus der alten Festung mit den engen Gassen war eine offene, freundliche, bequeme und moderne Stadt geworden, das Resultat angestrengter, mühevoller Arbeit. Schüchtern, fast mit Zagen ging man an das Erbauen der ersten Häuser auf den neugewonnenen Gründen, in den ausgefüllten Stadtgräben und auf dem ehemaligen Glacis. Wo wir noch im Jahre der Bewegung Ziegen weiden und harmlose Spaziergänger, den Unbilden der Witterung preisgegeben, lustwandeln sahen, schloß sich Zeile an Zeile, um die Lücke zwischen Stadt und Vorstädten zu schließen. Schmucklos, einfach und geschmacklos erhoben sich die ersten Gebäude, anschließend an die stillose Bauart der vorigen Jahrzehnte, nur Zweckmäßigkeitsbauten, Zinshäuser, welche reichlichen Ertrag abzuwerfen bestimmt waren. Immer hat aber noch rege Bautätigkeit erhöhten Schönheitsinn und Geschmack hervorrufen helfen. So auch in Wien. Statt der landesüblichen Baumeister nahmen die Architekten das Werk der Stadterweiterung in die Hand und so gesellte sich zu dem Nützlichen das Anmutige, Prachtvolle. Reger Wetteifer ergriff die Bürger Wiens, und die reichen jüdischen Bankiers, welche durch die Emanzipation, endlich! das Recht erhielten, Menschen zu sein, ein eigenes Haus, ein eigenes Heim besitzen zu dürfen, setzten ihren Stolz darein, Prunkhäuser zu bauen für sich und Zinshäuser überdies. Sie

ließen die Prachtbauten auf der Ringstraße von ersten Künstlern errichten, gleichsam um zu zeigen: Hier sind wir, hier bleiben wir, hier ist es schön, hier wollen wir Paläste bauen. Rothschild, Todesco und Springer, Wiener und Schey, Königswarter und Epstein und wie sie alle hießen, waren Hausherren geworden an der Ringstraße Wiens, sie, die Männer, welche vor dem Jahre 1848 nicht Grund und Boden besitzen durften. Ihr neues Recht glänzte jetzt förmlich in Prachtausgabe, mit reichem Goldschmuck, in der Auslage. Der Segen des neuerwachenden Kunstsinnes erfüllte auch das Innere dieser Gebäude. Manche wurden nicht nur prunkvoll, sondern auch künstlerisch schön ausgestattet. Hansen und Karl Rahl schmückten einen Prachtsaal im Palais Todesco, der bis heute noch kaum übertroffen worden ist, mit goldenen Decken- und prachtvollen Wandgemälden. Was Wien und das Ausland an Produkten der Kunst und Kunstindustrie hervorzuzaubern vermochten, das wurde aufgestapelt in den Sälen und Zimmern der mittlerweile zu Finanzbaronen erhöhten Bankiers.

Die Stadterweiterung verschönerte aber nicht nur Wien, sie bereicherte auch seine Einwohner; alle Gewerbekreise wurden in erhöhte Tätigkeit versetzt. Die Industrie begann zu blühen. Dazu trat die Gewerbefreiheit und das Herabsetzen der Zölle, das fast an Freihandel grenzte. Handel und Gewerbe waren obenan; der mobile Besitz hatte die Herrschaft ergriffen, die Gründung der Kreditanstalt für Handel und Gewerbe zog fremde Kapitalien nach Wien und gab dem Bankwesen Aufschwung, großartiges Gepräge. Wien wurde unternehmend, es wurde reich; der Wohlstand breitete sich in weiten Schichten aus; die Börse blühte und schnitt ihren Weizen. Der Zuzug aus den Provinzen war nie so stark gewesen; die Bevölkerung vermehrte sich rasch. Ungarn und Galizien sandten den großen Überschuß, welchen sie an unternehmungslustigen Spekulanten besaßen. Die Geldwelt Wiens saß in dem Theater, in den Logen, fuhr in glänzenden Karossen in den Prater, baute Villen und Sommerpaläste in Baden und Vöslau bei Wien, in Hietzing und Mödling, in dem schmalen Wientale, an den Seen Oberösterreichs und in den Tälern Tirols; sie kaufte große Herrschaften in Österreich, Ungarn und Galizien; die Bankiers wurden Großgrundbesitzer, kurz, wo ehedem der Geburtsadel geherrscht hatte, gab jetzt der

Geldadel zumeist den Ton an. Politisch herrschte der Liberalismus. Die freie Bewegung der Geister hatte die freie Bewegung der Güter hervorgerufen.

Die Gesellschaft Wiens war das Abbild der leitenden Kreise. In den Salons der Finanzwelt erschienen die Minister und hohen Würdenträger. Graf Beust war der Mittelpunkt der Soireen, welche die Geldmänner veranstalteten, sein kleiner Fuß der Gegenstand schmeichelhaftester Bewunderung der schönen Frauen, welche die glänzenden Räume schmückten, und der geistreiche, galante Staatsmann erschien selten ohne jene anmutigen Verse, welche, auf zierlichen Blättern geschrieben, schöne Gaben für Frauen bildeten.

Nicht minder häufig erschien als Besucher in den Prachträumen der Finanzbarone Herr Leopold von Hofmann, später Freiherr von Hofmann, an der Seite des Grafen Beust, Sektionschef im Ministerium des Auswärtigen. Baron Hofmann war eine der bezeichnendsten Gestalten des gesellschaftlichen Lebens in Wien. Stets körperlich und geistig rege, erfüllte er die Hauptstadt mit Staunen über die Universalität seines Geistes und die Gleichzeitigkeit, mit welcher er bald hier, bald dort, bald in diesem, bald in jenem Theater, in diesem oder jenem Salon im Lauf einer Nacht zur allgemeinen Überraschung auftrat. Ausgebreitet war auch die Tätigkeit des Barons Hofmann auf wissenschaftlichem Gebiete, auf dem Felde des Wohltuns und jenem der Förderung der Kunst. Er unterstützte die Bestrebungen, den Nordpol zu entdecken, das Innere Afrikas zu erforschen, präsidierte der Geographischen Gesellschaft, förderte das Orientalische Museum, die Musikschule des Konservatoriums und so weiter. Er interessierte sich lebhaft für die Theater, besonders für die Hoftheater, und seit frühester Zeit war es sein heimlicher Wunsch, das Ziel seines brennenden Ehrgeizes, Generalintendant der kaiserlichen Hoftheater zu werden. Als er Sektionschef im Auswärtigen Amte war, wurde ihm die Zensur der Stücke, welche auf den Hofbühnen zur Darstellung gelangen sollten, übertragen, und da er schon früher außeramtlich sich um das Schicksal dieser beiden Kunstanstalten und besonders um jenes ihrer Mitglieder gekümmert hatte, so faßte er nun offiziell festen Fuß in diesen Kreisen. Auch später, als Reichsfinanzminister, ließ er seine Lieblingsinstitute nicht aus den Augen, und als er wirklich

Generalintendant wurde, widmete er sich denselben fast ausschließlich, soweit ihm dies möglich war, denn er legte keine der zahlreichen Präsidentschaften, welche er übernommen hatte, nieder.

Baron Hofmann besaß das große Talent, sich die Talente anderer zuzugesellen und dienstbar zu machen. In allen Stellungen, die er einnahm, verstand er es, Männer an sich zu ziehen, welche schwierigen, anstrengenden Arbeiten gewachsen waren und damit die seltene Eigenschaft verbanden, bescheiden zu sein und ihre Verdienste nicht allzusehr an das Licht des Tages zu rücken. So hat er Ernst von Teschenberg, den vortrefflichen Stilisten und politischen Schriftsteller, zu beschäftigen und wohl auch zu fördern verstanden, so gelang es ihm, Franz von Dingelstedt an sich zu fesseln und seinen Plänen entsprechend zu lenken. Dingelstedts Streben ging dahin, Generaldirektor beider Hoftheater zu werden; Freiherr von Hofmann hatte ihm zugesagt, beizutragen, daß er dieses Ziel erreiche, und kurz bevor Franz von Dingelstedt starb, wurde er wirklich — artistischer Leiter beider Hoftheater unter dem Generalintendanten Freiherrn von Hofmann.

Dieser hat sich nie gerühmt, in Theatersachen Fachmann von Erfahrung, ein bahnbrechendes Genie zu sein, aber es hat selten in der Theaterwelt einen Mann gegeben, der mit solchem Eifer, ohne Rast und Ruhe, bei Tag und Nacht, zu jeder Stunde in dem Berufe, welchem er sich gewidmet hatte, tätig war, als Freiherr von Hofmann. Ehe er die Leitung der beiden Hoftheater übernahm, war der Besuch des Opernhauses merklich gesunken. Freiherr von Hofmann benützte nun die Verbindungen, welche ihn an die Gesellschaft Wiens knüpften, um dem Institut Freunde, Abonnenten der Logen und Sitze zu werben. Er empfahl, lud ein, bat, wo es nötig war, beschwor, wenn es nicht anders ging, und er hat sein Ziel erreicht. Der Besuch der Oper hob sich sichtlich, die Einnahmen stiegen. Auch in künstlerischer Richtung hat Baron Hofmann vielfach anregend und fruchtbringend gewirkt. Er gehörte nicht zu jenen, welche geduldig ausharren, bis die Taube mit dem Manuskript eines Schauspieles oder der Partitur einer Oper im Schnabel herniederschwebt, er wartete nicht, bis dieses oder jenes Werk im Ausland oder in der Provinz aufgeführt worden war, um es dann auf die Wiener Hofbühne zu bringen. Außerdem, daß er sich zum Protektor der Sänger und Sängerinnen, der Schauspieler und Schauspielerinnen

machte und seine Obsorge auf zarte Berücksichtigung ihrer oft eigentümlichen Privatverhältnisse ausdehnte, ließ er es sich angelegen sein, Schriftsteller und Komponisten aufzufordern, Opern und Schauspiele für die Hoftheater zu schreiben. Mündlich und schriftlich ging er dabei an das Werk. Er war unerschöpflich in Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten, wenn es galt, sein Ziel zu erreichen. Er ließ während der Fahrt von der Oper in das Intendanzbureau, wenn er bekannte Autoren erblickte, den Wagen halten, eilte auf sie zu und sprach diesen Schriftsteller oder jenen Komponisten an, um sich zu erkundigen, wie weit das begonnene Werk gediehen sei oder ob der Dichter daran denke, ein neues zu schaffen. Selbst als er schon leidend war, grüßte er mit zwei Fingern seiner rechten Hand bald rechts, bald links aus dem geöffneten Fenster des Wagens, freundlich lächelnd, die vorübergehenden Künstler. Sie alle arbeiteten ja für seinen Ruhm. Die Künstler wußten, daß die freundlichen Worte des Barons Hofmann in manchen Fällen eben nur freundliche Worte waren, allein wer ist zugänglicher für Schmeicheleien, und nie haben Sänger und Sängerinnen ohne stolzes Lächeln der Genugtuung den Empfangsalon Seiner Exzellenz verlassen. Enttäuschungen stellten sich allerdings manchmal ein. Nicht alle Versprechungen, die Baron Hofmann getan, gingen in Erfüllung. Eine abschlägige Antwort, die man ihm gab, ein Durchkreuzen seiner Pläne, die nicht immer die richtigen Mittel zum guten Ziele in sich schlossen, konnte er nie vergessen, nie vergeben, aber selten vergaß Baron Hofmann völlig die ihm geleisteten Dienste, selbst wenn er des Mannes nicht mehr bedurfte, der sich ihm gewidmet hatte. Ein Instrument, dessen sich Baron Hofmann vortrefflich zu bedienen verstand, war die Presse. Er war jahrelang Preßleiter im Auswärtigen Amte gewesen und besaß seit jener Zeit Verbindungen mit allen Blättern, nicht nur den Leitern derselben, sondern auch fast mit jedem einzelnen Mitarbeiter, politischen Schriftstellern sowohl, als Kritikern der Oper und des Schauspiels. Benahm sich Baron Hofmann gegen alle, die mit ihm verkehrten, zuvorkommend, so kannte seine Liebenswürdigkeit Journalisten gegenüber keine Grenzen. Er wußte den Wert der öffentlichen Meinung, deren Sprachrohr die Zeitungen sind, zu schätzen.

* * *

Die Presse in Wien war im Jahre 1848 ein mächtiger Faktor geworden. Sie hatte großen Aufschwung gewonnen und übte nicht nur Einfluß auf die Gesellschaft, sondern leitete dieselbe geradezu. Die öffentliche Meinung war jene der Zeitungen, das Publikum sprach nach, was es gelesen. Das gedruckte Wort hat immer Wirkung ausgeübt, in Wien aber stärker als in irgend einer anderen Stadt.

Das Zeitungswesen, wie es heute in Wien besteht, hat Charakter und Form in dem Jahre der Bewegung und in der nächstfolgenden Zeit gewonnen. Die Flut der Tagesblätter, welche das Jahr 1848 gebracht, war verlaufen, einige der Blätter, die damals gegründet wurden, hatten sich aber unbeanstandet in die nachmärzliche Zeit herübergerettet. Eines davon: „Die Presse", war von August Zang gegründet worden. Zang, ein Wiener von Geburt, der Sohn eines reichen, angesehenen Professors und Doktors der Medizin, begann seine Laufbahn als Soldat und war Leutnant im Jägerkorps, als sein Vater, der den jungen Mann sehr knapp gehalten, sich abstoßend, fast hart gegen ihn benommen hatte, starb. Zang gelangte in den Besitz eines ziemlich bedeutenden Vermögens. Ehrgeiz, mit einem starken Zuge von Eitelkeit als Kern, herrschte in ihm. Sich einen Namen machen, eine Rolle spielen, das hatte er sich vorgesetzt. Er beschäftigte sich mit der Erfindung eines neuen Gewehrs und bemühte sich nebenbei der Welt zu zeigen, daß er da sei, daß er mitgezählt werden wolle. Das von Zang angefertigte Gewehrmodell fand aber geringen Anklang und er trat aus den Reihen der Armee.

Was nun? Ein Apollo war August Zang nicht; seine kleine, untersetzte Gestalt, der breite Rücken, der starke Nacken, das runde Gesicht mit den scharf und fragend die Welt anblickenden Augen, die fast an Verbildung streifende aufgestülpte Nase, das gab keine Menschengestalt, die Wohlgefallen eingeflößt hätte; nicht Frauen und auch nicht Männern. Der erste Eindruck, den Zang hervorrief, war also kein günstiger. Imponieren wollte er aber und versuchte es deshalb mit Entfaltung von Glanz. Er richtete eine Wohnung luxuriös ein, hielt Wagen und Pferde, und zwar so schöne Wagen und so herrliche Pferde, daß es seiner Meinung nach in Wien nicht ihresgleichen gab. Er trat in Wetteifer mit den reichen, adeligen Herren und wollte sie in den Straßen der

Stadt und in der Allee des Praters verdunkeln. Es währte nicht allzu lange Zeit, und Zang bemerkte, daß er zwar auffalle, daß aber sein Triumph kein großer sei, daß er nicht den Wagen und Pferden, welche die vornehmen Herren vorführten, geschadet habe, desto mehr aber sich selbst. Die Erbschaft war zum großen Teil aufgezehrt und Zang stand abermals vor der Frage: Was nun? Die quälende Unruhe, welche ihn zu jener Zeit erfaßt hatte, machte ihn endlich auf die reiche Quelle aufmerksam, die in ihm lag: in seinem Kopfe. Zang war voll Geist, Scharfsinn und Witz. Er hatte manches gelernt und als Bestes erwies sich die Erfahrung der letzten Jahre. Das führte zu ebenso plötzlichem als unerwartetem Umschlage.

Der junge Mann, welcher den Aristokraten gespielt hatte, sagte sich: Geht es nicht mit dem vornehmen Wesen, so will ich den Boden des goldenen Handwerkes betreten. Er hatte Reisen gemacht, war in Paris gewesen und dort innegeworden, daß das Wiener Gebäck jenem der großen Stadt an der Seine weitaus vorzuziehen sei. Die Kipfel und Semmel Wiens waren ein Mundgebäck, von dessen Schmackhaftigkeit die Pariser und Pariserinnen keine Ahnung hatten. Wie wäre es, wenn man eine Wiener Bäckerei in Paris errichtete? Gedacht, getan. Es ist unrichtig, was vielfach behauptet wurde, daß Zang die Bäckerei gelernt, selbst Bäcker gewesen sei. Allerdings hatte er es sich angelegen sein lassen, die Einrichtung der Wiener Backstuben, der Öfen genau zu studieren und mit den Leitern der Geschäfte Umgang zu pflegen. Als er hinreichend Kenntnis der Arbeit und der Personen gewonnen hatte, nahm er einen Werkmeister in seinen Dienst und verkaufte in Wien die Einrichtung seiner Wohnung; Wagen und Pferde waren schon früher in andere Ställe und Remisen gewandert. Zang heiratete ein junges, schönes, mit einer nicht unbeträchtlichen Aussteuer ausgestattetes Mädchen aus guter Familie, Marie Waßhuber, und begab sich nach Paris. Der mitgenommene Wiener Bäcker verstand vortrefflich Brot zu schaffen, August Zang war des Französischen hinreichend mächtig, und so wurde in der Seinestadt die erste Wiener Bäckerei gegründet. Man fand Geschmack an den Erzeugnissen derselben, das Geschäft blühte, trug reichlich Lohn und der unternehmende junge Wiener machte zwar nicht großes Glück in Paris, hatte sich aber eine bürgerliche, anständige Existenz geschaffen, ein seltener

Fall, wenn man weiß, wie schwer es einem Fremden wird, in Paris Fuß zu fassen, mit den Franzosen auf deren eigenem Boden zu wetteifern.

Es war vorauszusehen, daß August Zang nicht lange an der die halbe Nacht und den halben Tag in Anspruch nehmenden Arbeit eines Direktors der Bäckerei, der er eigentlich war, Gefallen finden werde. Das Brot bot nicht hinreichende Nahrung für den regen Geist des beweglichen Wieners.

Die politische Atmosphäre der Seinestadt von 1840 bis 1848 war voll Elektrizität. Bedeutende Geister erfüllten die Welt mit ihrem Ruhm in der Politik und in der Literatur. Von Tag zu Tag tauchten neue Berühmtheiten auf. Vermögen wurden rasch erworben, Erfindungen drängten einander, der öffentliche Wohlstand stieg. Politische Fragen wurden ohne Unterlaß aufgeworfen in den Zeitungen und diese nahmen leitend an den Ereignissen teil.

Am stärksten imponierte Emil von Girardin, der Direktor der „Presse", dem Wiener „Bäcker" und eifrigen Zeitungsleser. Der Politiker, der Nationalökonom, besonders aber der Administrator des großen Blattes, die geschickte Art, durch Ankündigungen zu wirken und sich durch dieselbe eine große Einnahmequelle zu verschaffen, erweckten die Aufmerksamkeit des gleichbesaiteten Wiener Industriellen. Er vertiefte sich in das Lesen und Beobachten der Journale und sah dem Erscheinen der frischen Blätter mit größerer Teilnahme entgegen als jenem der goldbraunen Wiener Kipfel, die aus seiner Backstube hervorgingen. Zang wußte sich Eintritt in die Ateliers der „Presse" zu verschaffen, gewann Einsicht in die Art, wie ein Journal gemacht, wie es gedruckt wird, wie es Absatz findet und hauptsächlich wodurch und wie man bei der Herausgabe einer Zeitung viel Geld verdienen könne. Anfänglich betrieb er dieses Studium wohl ohne die bestimmte Absicht, seine gewonnenen Kenntnisse praktisch zu verwerten; als aber die Märztage des Jahres 1848 in Wien heranbrachen und die Nachricht davon die Welt überraschte, als die Kunde von dem, was in seiner Vaterstadt vorgegangen war, auch zur Kenntnis August Zangs gelangte, da tauchte plötzlich der Plan in ihm auf, das Geschäft in Paris aufzugeben, nach Wien zu eilen und dort eine Zeitung zu gründen. Gedacht, seiner Umgebung mitgeteilt und getan, war das Werk

eines Augenblickes. Zang fuhr nach Wien, studierte als ehemaliger Militär und jetziger geübter Geschäftsmann den Boden und fand, daß dieser für seine Absicht geebnet sei.

Wien war im Sommer 1848 mit Blättern überfüllt, aber eine eigentliche Zeitung im großen Stile besaß es nicht. Eine Zeitung für ruhige, kluge, gebildete Leute, die Interesse hatten für Politik, aber auch das Bestreben, sich nicht von persönlicher Willkür, Unerfahrenheit und Halbbildung hierhin und dorthin schleudern zu lassen. Nicht um ein Blatt, welches auf der Straße für die Straße lebte, zu gründen, war Zang nach Wien gekommen; deren gab es damals in Hülle und Fülle und sie wurden zu allen Stunden ohrenbetäubend ausgerufen. Der Tag brachte sie, der Tag nahm sie. Viele gingen unter, noch mehr traten auf. Zang war kein Radikaler und liberal nur in dem Sinne, als er den Ärger über das Mißlingen der Rolle als Kavalier, welche er vor Jahren in Wien gespielt hatte, nicht verwinden konnte. Er liebte die vornehmen Herren nicht, liebte aber noch weniger den Tumult auf der Straße, die Flugschriften voll unklarer, gärender, verwirrter und verwirrender Ansichten. Wie war nun die Gründung einer Zeitung in Wien anzufassen im Zangschen Sinne? Er allein konnte sie nicht machen; das fühlte er. Es galt also Mitarbeiter zu werben, Leute der Feder, welche im Dienste der Tagespresse sich schon jahrelang bemüht hatten. Noch wichtiger war es für Zang, Machthaber des Staates, wie ja durch solche die Pariser „Presse" zu großer Geltung gelangt war, für das Unternehmen zu interessieren, wenigstens ihre geistige Mitarbeiterschaft zu gewinnen.

Der Staatsmann, welcher zu jener Zeit Zang Bewunderung abgewann, ein wirklicher Staatsmann von vornehmer Art, ebenso patriotisch als weise, war Graf S t a d i o n, Gouverneur von Triest und in Wien als Mitglied des Reichstages tätig. Graf Stadion, welcher die Bewegung im Sommer 1848 ruhig, mit offenem Auge und betrübten Herzens verfolgte, schweigsam und verschlossen der Stunde harrend, die ihn berufen sollte, die Zügel der Regierung zu ergreifen, hatte sich mit einem Stabe von jungen, begabten Beamten umgeben — die späteren Hofräte L a c k e n b a c h e r und L e w i n s k y gehörten dazu —, durch welche er in die Blätter, auch des Auslandes, aufklärende Berichte schreiben ließ. Zang war mit Lackenbacher befreundet und dieser

vermittelte die Bekanntschaft mit dem Grafen Stadion. Der Staatsmann, überrascht von dem lebhaften Wesen, der scharfen Denkweise, der eigenen Art, seine Anschauungen vorzubringen, den plötzlichen, funkelnden Einfällen, dem Witz des Pariser „Bäckers", welcher in Wien eine deutsche Zeitung gründen wollte, versprach und gewährte demselben auch seine Unterstützung. Und so wurde mitten in dem Tumulte der hochgehenden Bewegung die „Presse" gegründet, so erschien ein wirkliches politisches Blatt in Wien zur allgemeinen Überraschung, zur Freude der besonnenen, klar und ruhig denkenden und zum Ärger der brausenden Elemente, welche mit Lächeln sagten: „Das Blatt ist langweilig, es kann sich nicht halten."

Indessen sie hatten nicht mit Zangs Kenntnis des Zeitungswesens gerechnet. Das Blatt großen Formates war nach dem Ebenbilde der Pariser „Presse" geschaffen, es sah aus wie eine deutsche Auflage des Girardinschen Journals: der Leitartikel, die Entrefilets, die Tagesneuigkeiten, das Feuilleton, die Anzeigen und Reklamen in zierlich geordneten engen Spalten so geschickt angeordnet, daß das Wichtige von dem Unwichtigen infolge Mannigfaltigkeit der Drucksorten leicht unterschieden werden konnte, und an der Spitze des Blattes die Pränumerationseinladung, der Spottpreis, um welchen die gedruckte Herrlichkeit zu kaufen war.

Die „Presse" fand bald einen zwar nicht übermäßig großen, aber doch hinreichend starken Kreis von Lesern und Abonnenten und mit Zuhilfenahme des Geldes, welches Zang aus Paris mitgebracht hatte, hielt sie sich zunächst aufrecht bis über den Oktober 1848 hinaus. Als aber sich die Wasser verlaufen hatten und die Zeitung infolge ihrer gemäßigten Haltung fast allein die hundert Blätter, welche mit ihr gleichzeitig aufgetaucht waren, überlebt hatte, stand sie als politisches Journal alleinherrschend da.

Wir haben von Journalisten gesprochen, welche sich Zang beigesellte, um die Artikel seines Blattes zu verfassen. Als einen von diesen und zwar als Redakteur, hatte er einen Mann gewonnen, welcher ebenfalls mehrere Jahre in Paris gelebt hatte, Doktor Leopold Landsteiner. Es hat wohl selten zwei Journalisten gegeben, welche in ihrem Wesen so grundverschieden waren, wie Zang und Landsteiner. Zang, der Geschäfts-

mann, unruhig, den Kopf voll von Projekten, von dem einen auf das andere überspringend, beweglich, immer munter, rastlos tätig, und Doktor Landsteiner, der sich an der Lektüre des „Journal des Débats" und der „Revue des deux Mondes" gebildet hatte, diese vornehmen Zeitschriften beständig im Munde führte, bedächtig, langsam las und schrieb, dem die Sprache der Pariser Akademiker als das Ideal auch des deutschen Stiles vorschwebte, der den Tag zur Nacht und die Nacht teilweise zum Tage machte, stundenlang an einem kleinen Artikel bosselte und jeden Satz dreimal hin und her wendete, bis er mit der Rundung desselben und der auf und nieder wogenden Melodie zufrieden war. Diese beiden Männer hatte der Zufall aneinander gefesselt, sie mitten in den Sturm des Jahres 1848 gestellt. Landsteiner sollte Redakteur, Zang Herausgeber sein; in Wirklichkeit aber war Zang bald beides zugleich. Landsteiner schrieb nur hie und da einen Artikel voll Feinheit und Grazie, „Zuckerkrapfen", eine recht unpassende Kost für die Zeit der Sturmpetitionen und Barrikaden.

Junge Leute von Talent schlossen sich nun August Zang an; die genannten Privatattachés des Grafen Stadion griffen selbst zur Feder, und auch Graf Clam-Martinitz schrieb einzelne Artikel für die „Presse" im Geiste des Grafen Stadion. So war das Blatt reich versorgt mit interessanten Nachrichten und leitenden Aufsätzen.

Befand sich Zang im Sommer des Jahres 1848 im Widerspruch mit der Straßenpolitik, so war dem Manne, welcher den Tumult nicht geliebt hatte, der Belagerungszustand, der dem Oktober 1848 folgte und lange andauerte, ebensowenig erwünscht. Der Zeitungseigentümer und Redakteur bedurfte der freien Bewegung, der Preßfreiheit, um zu erreichen, was er wollte, um ein gelesenes, interessantes Blatt von großer Verbreitung herzustellen. Gelesen werden, abonniert werden, aktuell sein, melden und besprechen, was der Tag Interessantes bringt — aber nicht verhüllen und verschweigen, unterdrücken oder höchstens ahnen lassen — davon lebt eine Zeitung. Mit dem Schweigen, das der Belagerungszustand auferlegte, war der Zangschen Presse die Lebensluft in Wien entzogen. Zwar fehlte es Zang nicht an Verbindungen; er hat solche stets eifrig mit den Machthabern anzuknüpfen und zu erhalten gewußt. Er machte

Konzessionen hier und dort, in diesem und jenem Teile seines Blattes; er erwies und erhielt Gefälligkeiten. Man hatte manchmal Nachsicht, wenn das Blatt sich zu weit vorwagte; bot doch Zang oft die Hand zur Unterstützung der Regierung, wo er konnte und förderte von dieser patronisierte literarische Unternehmungen aller Art. Zang war — und das muß hervorgehoben werden — immer, vom Beginn seiner Laufbahn bis zum Schluß, ein guter österreichischer Patriot, ein Österreicher durch und durch, nie kam ein Wort aus seiner Feder, nie mit seinem Wissen eine Zeile in das von ihm geleitete Blatt, welche dieser Tendenz nicht entsprochen hätten. Aber der Belagerungszustand ertrug auch jene Art von freier Meinungsäußerung nicht, deren sich Zangs Blatt bediente. Ein Artikel hatte unliebsames Aufsehen erregt, die Entrüstung der Militärbehörde hervorgerufen. Zangs hochmögende Freunde und Gönner konnten trotz ihres Einflusses das Verbot des Blattes für Wien nicht aufhalten, und Zang, um Hilfsmittel nie verlegen, sich aus einer bedrohten Stellung zu retten und auf eine minder unsichere Stelle hinüberzuschwingen, faßte rasch einen Entschluß. Er fuhr nach Brünn, gründete dort eine Druckerei und gab in der Hauptstadt Mährens die „Presse" heraus, welche in der Hauptstadt Österreichs verboten worden war. Nur durch Schmuggel konnte das Blatt seinen Eingang in die Häuser Wiens finden, aber es fand ihn. War man nicht im stande eine größere Anzahl von Nummern hereinzubringen, so wurden interessante Artikel in Brünn aus dem Blatte geschnitten, in Briefe gelegt und an Freunde in Wien gesendet. Das dauerte jahrelang, bis endlich die „Presse" wieder in Wien erscheinen konnte. Von da an besaß sie größeren Einfluß als früher, und von Jahr zu Jahr steigend, machte sie August Zang zum reichen Manne.

Es ist oft gesagt worden, daß Zang ein gewandter Geschäftsmann, aber nicht im stande gewesen sei, die Feder zu führen, einen guten Artikel zu schreiben. Das ist nicht wahr. Oft und bei den wichtigsten Gelegenheiten hat Zang Artikel geschrieben und sie waren mit die besten in seinem Blatte, jene, die das größte Aufsehen hervorriefen. Es war aber eine Qual, Zang am Schreibtische zu sehen, wie er mit dem Bleistifte mühsam Satz für Satz, Wort für Wort auf das Papier schrieb, den Satz, das Wort wieder ausstrich, das eine Blatt fortwarf, ein anderes vor sich hinschob,

von neuem begann, endlich in später Abendstunde mit den sechzig bis achtzig geschriebenen Zeilen in die Redaktion kam und den allzeit anwesenden Mitarbeitern vorlas, was er geschrieben hatte, während noch die Schweißperlen, welche ihm die Arbeit erpreßt, auf seiner Stirne standen. Die Art, wie Zang seine aufsprühenden Ansichten und Bemerkungen vorlas, erhöhte ihre Wirkung. Der Mann war nicht vom Fach, schrieb und las aber wie ein Meister. Zumeist war es das Gebiet der Nationalökonomie oder, um es scharf zu bezeichnen, das Feld, auf welchem es Geld, viel Geld zu verdienen gab, dem sich das schriftstellerische Talent Zangs widmete. Zang wagte sich in der Politik nie weiter vor, als es der Patriot in ihm gestattete; in Geldangelegenheiten setzte ihm aber auch seine Vaterlandsliebe nie eine Schranke. August Zang betrachtete alles vom Standpunkte des Inserates und der Reklame. Es konnte keine Bank gegründet, kein großes Geschäft in Wien unternommen werden, ohne daß Zang dabei interessiert war. Nichts ohne ihn, alles für ihn.

Zang war Zyniker, bewußt und unbewußt. Das Blatt warf jährlich Hunderttausende ab, aber nur durch Drohung, ihn zu verlassen, war Zang zu bewegen, das Gehalt seiner Mitarbeiter den Leistungen derselben halbwegs entsprechend zu erhöhen. In einer kleinen Kammer des großen Zangschen Hauses Unter den Weißgerbern saßen Michael Etienne und ich und besorgten, anderthalb Jahre hindurch allein, das Morgenblatt und Abendblatt der „Presse" bei einem Einkommen, das heute den Mitarbeitern dritten Ranges einer großen Zeitung gering erscheinen würde. Dann trat Doktor Max Friedländer, der, von Bielitz in Schlesien aus, Korrespondenzen für das Blatt geschrieben und die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, als Dritter in die Redaktion. Jahrelang waren wir Drei die einzigen Redakteure der täglich zweimal erscheinenden Zeitung, und Zangs Widerstreben, die Mitarbeiter an den Einnahmen entsprechend teilnehmen zu lassen, führte endlich zum Austritt Etiennes und Friedländers sowie des ökonomischen Leiters des Blattes, des Herrn Adolf Werthner, und zur Gründung der „Neuen Freien Presse". Zang hat sein Blatt später verkauft, andere Geschäfte gemacht, neue Millionen erworben, aber das Leitmotiv seiner Jugend war ihm nicht abhanden gekommen: Neid und Mißgunst, Haß der vornehmen Wiener Gesellschafts-

kreise. Er knüpfte dort an, wo er begonnen, hatte aber jetzt Mittel genug, um den Wettstreit nicht wieder aufgeben zu müssen. Er erwarb sich den Ruhm, die schönsten Equipagen und Pferde in Wien zu besitzen, ohne daß ihn jemand beneidete. So war August Zang beschaffen; dies waren seine guten und minder guten Eigenschaften.

Großen Anteil hatte die Wiener Journalistik an dem Umbau und Neubau der Stadt Wien. Wenn wir Journalistik sagen, so meinen wir in erster Reihe August Zang. Er war aus der Pariser Schule hervorgegangen, an großstädtische Verhältnisse gewöhnt, besaß einen weiten Blick und Sinn für das Prachtvolle und Schöne, das Anmutige und Geschmackvolle, soweit seine etwas spröde Natur dazu befähigt war. Allein nicht nur die Verschönerung Wiens, auch die Ausstattung der Stadt mit zweckmäßigen und gemeinnützigen Anlagen und diese besonders waren es, welche Zang beschäftigten und den Wunsch in ihm rege machten, tätigen Anteil zu nehmen an dem, was in Wien vorging. Er ließ sich in den Wiener Gemeinderat, später in den Landtag wählen, um dort mitzuberaten und Einfluß zu gewinnen auf den Stand der Dinge. In jenen Körperschaften war aber Zangs Platz nicht; er hat dort wenig durchgesetzt, und das war vorherzusehen. Ein Journalist ist gewöhnt, seine Ideen durch sein Blatt zu verbreiten, ohne daß er in die Gefahr gerät, Rede stehen zu müssen, Widerspruch zu erfahren. Was er sagt, das ist gesagt und oft auch getan dadurch, daß ihm die gläubigen Seelen Folge leisten. Im Gemeinderat aber, im Landtag oder im Reichsrat steht es jedem Mitgliede frei, das Gegenteil von dem zu behaupten, was der Journalist vorbringt, und zwar in einer Art zu behaupten, die dem Autokraten — und jeder Journalist ist ein Autokrat — das Blut zum Gehirne treibt. Es wird beraten und wieder beraten, in Komitees und Ausschüssen, es kommt zu wiederholten Lesungen, es wird aufgeschoben, kurz der Zeitungsmann ist beengt, weil er herrschen will und sich oft nicht selbst beherrschen kann.

Was Zang für Neuwien hauptsächlich in das Auge gefaßt hatte, war die Errichtung von Straßen und Plätzen, Kanälen und Wasserleitungen, war bessere Beleuchtung, waren Markthallen, die Anlage von Baumreihen in den Straßen, die Bepflanzung und Umwandlung der Plätze in Squares und endlich die Her-

stellung eines Gartens im Herzen der Stadt, des Stadtparkes. Die Propaganda für die Schönheitslinien, den Schmuck von Neuwien, ließ er in der „Presse" durch andere Kräfte vollführen. Er unternahm nicht nur für sich allein Reisen nach Paris und in alle großen Städte, um die Einrichtungen der neuen Zeit kennen zu lernen, sondern nahm auch mich mit und so entstanden die Anregungen und Ausführungen, wie Wien groß, zweckmäßig und schön gebaut werden solle, welche die „Presse" Jahre hindurch brachte. Große Vorliebe besaß Zang, der damals noch Mitglied des Gemeinderates war, für die Herstellung des Stadtparkes. Der Stadtgärtner Siebek hatte einen Plan vorgelegt, der recht dürftig und nüchtern geraten war. Der Plan gefiel uns nicht und fand auch im Gemeinderate, besonders infolge von Zangs Gegnerschaft, wenig Bewunderer. Was war zu tun? Zang war an der Grenze des Gesichtskreises, welchen er beherrschte, angelangt. Daß die Kunst dem gewerblichen Leben die Hand zu reichen hat, um dasselbe zu sich emporzuheben, dafür besaß Zang ein geringes Verständnis. Ich machte nun Zang darauf aufmerksam, daß es stets Architekten von Bedeutung und Künstler gewesen seien, welche großartige, schöne Gartenanlagen in das Leben gerufen hätten, in Frankreich und anderswo. Joseph S e l e n y war damals ein gefeierter Künstler in Wien. Sein großes Talent für die Landschaftsmalerei hatte zwar schon früher allgemeine Anerkennung gefunden, aber die Reise um die Welt, welche er an Bord der „Novara" mitgemacht, gab dem Künstler jetzt Autorität. Er hatte die Welt gesehen, die Vegetation in allen Teilen der Erde studiert, die schönsten Anlagen in Europa und dem Orient durchwandert; er kannte die Wirkung, welche eine sinnreiche, Durchblicke gewährende Zusammenstellung von Bäumen und Pflanzen hervorbringt, kurz Seleny war der richtige Mann. Zang griff mit Feuereifer den Vorschlag auf. Der Künstler wurde befragt, willigte ein, es fanden eingehende Erörterungen statt, und bald befand sich eine Skizze in den Händen des Wiener Gemeinderates, welche allgemein gefiel, angenommen und dem Stadtgärtner Siebek zur Ausführung übergeben wurde unter der Oberleitung Selenys. Das ist der wahre Sachverhalt der Gründung des Wiener Stadtparkes, und Wien sollte nicht unterlassen, der Wiener

Kinder August Zang und Joseph Seleny in Dankbarkeit zu gedenken.

Wenn Zang je ein Werk gefördert, bei welchem er seinen eigenen Vorteil nicht im Auge hatte, so war es die Erweiterung und Verschönerung Wiens. Uns ist wenigstens nicht bekannt, in welcher Art und Weise er Nutzen aus seinen anhaltenden und sogar mit finanziellen Opfern gemachten Anstrengungen hätte ziehen können. Den Ehrgeiz, Orden oder Titel zu gewinnen, besaß er nicht, ließ wenigstens nicht durchblicken, daß er ihn besäße.

* * *

Zu gleicher Zeit mit Zang gründeten Journale in Wien: Ignaz Kuranda, Ernst von Schwarzer und Eduard Warrens. War Zang der Meister Vorwärts Wiens, so gab sich Kuranda als Politiker von Esprit und Geschmack, als diplomatischen Journalisten, als jenen der Wiener Schriftsteller, welcher vorzugsweise berufen wäre, in auswärtigen Angelegenheiten mitzusprechen. Er suchte und fand Verbindungen mit dem Ministerium des Auswärtigen, und sein Blatt, die „Ostdeutsche Post", war, als Graf Buol die Staatsgeschäfte führte, das Organ dieses Ministers. Kuranda, der von Prag nach Belgien und von dort nach Leipzig gegangen war, konnte den Autodidakten nicht verleugnen, trotzdem er sich als Autorität in Völkerfragen gab. Lächelnd, gleichsam bescheiden auf eine Jünglingsbeschäftigung hinweisend, sprach er in guten Stunden von seinem ersten und einzigen Trauerspiele: „Die letzte weiße Rose."

Ernst von Schwarzer und Eduard Warrens waren aus Triest gekommen, der österreichischen Handelsstadt, in welcher sie die Bewegung der Güter kennen gelernt und unter den Augen des Grafen Stadion die Wirkungen gesehen hatten, welche die Verwaltung eines vornehmen Mannes von weitem Blick, untadelhaften Manieren und großem Wohlwollen zu erzielen vermochte. Sie waren Stadion nach Wien gefolgt und gründeten hier Zeitungen. Ernst von Schwarzer war ein großer, starker Mann mit einem Löwenhaupte voll Ideen, die sich oft bis zu den Wolken verstiegen. Er trug sich mit hundert Projekten, die Entbehrungen des notleidenden Volkes und die Verbesserung der Lage der Arbeiter vielfach erwägend. Ihn interessierte die geognostische Untersuchung der Erde ebensosehr wie nicht ganz

offen daliegende Ereignisse der Weltgeschichte. In ihm arbeiteten alle Bildungselemente, aber seine Gedanken und Projekte glichen dem zerrissenen Gewölke, das ein großes Stück des Himmels bedeckt. Ihm fehlte einigermaßen die Stetigkeit in Verfolgung eines Zieles, die Ausdauer bei der begonnenen Arbeit. Einige Monate, nachdem Schwarzer nach Wien gekommen war, wurde er Minister der öffentlichen Arbeiten, kehrte aber bald wieder zur Journalistik zurück.

Eduard Warrens, in Schweden geboren, der indessen seinen orientalischen Stammbaum nicht verleugnete, war als junger Mensch nach New York gegangen und hatte dort die neue Welt, neue Menschen, neue Verhältnisse gesehen und sich dieselben zum Muster genommen. Bei der Wahl eines Präsidenten tätig, erhielt er die Stelle eines amerikanischen Konsuls in Triest, lernte dort Graf Stadion kennen und eilte im März 1848 nach Wien, gleich einem General in der Richtung marschierend, von woher Kanonendonner erschallt. So besaß denn die Journalistik Wiens eine Wien-Pariser Schule, eine Prager Schule und eine Triester Schule. Eduard Warrens war ein vortrefflicher Redner und Schriftsteller, machte aber von seinen seltenen Gaben in beiden Richtungen nur Gebrauch als Mittel zu seinem Zweck. Er wollte Millionär werden und ist es wiederholt geworden; verlor öfters eine Million, um bald darauf eine neue sich zufließen zu sehen. Der Reiz des Lebens lag für ihn in der Aufregung, er spielte mit Herzen ebensosehr als mit den flatternden Noten der Bank. Warrens war träge wie eine Schildkröte und gleich darauf fleißig wie eine Ameise. Er konnte tagelang ruhen, zu jeder Zeit schlafen, arbeitete aber, wenn er erwachte, in einer Stunde mehr als zwei Menschen in einem Tage. Warrens war Improvisator; er konnte aus dem Stegreife sprechen und schreiben, und dabei fielen ihm frappierende Gedanken und farbenreiche Bilder, wahre Sprachfrüchte, in einer Fülle in den Schoß, als ob kräftige Hände einen reichbeladenen Baum geschüttelt hätten.

Wir haben noch Gustav Heines zu gedenken, des Gründers des Wiener „Fremdenblatts“. Dieses ist heute ein leitendes Blatt in mancher Richtung und hat sehr klein angefangen. Heine, der seine Jugend in Hamburg verlebte, hatte, als er quittierte — er war Kavallerieoberleutnant gewesen — den Entschluß gefaßt,

in Wien eine Zeitung in der Art des Hamburger „Fremdenblatts" herauszugeben. Die Fremdenliste war der Hauptinhalt einer solchen Publikation. Nach dem Oktober des Jahres 1848, als die Blätter Wiens spärlich geworden waren, wurden der Rubrik „Angekommene" Notizen beigefügt. Heine predigte damals und später den Mitarbeitern zwei leitende Grundsätze. Erstens: „Über alles, was Aufsehen erregt, muß berichtet werden; denn wenn jemand einen Menschenknäuel sieht, wird er sagen: ‚Ich gehe weiter, denn was da vorgeht, wird mir morgen das Fremdenblatt melden.'" Zweitens: „Jede Notiz muß einfach und klar sein, eine andersgeartete nehme ich nicht auf, denn was ich nicht verstehe, verstehen auch meine Leser nicht." Mit diesen Grundsätzen und einem stark entwickelten Geschäftsgeist ist Gustav Heine ein sehr reicher Mann geworden.

Wien wäre nicht Wien, wenn die genannten Zeitungsredakteure nicht bald das Bedürfnis gefühlt hätten, auch für den Schmuck der Zeitungen, das Feuilleton, Sorge zu tragen. Jede Zeitung enthielt demnach unter dem Strich, im Feuilleton, Aufsätze, die zu allen Zeiten und an allen Orten Perlen der Tagesliteratur genannt worden wären. Die Schriftsteller, welche das Wiener Feuilleton schufen und der großen Stadt die Lieblingslektüre boten, waren Freiherr A. von Stifft, der Sprachzauberer; Hieronymus Lorm, gesalbt mit mehreren Tropfen der Poesie, und Eduard Bauernschmied, welcher, gutmütig blickend, so nebenbei, mit scharfer Katzenklaue dem lieben Nebenmenschen die Brust zerfleischen und das Gesicht zerkratzen konnte.

* * *

Der Verein, welcher in Wien die Schriftsteller und Journalisten umfaßt, heißt „Konkordia". Ich will erzählen, wie er entstand. Im Dezember 1858 erschien eines Tages in der Redaktion der „Presse", deren Mitglied ich war, Herr Rudolf Frölich, „ein Journalist und Schriftsteller". Er war Mitglied der Redaktion des „Fremdenblatts" und hatte einige Bücher über slawische Sprachforschung veröffentlicht. Er stammte aus Kroatien. Wir waren alte Bekannte. Einige Jahre vor 1848 schon hatte ich ihn kennen gelernt. Nicht an der Universität, sondern in einem Hause gegenüber der Hochschule, in einem Gassenladen, der vor und

nach den Lehrstunden stets überfüllt war, während in der Zwischenzeit nur einzelne junge Herren dort speisten und tranken. Zu letzteren gehörte Rudolf Frölich. Er studierte nicht mehr, war älter als wir, aber man hatte ihn seiner Freundlichkeit und Bereitwilligkeit wegen, womit er kleine Dienste, von diesem oder jenem erbeten, zu erweisen stets bestrebt war, recht lieb. Dem winzigen Speisehaus, in welchem wir uns trafen, stand eine Dame vor, Fräulein Therese. Sie war nicht mehr ganz jung, uns wenigstens erschien sie auch nicht schön, aber ihre zwei schwarzen Vogelkirschenaugen von großem Glanze sehe ich heute noch leuchten. Therese hieß sie, aber „Schmauswaberl" wurde sie gerufen. Sie, ihre Vorgängerinnen und ihre Nachfolgerinnen. Die Urspeisemutter der Studenten hatte wohl den Namen Barbara geführt und so wurde die mundartliche Firma von Geschlecht auf Geschlecht übertragen. Dieses Fräulein Therese scheint nun mit Frölich befreundet gewesen zu sein. Er stand über den sie vom Publikum trennenden Tisch gelehnt und plauderte mit ihr, wenn sie den Studenten kleine heiße Würste, Mohnkipfel oder Tiroler Strudel, unser aller Lieblingsnäscherei, ein reichlich mit großen Zibeben gefülltes Butterteiggebäck, lächelnd verabreichte. Näscherei! ... Oft war es die einzige Nahrung, welche ärmeren Studenten zu kaufen ihre Mittel gestatteten, wenn sie nicht ohne Abwechslung trockenes Brot essen wollten. Und dann war man auch oft genötigt, Luxus zu treiben, denn nur Fräulein Therese gab Kredit, bei ihr fand, wer halbwegs ordentlicher Zahler war und beim Empfang des Monatsgeldes einen Teilbetrag erlegte, immer einen Bissen, der zudem ganz gut mundete. Stand Frölich mit Fräulein Therese in Geschäftsverbindung oder Herzensbeziehung, die jungen bösen Läster- und Leckermäuler behaupteten damals bald das eine, bald das andere, genug, er war fast immer im Delikatessenboudoir anwesend, wenn die Dame irgendwie Zeit hatte, ihm Gehör zu schenken, und aß dort diese und jene Kleinigkeit oder trank eine Schale Kaffee. Auch dieser Labetrank spielte eine große Rolle. „Das einzige Warme, welches ich heute zu mir genommen habe," lautete der Ausdruck jener Studenten, welche das Herz wohlhabender Kollegen hie und da, und nie ohne Wirkung, rühren wollten.

Ich hatte Frölich später aus dem Auge verloren, endlich traf

ich ihn eines Tages und er stellte sich als Mitarbeiter des „Fremdenblatts" vor. Von da an tauschten wir freundliche Worte, wenn wir einander begegneten. Er war immer ruhig, bescheiden, machte nie viel aus sich und würdigte warm Verdienste anderer. Das ist so selten in der Welt und erfreut deshalb doppelt. Endlich im Jahre 1858, als er mich, wie erzählt, in dem einzigen Arbeitszimmerchen der Redaktion der „Presse", in welchem die gesamten drei Mitarbeiter zusammengepferchte waren: Etienne, Friedländer und ich, aufsuchte, lernte ich ihn auch als guten, hilfbereiten Mann kennen. Er war gekommen, um Hilfe für einen kranken, notleidenden Journalisten namens Oswald Tiedemann zu suchen. Der Mann stammte aus Norddeutschland, ich glaube Danzig oder Königsberg, war vor einigen Jahren berufen nach Wien gekommen, um eine Stellung in der Redaktion eines belletristischen Journals einzunehmen, und hatte fleißig, gebend was er besaß, gearbeitet. Nun aber sei er fast arbeitsunfähig, arm und hilflos. Ein unheilbares Herzleiden lähme seine Kraft, bedrohe stündlich sein Leben. Es handle sich darum, Tiedemann zu helfen, sich zu bemühen, daß er seine letzten Lebensjahre oder -Tage ruhig, sorglos zubringen könne. — „Was soll geschehen?" — „Bitte, veranstalten Sie eine Akademie!" — „Wo?" — „Ich glaube, wir hätten im Carltheater am sichersten Aussicht auf Erfolg." — Gesagt, getan. Ich reichte Frölich die Hand; er weinte fast.

Ich konnte sofort mit Sicherheit zusagen, denn ich gehörte der „Presse" an, welche das leitende, man kann sagen herrschende Blatt in Wien, in Österreich war. Eine stark gelesene Zeitung ist für den Mitarbeiter eine Schwimmblase, die ihn sicher trägt, ungefährdet oben erhält. Solche Zeitung macht seinen Namen bekannt, seine Aufsätze beliebt, man sucht immer wieder solche von ihm, haben sie einmal angesprochen. Ein derartiges Blatt ist eine Riesenschallwand, die den angeschlagenen Ton noch viel kräftiger wiedergibt als er ist.

Also des Einflusses der „Presse" sicher, konnte ich mit voller Seelenruhe an das Werk gehen. Kein Theater, kein Schauspieler oder Sänger sagte nein, wenn der Kritiker und Feuilletonist der „Presse" kam und um Unterstützung eines hilfebedürftigen Kollegen bat. Das „Programm" war „glänzend", wirklich gut; es wurde gespielt, deklamiert, gesungen ganz vortrefflich, die

Besten gaben ihr Bestes. Die Einnahme war ebenfalls glänzend, sie ergab nahe an dreitausend Gulden. Frölich unterhandelte mit einem anständigen Krankenhause, welches sich verpflichtete, gegen eine mäßige Summe für alle Zukunft die Sorge für den Leidenden zu übernehmen und ihm ärztlichen Beistand, Unterkunft, Verpflegung, kurz alles, wessen er bedurfte, zu gewähren. Rudolf Frölich war glücklich; Oswald Tiedemann habe ich nicht gesehen, nicht früher, nicht später.

Was aber mit dem vielen Gelde, es waren uns noch gegen neunhundert Gulden geblieben, beginnen? Da fielen mir die Artikel ein, welche der aus Prag nach Wien gekommene Hirsch, der kleine Hirsch genannt, geschrieben hatte. Er plädierte für Gründung eines Vereins der Journalisten, welcher die Bestimmung haben sollte, kranken und notleidenden Standesgenossen hilfreich beizustehen. Ich weiß nicht, ob auch schon die Altersversorgung vorbedacht war. Die Worte Hirschs waren aber ohne jede Wirkung geblieben. Man hatte sie gelesen, gebilligt, aber wer nichts unternahm, daß das gute Wort zur schönen Tat werde, waren die Wiener Journalisten. Für Anfang Jänner 1859 hatte ich schon vor einiger Zeit meine Abreise nach Paris, wo ich die Theater studieren sollte — August Zang beabsichtigte damals, das Theater an der Wien zu kaufen — bestimmt. Ich sagte also zu Etienne und Friedländer: „Hier ist Geld (jene neunhundert Gulden), das erste Geld, der Stock, um einen Journalistenverein zu gründen. Lasset die Statuten entwerfen und bewilligen. Ich hoffe, bei meiner Heimkehr die Sache in Ordnung zu finden." Anfangs Mai 1859, als ich, beim Ausbruche des Krieges, von Paris zurückkehrte, war auch in der Tat alles in Ordnung. Der erste Vorstand wurde gewählt, und vier Mitglieder der „Presse", Etienne, Friedländer, ich und noch Einer, gehörten demselben an. So wurde die „Konkordia" gegründet. Die Hilfe, welche Tiedemann gebracht wurde, hat Früchte getragen; aus den ersten neunhundert Gulden der „Konkordia" ist eine Million geworden.

Und Rudolf Frölich? Oft muß ich sein gedenken! Ich hatte ihn liebgewonnen. Tiedemann war nach Jahresfrist gestorben. Frölich kam und brachte die Trauerkunde. Dann verlor ich das brave Herz aus den Augen. Nach Jahren berührte mich schmerzlich die Nachricht: Frölich habe sich vom Felsen in einen der ober-

österreichischen Seen gestürzt und in der Flut seinen Tod gefunden. Man nannte den See, der Name ging aber an mir vorüber, ohne daß ich ein Bild mit demselben verband, ohne daß er sich mir stärker einprägte. Ich sollte den See kennen lernen im Jahre 1869. Und ich gewann ihn lieb; der Gau ist meine zweite Heimat geworden. Ich habe mich an seinem Ufer seßhaft gemacht. Er führt den alten deutschen Namen Mânsee, die Neueren nennen ihn Mondsee. Wenn ich in der Abendkühle vor dem Hause meine Rosen pflege, da leuchtet mir gerade gegenüber am Fuße des Schafberges, der mir die edelsten Züge seines Gesichtes, eine griechische Silhouette, zukehrt, die Kienberger Wand, ein Kalkfelsen, der senkrecht gegen das Wasser abfällt, in der Sonnenuntergangsglut. Und von diesem Stein ist Rudolf Frölich in das Wasser gesprungen! Warum? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß man den guten, armen Mann auf dem alten Friedhof, unweit des Sees, in Mondsee begraben hat, und daß der Stein, der schöne, geschliffene Würfelblock, welcher sein Grab ziert, ihm gesetzt wurde von der — „Konkordia".

* * *

Eines literarischen Salons aus jener Zeit ist noch zu gedenken, desjenigen, in welchem Frau Ottilie von Goethe, die Schwiegertochter des größten deutschen Mannes, empfing. Sie wohnte mit ihren Söhnen: Walter, dem Komponisten, und Wolf, dem Dichter, zwei ideal angelegten Männern, die sich für ihre Mutter aufopferten, zuerst in dem Hause der Leopoldstadt am Donaukanale, wo sich das „Dianabad" befindet. Deutsche Schriftsteller von Bedeutung, die nach Wien kamen, unterließen es nie, dem Namen „Goethe" zu huldigen und den Erzählungen der geistreichen Frau, die übrigens ebenso fein zu hören als zu sprechen verstand, zu lauschen. Ich lernte in dem gastfreien Hause: Gustav Kühne, Bogumil Goltz, A. von Sternberg und so weiter kennen. Dem Freunde Walter von Goethe, welcher kürzlich gestorben, der edelsten Seele, bewahre ich im Herzensgrunde unvergängliche Liebe. Auch er war ein Achtundvierziger und diente in der Wiener Nationalgarde, Schottenviertel, fünfte Kompanie, in dem Zuge, dessen Korporal gewesen zu sein ich die Ehre hatte. Er war gewissenhaft auch als Gardist; indessen der kleine, feine, lispelnde

weimaranische Kammerherr wäre für ein wirkliches Heer kaum tauglich gewesen. Er trat als Gardist ein, um eben seine Pflicht zu tun.

Frau von Goethe war auch mit dem Hofschauspieler Karl Laroche und dessen Gemahlin, welche zur Zeit des großen Dichters dem Theater in Weimar angehört hatten, befreundet. Laroche selbst sah gerne Gäste an seinem Tische, dem besten in Wien — und in Gmunden zur Sommerszeit —, dessen guter Genius die Hausfrau war, eine Künstlerin mit dem Kochlöffel und der Feder. Wir alle verdankten ihr Salate, deren Geheimnis sie mit sich genommen, und einen recht guten Roman, der am Gestade des Gmundener Sees spielt. Wenn Baron Max Springer, der unterrichtete, gastfreie, liebenswürdige Bankier, Ascher, Warrens und Karl Laroche bei einem Mahle vereinigte — und das geschah wöchentlich — vergaß man oft das Essen, um nicht die Sternschnuppen der Geister zu übersehen.

Sie sind alle tot, von denen wir erzählen! Auf dem Friedhof in Kairo ist innerhalb des Tores zu lesen: „Ich war!" Diese Worte hätten wir als Motto unserer Rückschau vorsetzen können. Am Eingange des Friedhoftores in Kairo steht aber: „Ich bin!" und das ist tröstlich für die Überlebenden. Sie können wenigstens heute erzählen, wie es ehedem gewesen.

IV

Schmerling und die Seinen

Im Jahre 1861, als ich Schmerling kennen lernte, stand er auf der Höhe seiner Macht, zum mindesten auf der Höhe seines Ansehens. Er war beliebt, verehrt, man nannte ihn den „Vater der Verfassung". Seine Popularität war groß. Wenn er durch die Straßen wandelte, immer sorgfältig gekleidet, stolz und vornehm, blieb alles stehen und sah ihm nach. Das wußte und fühlte er und man hat ihm oft nachgesagt, daß er sich gebe, als stehe und gehe er gleichsam Modell für den Bildhauer, der einst sein Monument zu machen habe. In der Tat lag etwas Herrscherartiges in der Erscheinung des Mannes. Hoch gewachsen, kräftig gebaut, hatte er die Haltung eines Generals, der erst nach längerer militärischer Laufbahn die Staatslenkung übernahm. Schmerling lächelte stets befriedigt, wenn man ihm gegenüber diese Charakteristik seines Wesens vorbrachte, und mit einer Art Genugtuung antwortete er dann: „Ja, ich habe eine große Neigung für das Militär, ich glaube, ich war eigentlich dafür bestimmt. Der Korpsgeist hat für mich immer große Bedeutung gehabt. Ihm war meine Sympathie zugewandt. Wenn sich nicht Hindernisse entgegengesetzt hätten, würde mich meine Vorliebe der Armee zugeführt haben, aber ich war der älteste von meinen Brüdern, voraussichtlich die Stütze der Familie, man hatte früh genug auf diese Rolle, die mir die Zukunft vorzubehalten schien, hingewiesen, an die Liebe für meine Geschwister appelliert, und so trat ich denn in den Staatsdienst, und mein Bruder, der viel mehr Neigung für den Zivildienst besaß als ich, trat in die Armee ein, in welcher er aber durch sein ebenso offenes als sympathisches Wesen überaus beliebt wurde."

Die aufrechte Haltung Schmerlings war sein eigenstes Kennzeichen. Er verlor sie nie gegen Gleichgestellte, nie nach oben zu; aber Leute, die bitten kamen und deren Würdigkeit sich ihm offenbarte, fanden ihn manchmal sogar herablassend liebenswürdig. Blickte er gewöhnlich ernst, Feinde sagten: hochmütig, so konnte sich sein Gesichtsausdruck bis zur finstersten Starre verschärfen, wenn er einer Hinterlist zu begegnen meinte, einem Angriff, einer Gefahr gegenüberstand. Dem Offenen gegenüber erheiterte sich sein Antlitz leicht und liebenswürdig. Schmerling war zielbewußt, in sich gefestigt und überzeugt, daß die Grundsätze, die er vertrat, dem Heile und Glücke seines Vaterlandes dienten. Er sah in die Zukunft.

Zur Zeit, da er für das politische Leben Österreichs den markantesten Ausdruck bot, war ich Mitglied der Redaktion der „Presse", die man späterhin „die alte Presse" nannte, redigierte das Feuilleton dieses Blattes und hatte außer anderen Obliegenheiten die „Wiener Chronik" zu schreiben. Causerie im Beginne, war dieser Artikel im Laufe der Zeit politisch geworden. In Zeiten stärkeren Druckes, besonders als Baron Bruck Finanzminister war und es entschieden verboten wurde, irgend einen Angriff auf finanzielle Maßregeln zu unternehmen, hatte sich die Kritik, wenn auch nur mit leichten, oft von fernher geholten Anspielungen in den unteren Raum des Blattes geflüchtet. Man lernte damals die Umwege des Schreibens, das Schleierlegen über die Sprache. Dem Publikum wurde das Lesen zwischen den Zeilen, die Sprache der Punkte, der Pausen, der abgebrochenen Sätze, die Ironie des Titels eines Artikels, kurz all die Behelfe eines bedrängten, zur kleinen Erfindung genötigten Geistes gelehrt, Behelfe, die der Leser in Zeiten unwirscher Bevormundung rascher und aufmerksamer, als man glauben sollte, sich anzueignen pflegt. Wenn man nicht fest auftreten kann, so gleitet und rutscht man dahin; wenn man nicht ein Hindernis nehmen kann, schleicht man um die Ecke. Brucks Gewalttätigkeit ging so weit, daß, als er die „neue Währung" einführte, den Zeitungen strenge verboten wurde, Bedenken, und wären sie auch noch so mild, vorzubringen. Man störe die Ordnung, rege die Bevölkerung auf. Also nichts über die neue Währung! Da fügte es der Zufall, daß irgend ein kleiner, mittelmäßiger Kompositeur, der von Haus aus Geschäftsmann war

und den Musen nur in seinen freien Stunden huldigte, allerdings nur in ganz kindischer Weise, eine Polka schrieb, durch die er sich in die Gunst irgend eines dem Ministerium Näherstehenden gleichsam durch Töne einschmeicheln wollte. Das gedruckte Stück war betitelt: „Neue Währungs-Polka." Ich war rasch bei der Hand und die nächste „Wiener Chronik", die ich schrieb, sprach des langen und des breiten mit allerhand Teufeleien, den Titel so oft als möglich durchschossen bringend, über die „Neue Währungs-Polka". Das war damals beinahe eine kleine Tat, die lächelnd aufgenommen wurde, ich glaube von dem Minister selbst.

Die Rolle, die ich damals in der Wiener Journalistik spielte, hatte wohl meine Bekanntschaft mit dem Staatsminister Anton Ritter von Schmerling zur Folge. Ich speiste gewöhnlich im Hotel „zum Erzherzog Karl" in der Kärntnerstraße, das Haus gehörte der Familie Schmerling, und ward dort mit dem Bruder des Ministers, dem Hofrate Moritz von Schmerling, der später Senatspräsident beim Verwaltungsgerichtshofe wurde, bekannt. Eines Tages fragte er mich, ob ich nicht einem Empfang beim Staatsminister beiwohnen wolle, und auf meine freudige Bejahung sagte er, er habe schon mit dem Bruder gesprochen und werde mir eine Einladungskarte zu der Soiree, welche in den Sälen des Ministeriums des Innern — der Staatsminister hatte in diesem Palais seine Bureaus — stattfand, zusenden. Die Vorsicht, die man dem Eigentümer der „Presse", August Zang, gegenüber in allem und jedem zu beobachten hatte, nötigte mich, ihm von der bevorstehenden Einladung Kenntnis zu geben. Denn ich war nicht sicher, da er keine Einladung erhalten hatte, ob er mir die Erlaubnis, in seinem Blatt eine Beschreibung des Festes zu veröffentlichen, erteilen würde. Und darauf war es ja doch abgesehen. Ich täuschte mich nicht darüber, was man von mir wollte, was man erwartete. August Zang willigte ein und ich begab mich an dem bestimmten Abend in das Ministerium des Innern.

Die Räume des Palastes sind zu solchen Festen ganz vorzüglich geeignet. Eine Reihe von großen, hohen, weiten Sälen, die wohl zur Zeit, als das Gebäude, eines der schönen Wiener Barockbauten, neu gewesen war, prachtvoll geschmückt gewesen sein mochten, glänzten jetzt allerdings nicht überreich geziert. Die Stuckdecken und marmorierten Wände, die Wandmalerei,

die schweren Möbel und die sie überziehenden Gobelins waren geschwunden, und helle Seide, etwas verblaßt gelb und grün, überzog die Wände; nur an den Plafonds war hie und da einiger Zierat von Stuck übrig geblieben. Nichtsdestoweniger sah es doch, da die Lüster überreiches Licht verbreiteten, festlich, wenn man will, imposant aus. Es war bereits eine zahlreiche Gesellschaft versammelt und immer noch strömten neue Ankömmlinge über die prachtvolle Freitreppe den Empfangsräumen zu. Fast um eine Kopfeshöhe überragte Schmerling die Anwesenden. Man konnte ihn in dem offenen Raume der Türe zwischen zwei Salons sehen, wie er einen der Eintretenden nach dem anderen freundlich empfing, ihm die Hand reichte und nach einigen Worten des Willkommens sich anderen Angelangten zuwandte. Er war sehr artig gegen mich und es fügte sich, daß er mit mir einige Augenblicke länger als mit anderen hochgestellten Herren, Ministern, Generalen, Beamten und so weiter sprach. Ich hatte nie früher in Wien derartige gesellschaftliche Zusammenkünfte gesehen und so imponierte mir der Raum und die Menge, die sich hier zusammenfand, besonders aber Schmerling, dessen heroische Figur die aller anderen Anwesenden etwas drückte.

Ich glaube, es war auch bei dem Empfang ein Büfett in einer Ecke der Salons aufgestellt, aber man machte zu jener Zeit noch nicht so sehr als später von den leiblichen Genüssen bei einem Empfange Gebrauch und ließ es sich genügen, von dem Staatsminister freundlich gesehen zu werden. Das war auch alles, was ich erhoffte.

Ich schrieb ein Feuilleton über diesen Empfangsabend im Staatsministerium, und Schmerling schien von demselben erfreut gewesen zu sein, denn er ließ mir durch seinen Bruder Moritz bestens danken. Man sollte großen Männern kleine Eitelkeit nicht allzusehr verübeln; deren Befriedigung ist oft die einzige Blume, die auf ihrer Laufbahn duftet.

* * *

Es verging längere Zeit, wohl zwei Jahre, bis ich Schmerling wiedersah, trotzdem es meine Pflicht gewesen wäre, mich ihm vorzustellen. Ich war nämlich Anfangs Jänner 1862 aus der Redaktion der „Presse“ ausgetreten und einem Rufe zu einem neugegründeten Blatte, dem „Botschafter“, gefolgt, welcher auf

Anregung des Staatsministers gegründet und der Regierung zur Verfügung gestellt wurde. Ich trat in die Leitung des Blattes als Redakteur des Feuilletons ein; Doktor Kolatschek war Chefredakteur. Er hatte bis dahin eine Wochenschrift redigiert und besaß geringe Erfahrung, ein täglich erscheinendes großes Blatt, das neben geistiger auch materielle Arbeit in hohem Grad erforderte, zu leiten, und da seine Gesundheitsverhältnisse täglich Anstrengungen bis in die Nacht hinein nicht gestatteten, so trat er von der Redaktion zurück, und ich übernahm dieselbe, man kann sagen, von einem Tage zum anderen. Ich weiß nicht, welcher Anlaß sich bot, wieder vor Herrn von Schmerling zu erscheinen. Da die Verbindung mit dem Ministerium durch andere Kräfte hergestellt wurde, widmete ich mich der Zusammenstellung und Führung des Blattes, das bei der geringen Zahl von Mitarbeitern die Anspannung aller Kräfte derselben erforderte. Es mag wohl im Jahre 1863 gewesen sein, daß ich, nicht hinreichend über die Vorgänge im Ministerium informiert, mit dem Staatsminister zu sprechen versuchte; das machte sich weniger schwierig, als ich vermutet hatte. Schmerling war sehr freundlich, ersuchte mich, öfter zu kommen und so stellte sich nach und nach ein Verhältnis heraus, das mein tägliches Erscheinen im Staatsministerium zur Folge hatte. An Tagen, da eine Sitzung des Reichsrates stattfand, kamen wir nach derselben im Bureau des Präsidialchefs, Sektionsrates A r t u s, zusammen, das sich an den Arbeitsraum des Ministers anschloß und zugleich eine Art Vorsaal desselben und Durchgangsraum auch für den Minister des Innern, Herrn von L a s s e r, und für den ihm nahestehenden Bureauchef, Hofrat W e h l i, darbot. Es wurden da die Vorgänge des Tages besprochen, allerlei Fragen, die zur Diskussion standen, erörtert, oft ernst, oft scherzhaft. Schmerling war mehr darauf bedacht, unsere Ansichten — es waren mehrere Herren bei diesen Unterredungen zugegen — einzuholen und diese, wenn sie unter Sträuben geboten wurden, durch Widerspruch zur Ausführlichkeit zu steigern. Es herrschte Redefreiheit. So verging eine Stunde, oft zwei Stunden, dann zog sich der Staatsminister in sein Arbeitsbureau zurück und wir verließen das Ministerium sicherlich zur Freude des Herrn Artus, der oft aufatmen mochte, und dessen Arbeitszeit manchmal gar sehr von uns verkürzt wurde. Da geschah es einmal, daß Herr

von Schmerling bei herannahenden Ostern uns mitteilte, daß er die Festtage zu Melk, in der vornehmen Benediktinerabtei an der Donau, einer geistlichen Burg, zubringen werde. Ich weiß nicht mehr, ob ich ihn bat, mich mitzunehmen, oder ob er mich einlud, ihn zu begleiten, kurz wir fuhren nach Melk und wurden daselbst von der versammelten Schar der Geistlichen empfangen, an deren Spitze der kleine, liebenswürdige, stille Abt E d e r, ein Gesicht voll nachdenklicher Feinheit, ein Benehmen voll Milde, stand.

Unweit von ihm befand sich der Leiter der Ökonomie des Stiftes, in dem ich einen Universitätskollegen, Alexander K a r l, erkannte. Er ist heute Abt von Melk. Prälat Eder war mit Schmerling zugleich im Jahre 1848 Mitglied der niederösterreichischen Stände gewesen und ihm seit jener Zeit überaus zugetan. Jetzt Mitglied des Reichsrates, wurde er von dem Staatsminister stets in dessen Politik eingeweiht und zur Beeinflussung der Mitglieder des Abgeordnetenhauses und vielleicht auch des Herrenhauses, vorzugsweise der hohen Geistlichen, benützt. Diese Art patriotischer Zwischenträgerei, möchte ich sagen, wurde von Schmerling, welcher seinen Mangel an Geduld kannte, oft angewandt. Die Anmut der politischen Werbung verstand aber Abt Eder vortrefflich. Er konnte sprechen und hören, überreden und gewinnen, dem Ausbruche von Temperament Milde entgegensetzen, kurz er hatte sich im Laufe der Zeit zu dem Aaron des Ministers Moses herausgebildet und diente ehrlich, treu und wahr, mit Ausdauer und Geschick, solange die Politik beide verband, und später auch, solange das Leben ihnen gestattete, freundschaftlich Hand in Hand zu gehen.

Schmerling pflog in Melk fast täglich einige Stunden der Unterredung mit dem Abte, während welcher Zeit ich die Schönheiten des Klosters, die Bibliothek und besonders die Gartenanlagen studierte und die Weitsicht, welche die geistliche Donaufeste darbot, mit Entzücken genoß. Das Haus der Abtei — man könnte es fast das tausendfensterige nennen — und der Dom krönen einen Teil des Hügelrückens, der ziemlich steil nach der großen, vorüberrauschenden Donau herabfällt. Ein Rundpunkt, Ravelin könnte man ihn nennen, springt in der Achse der Kirche bis zum abfallenden Felsen vor, und auf diesem ist es herrlich zu sein. Von da aus kann man weithin sehen, die fernen, zu Ostern

noch beschneiten Gebirge, die waldbedeckten Hügel, das satte Grün im Tale und das heller gefärbte der Donau, die Sandbänke und Auen, die vorüberziehenden Schiffe, die kleinen Nußschalen von Kähnen; und Ruhe, Ruhe überall. Jenseits des Hauses ist eine ziemlich große Strecke des Terrains mit Bäumen bepflanzt, schattige Alleen im Sommer. Da gingen wir denn oft stundenlang spazieren, zu dritt hie und da mit dem Abt Eder, öfter aber zu zweit mit Herrn von Schmerling. Das war so recht Zeit und Ort zur Aussprache. Zumeist waren wir allein. Abt Eder wurde von den Pflichten seines geistlichen Amtes vielfach zurückgehalten, oft auch war ich ganz allein. Herr von Schmerling wohnte, wie es einem Manne in seiner Stellung von sich und anderen vorgeschrieben ist, zweimal des Tages dem Gottesdienste, der in der Karwoche besondere Hingebung verlangt, bei. Schmerling wußte, was er tat und warum er es tat. Er ertrug auch die drei fleischlosen Fasttage, an denen es übrigens an manchem geschmackvollen Gerichte nicht fehlte, soweit Fische, Eier, Mehl, Kartoffeln und das letzte noch übriggebliebene Obst es gestatteten, wobei der vortreffliche Wein des Stiftes Melk, das in Österreich und Ungarn die besten Ernteplätze der ermunternden und stärkenden Gottesgabe besitzt, seinen hilfreichen Beistand leistete. Es kam kein Wort der Ungeduld über die endlose Zeit des Nichtfleischessens über seine Lippen, wogegen ich zu jeder Tageszeit im Refektorium und auch in dem etwas abseits gelegenen Rauch- und Spielzimmer den Geistlichen boshaft auf den Mund sah.

* * *

Zwar nicht unter „blühenden Mandelbäumen", aber denn doch zwischen bereits mit frühlingsfeuchten Knospen besetzten Kastanienbäumen wandelten Schmerling und ich stundenlang in tiefstem Frieden behaglich und bei leicht dahinfließendem Gespräche im hohen Garten des Stiftes Melk. Die Stoffe wechselten sprunghaft, ich fragte, er antwortete, ich durch Wißbegierde getrieben rasch oft dazwischenfahrend, er bedächtig und nachdrücklich, bald ernst, bald heiter, bald spöttisch und wegwerfend, wenn auf diesen oder jenen die Rede kam, den er „vom Grund aus nicht leiden konnte". Für die Namen solcher Herren hatte er sich eine eigene Aussprache zurecht „gedichtet", kann man sagen;

oder es war das geringe Verständnis fremdländischer Idiome, wie zum Beispiel des ungarischen, schuld daran. So sagte er nie anders als „Ondrassy" mit der schweren Betonung auf O und a. Graf Julius Andrassy war einer derjenigen, für die der unerbittliche Richter und österreichische Patriot keine besondere Zuneigung empfand. Dies galt auch von manchem polnischen Abgeordneten, die, wie Schmerling sagte, ehedem der geheimen Regierung angehört hatten. Wer einmal mit dem Strafgerichte zu tun gehabt hatte, hoch oder nieder und eher hoch als nieder, der wurde von Schmerling nie mehr zu Gnaden aufgenommen, wenn er auch hundertmal amnestiert gewesen wäre. In ihm sah der in Rechtsangelegenheiten starre Mann immer den Feind Österreichs und einem solchen konnte er nie vergeben. Für die oft notgedrungene Versatilität in der Entwicklungsgeschichte der Nationen und der Staatsmänner derselben hatte er kein Verständnis. Er war darin streng konservativ und stolz darauf, daß er es war. Den patriotischen Starrsinn trieb er fast bis zum Äußersten. Als ich ihn einmal fragte, ob er bei dieser oder jener außerordentlichen Veranlassung nicht Berlin, und ein anderes Mal, ob er nicht Paris besuchen wolle, erhielt ich eine fast unwillige Abweisung. „Ich soll diese Hauptstadt eines Landes besuchen, das uns besiegt hat? Es kommt ja oft vor bei anderen, es ist wahr, aber ich verstehe derlei nicht. Nicht einen Schritt setze ich in ein solches Land!" Unversöhnlich gegen Preußen schien auch längere Zeit hindurch die Fürstin Pauline Metternich zu sein, die in ihrem Salon in Paris, wo ich die Ehre hatte, ihr meine Aufwartung zu machen, als das Gespräch auf Berlin kam, die Hand erhob, sich die Wange so stark schlug, daß diese rot wurde, und dabei leidenschaftlich ausrief: „Hier, hier, die Ohrfeige spüre ich noch, die wir bekommen haben, dieses Gefühl kann ich nicht loswerden!" Ich glaube, die temperamentvolle Frau hat ihre Gesinnung schließlich nicht verändert, aber sie war gezwungen, den Liebenswürdigkeiten, mit denen sie der greise Kaiser Wilhelm und dessen Enkel überhäuften, nachzugeben und alles zu tun, was Artigkeit und Anstandspflicht von ihr heischten.

Bei diesem Wandeln hin und her kamen wir auch auf das Jahr 1848 zu sprechen. Schmerling hatte während der Märztage eine große Rolle gespielt, war in der Reihe der Stände,

welche in der Burg von Wien für Konzessionen, für den Sturz Metternichs, die Gründung der Nationalgarde, für Preßfreiheit und so weiter — man kennt ja die Geschichte jener Tage — warm und scharf eintraten. Das Resultat der langen Unterredungen und Bestürmungen der Staatsmänner und Erzherzoge war, daß am Abend des 13. März beschlossen wurde, einen offiziellen Artikel in der „Wiener Zeitung" zu veröffentlichen, durch welchen die „Errungenschaften" verkündet werden sollten. „Damals bin ich Mitarbeiter der ‚Wiener Zeitung' geworden," sagte Herr von Schmerling, und auf meine Frage, wie das gekommen sei, antwortete er: „Wer sollte den Artikel schreiben? Es stellte sich eine kleine Verlegenheit ein, indem sich niemand zur Abfassung desselben bereit finden wollte. Ich ließ mich notgedrungen herbei, den Artikel zu entwerfen, und schrieb ihn auf einem Pfeilertische mit Bleistift auf ein Quartblatt, las ihn den Grafen Hartig und Kolowrat vor und dann dem Erzherzog Ludwig, welcher die Veröffentlichung genehmigte. Als ich im Kreise herumblickte, gewahrte ich den obersten Chef der Polizei und der Zensur, den in jenen Tagen nicht mit geradezu großer Freundlichkeit genannten Grafen S e d l n i t z k y, und der kleine, boshafte Teufel, der in mir steckt, veranlaßte mich, das Papier zu nehmen und den Herrn Grafen zu ersuchen, Auftrag zu geben, daß der Artikel in der ‚Wiener Zeitung' veröffentlicht werde. Graf Sedlnitzky fand sich nicht sofort bereit, meinem Ersuchen nachzukommen und zwar aus ... sachlichen Gründen. Ich glaube nicht, daß irgend eine Boshaftsfalte um meinen Mund sichtbar geworden war. Er sagte nur, es sei schon zu spät." — Ich fragte, um wieviel Uhr sich der Vorfall ereignet habe? Schmerling antwortete: „Es war gegen neun Uhr; würden Sie da noch heute einige Zeilen in Ihr Blatt hineinbringen?" Ich lächelte und meinte, die Technik der Zeitungsmache sei denn doch etwas vorgeschritten seit dazumal, und Schmerling fügte hinzu: „Der Artikel war nicht das einzige, was ich damals an diesem kleinen Ecktische der Burg zu schreiben hatte. Es handelte sich auch noch um die Ankündigung des Sturzes Metternichs ebenfalls für die ‚Wiener Zeitung'. Das Original dieser inhaltschweren Zeilen war ein mit Bleistift von mir beschriebenes Oktavblatt, das ebenfalls Graf Sedlnitzky aus meinen Händen empfing; die Note lautete: ‚Der

geheime Haus-, Hof- und Staatskanzler, Fürst von Metternich, hat seine Stelle in die Hand Seiner Majestät des Kaisers niedergelegt.'"

Es kam die Rede auf die „Soldatenliebhaberei" Schmerlings, und kaum, daß ich das Thema berührt hatte, wurde der Staatsminister eifervoll, lebendig und sagte: „Ich weiß, wer mir aufgebracht hat, daß ich täglich den Produktionen der Militärmusik auf dem Burgplatze beiwohne und sogar manchmal mit ihr marschiere. Es ist Doktor J. N. Berger. O ja, ich höre Militärmusik gerne, und wenn ich gerade durch die Burg gehe und die Trompeten ertönen, bleibe ich stehen und höre oft auch zwei Stücke an. Zum mich lächerlich machen habe ich aber keine Zeit. Die Militärfrage habe ich immer sehr ernst aufgefaßt und beinahe ‚auf General' studiert von Jugend an. Ich hatte immer eine ausgesprochene Vorliebe, mich mit militärischen Gegenständen zu beschäftigen, Neigung für den Soldatenstand. Ich habe mir durch Übung und Selbststudium genaue Kenntnisse der Organisation der Armee und der einzelnen Truppenteile, des Exerzierens und des Dienstes erworben, so wie ich auch in der Taktik, Terrainlehre, Kriegsgeschichte bewandert bin, wie es kaum bei einem Nichtmilitär zu finden sein wird. Ich habe die Beschäftigung mit diesen Fächern nie aufgegeben und auch dann fortgesetzt, nachdem ich mich für die Zivillaufbahn entschieden hatte. So vorbereitet und erfahren traf mich seiner Zeit die Bestimmung, als ‚Oberkommandoadjutant' der Nationalgarde zu wirken. Meine Kenntnisse kamen mir auch, während ich Reichsminister in Frankfurt war, zu statten und ich glaube, daß meine Anordnungen und Ratschläge bei der Besiegung des Aufstandes von Nutzen gewesen sind. Darauf bin ich stolz und werde es immer sein."

Während eines anderen Spazierganges, als wir über die weite Landschaft, Felder und Wälder, die Blicke gleiten ließen, kamen wir auf die bäuerlichen Verhältnisse zu sprechen und da sagte Schmerling: „Auch Ideen haben ihre Schicksale und gute Ideen sogar manchmal recht schlechte. Das war auch mit der sogenannten Robotablösung der Fall. Lange vor dem Jahre 1848 haben die Stände Niederösterreichs die Regierung gebeten, die Ablösung der Zehnt- und Robotpflicht durchzuführen, und haben dahin zielende Gesetzvorschläge unterbreitet. Hätte die Regie-

rung dieser Bitte entsprochen, so würden nicht die Matadoren der Revolution sich der Frage bemächtigt haben, um ihre Lösung in fast kommunistischem Sinne herbeizuführen. Die Frage würde nicht dahin entschieden worden sein, daß man den Bauern eine Sache um den dritten Teil ihres Wertes schenkte und die Entschädigung manchmal Personen aufgebürdet hat, die weder Herren noch Untertanen waren. Es gereicht dem Bemühen des ständischen Ausschusses zur Ehre, besonders den nationalökonomischen Standpunkt im Auge behalten zu haben. Die Vorarbeiten, die wir machten, führten zu einem vollständigen Elaborate; dieses enthält alle Punkte genau, die wir im Auge hatten. Sagen Sie allen, die sich noch heute dafür interessieren, sie mögen in dem Archiv der niederösterreichischen Landstände sich die Protokolle und Elaborate ausheben lassen und sie werden zugestehen, daß die Frage über Grund und Boden in besserem Sinne gelöst worden wäre, als es später der Fall war."

Einer der Staatsmänner, der ebenfalls nicht zu den Lieblingen Schmerlings gezählt werden konnte, war Doktor Alexander Bach. Schmerling hielt ihn für falsch. „Gegen seinen Ehrgeiz war nichts zu sagen," meinte er, „aber die List, die er öfters anwandte, hat mir nicht behagt." Doktor Bach war durch die Ereignisse den Ständen, welche sich durch bürgerliche Kräfte verstärkten, beigezogen worden und da war denn sein Sprechen und Vorlegen von Plänen und Reformmaßregeln hauptsächlich gegen den Justizminister Grafen Taaffe gerichtet. „Man sagt," fuhr Schmerling fort, „fortwährend, Alexander Bach sei ein starrer Zentralist gewesen, und in Ungarn hat er fast nur diesen Eindruck hinterlassen. Das war er aber durchaus nicht im Jahre 1848. Er nahm in einer Sitzung des ständischen Zentralausschusses Anlaß, sich über die Reform des Gemeindewesens zu äußern, und sprach, ich erinnere mich genau an seine Rede: ‚Wir sind so glücklich, daß jede Provinz noch eine Geltung hat. Bei uns ist die Zentralisation nicht auf den Punkt gekommen wie in Frankreich. Wien ist für Österreich nicht, was Paris für Frankreich. Die ganze neue Bewegung hat dahin gedrängt, den staatlichen Körpern die verlorene individuelle Berechtigung und die Autonomie wieder vollständig zurückzugeben. Es war eine Bewegung gegen das bureaukratische Bevormundungssystem.' Infolge der fortgesetzten Angriffe trat der Justiz-

minister Graf Taaffe zurück, aber sein Ankläger wurde nicht durch uns sein Nachfolger. Erst durch die Wünsche des ... Sicherheitsausschusses wurde der Ehrgeizige in den Schoß der Regierung erhoben."

Die Tage von Melk gingen zu Ende. Wir kehrten nach Wien zurück. Als der Zug in Sankt Pölten anhielt, waren der gesamte Gemeinderat, die Behörden und Honoratioren im Bahnhofe versammelt, um Schmerling zu begrüßen. Der Abgeordnete des Bezirks, Doktor Ofner, eilte heran, bestieg den Waggon, trat rasch Schmerling nahe und küßte ihm die Hand. Das waren die Tage von Schmerlings Glück.

* * *

Die Aufgabe dieser Schilderung ist, Schmerling und die Männer, welche seine nächste Umgebung bildeten, Freude und Leid mit ihm teilten, am Anfang mehr Freude, gegen das Ende mehr Leid, zu zeichnen. Seine Hausgenossen im Ministerium waren der bereits genannte Sektionsrat Artus und der Ministerialkonzipist Ferdinand von Erb. Beide haben sich später in dem Ministerium Auersperg-Lasser wieder zusammengefunden. Artus war damals noch immer Vorstand der Präsidialkanzlei und Erb Ministerialrat, ein kleiner Meister in österreichischer Politik, der die Sprachen fast aller Länder innehatte und sich am Schlusse seines Lebens als Sektionschef im Ministerium des Innern mit besonderer Sorgfalt und außerordentlichem Fleiße der Leitung des obersten Sanitätsrates hingab. Damals, zur Zeit Schmerlings, saß er im Vorzimmer des Artus und hatte nebst seinen zahlreichen Arbeiten auch eine Flut von Besuchern teils an sich vorüberziehen zu lassen, teils bei sich zurückzuhalten und abzuweisen, je nachdem. Diese Vorzimmer, durch die man zu den Chefs verschiedener bedeutender Abteilungen zu dringen hat, sind wohl eine Eigentümlichkeit österreichischer Ministerien, eine wahre Qual, die in der Mythologie als eine der größten unter einem besonderen Namen angeführt zu werden verdiente. Der Stuhl zur Seite des Beamten wird nie leer. Dabei muß der Konzipist oder Sekretär immer liebenswürdig sein, ein freundliches Gesicht machen und, was der Übel größtes ist, die Wahrheit verheimlichen und der Unwahrheit Worte leihen, niemanden zurückstoßen, hundertmal

im Tage den Herrn verleugnen. Und es war, ist und wird immer so bleiben, besonders in den halbliterarischen Bureaus, welche Gäste aus den Gebieten aller Bildungskreise zu beherbergen die angenehme Aufgabe haben. Aber anderseits hört der kleinere Präsidialbeamte im Laufe des Tages eine Masse von wahren und unwahren Geschichten, eine Menge von treffenden und nicht zutreffenden Bemerkungen und er ist im stande, seinem Chef, wenn er sonst mit der gehörigen Gabe des Hörens und Auffassens beglückt ist, einen umfassenden Tagesrapport zu erstatten. Dieser kommt auch manchmal dem Minister zu statten. Artus, müde von all den Arbeiten und vielleicht noch müder durch die Stunden des Nichtarbeitens, während welcher er still und ruhig den Konferenzen, die Schmerling mit seinen Freunden abzuhalten pflegte, beiwohnen mußte, war ein in seiner Art ganz ungewöhnlicher Mann. Er besaß den Gewinn des Wissens von dem, was er gesehen und erlebt hatte. Kein Zweifel, er war in einer Vorzugsstellung, aber, unbemittelt, mußte er auch seine Stelle unter Ministern von weniger liberalen Anschauungen einnehmen und sich von diesen gar oft mit scheelen Blicken anschauen lassen. Es waren einige darunter, deren Arbeitsfähigkeit und Ausdauer anerkannt werden muß, die aber die gleiche Gewichtsprobe auszuhalten auch von ihrer Umgebung verlangten. So erzählte mir Artus, der stets um neun Uhr des Morgens im Bureau erschien, daß einmal, als er unter Graf Belcredi um fünf Uhr des Abends den Minister ersuchte, sich auf die Dauer einer Stunde entfernen zu dürfen, ihn Graf Belcredi erstaunt ansah und fragte, wohin er sich denn begeben wolle? „Zum Essen," antwortete Artus. „Ach ja," sagte Graf Belcredi, „essen muß man ja auch."

In dem Zimmer, wo Sektionsrat Artus saß, das, wie ich schon gesagt habe, eine Art Vorsaal des Bureaus von Schmerling war, erschienen manchmal auch, entweder um sich eine Zeitlang niederzulassen oder einen kürzeren Weg nach den anderen Bureaus des Ministeriums zu suchen, der Minister des Innern, Ritter von Lasser, der später Baron wurde, und der Hofrat in diesem Ministerium, Herr von Wehli, der ebenfalls später baronisiert wurde. Lasser kam selten und hielt sich nie lange auf. Er arbeitete still, man kann sagen, zurückgezogen in seinem Bureau, in welchem es ihm nie an Beschäftigung

fehlte. Er war ein fleißiger Geschäftsmann; begabt und erfinderisch auf allen Gebieten innerer Politik, hatte er dem Staatsminister bei den Beratungen, welche dem Abschlusse der Februarverfassung vorangingen, die besten Dienste geleistet. Er dachte scharf, präzisierte mit großer Sach- und Formkenntnis und war der Mann, Gegensätze mit Liebenswürdigkeit auszugleichen. Er besaß ein konziliatorisches Wesen und eine scheinbar an Einfachheit grenzende Bonhomie, mit der er, wie ein gewöhnlicher Biedermann, die politischen Ulysseskünste in einer Versammlung anwandte. Wenn Schmerling im Reichsrat durch ein hartes Wort, das wie der Schlag eines Hammers auf den Kopf des Nagels niederfiel, etwas böses Blut gemacht hatte, so wurde Lasser vorgeschickt oder vielmehr so sprang er unaufgefordert ein und glättete die Wogen, auf die er das Öl seiner mitunter formvollendeten Sprache goß. Er sah aus wie eine jener Gestalten, welche der römische Cäsar als Ideale um sich zu haben wünschte. Er war rundlich, nicht leicht beweglich, aber scheinbar immer heiter in die Welt sehend, mochten auch noch so sehr Schatten sein Innerstes umziehen. Er trat nie absichtlich hervor, half und stützte Schmerling und wenn er zu ihm kam oder von ihm ging, so schien sein Wesen immer auszudrücken: Ich bin der Zweite, ich will nie mehr sein, nie mehr werden, aber ich bin „auch einer", ich weiß es. Dadurch wurde er in seinem Ministerium, dem des Innern, der Erste. Schmerling ließ ihn ziemlich unbehindert schalten und walten. Darum hatte man auch vollkommen recht, das Februarministerium „Schmerling-Lasser" zu nennen. — Herr von Wehli war von ganz anderer Art. Leicht beweglich, leicht bewegt, war er ein guter Sprecher. Er sprach viel, und da er eine sehr schöne, elegante Frau besaß und glänzende Abendgesellschaften gab, machte er gleichsam die Honneurs des Ministeriums, und auch Schmerling war häufig Gast seines Hauses.

Die Mitglieder des Preßbureaus im Staatsministerium waren Ministerialrat Fiedler und die Sekretäre von Falke und Schmidt-Zabierow. Fiedler war die liebenswürdigste, wohlwollendste Seele der Welt, ein Mann von klassischer Bildung, dessen Rede man aber leider nie verstand; denn nachdem er ein oder zwei Worte laut und lebhaft ausgesprochen hatte, verfiel er in ein Vorsichhinlispeln, das man fast Schweigen

nennen konnte. Wenn er einen Auftrag gab, mußte man, wenn man ihn verlassen hatte, sich sofort zu Falke begeben und diesen um Aufklärung der Weisung ersuchen, die man von dem guten Fiedler empfangen hatte. Falke von Lilienstein war ein Ungar mit deutscher Bildung und hatte unter Erzherzog Albrecht in der Ofener Statthalterei gedient. Er besaß literarische Liebhabereien, trotzdem er nicht so klassisch gebildet war und auch nicht die Ansprüche erhob wie Fiedler. Zu den größten Liebhabereien dieses Schweigers gehörte nämlich die Übersetzung der besten italienischen Dichter aus der Auferstehungszeit, und wer zu seinen Lieblingen gehörte, dem glaubte er keine größere Auszeichnung erweisen zu können, als wenn er ihm einige Sonette vorsprach oder eigentlich vorschwieg. Fiedler war ein Nachtarbeiter und oft erschien er in seinem langen grünen Mantel wie ein italienischer Schwärmer noch um elf oder zwölf Uhr Nachts im Dammschen Kaffeehause, wo unser Nachtquartier war, um sich mehr an den Gesprächen anderer als an dem Glase Kognak, das er nahm, zu erfrischen. Eine andere Passion Fiedlers bestand darin, daß er in den Abendstunden weit draußen in Lerchenfeld in einem Gasthause, wo man gutes Bier vorgesetzt erhielt, ein Glas oder zwei trank und dabei die mehr oder minder schöne Kassiererin fast ohne Unterlaß ansah. Es wäre auch ein Wunder gewesen, wenn der Freund italienischer Serenaden nicht für Frauenschönheit zu erglühen vermocht hätte. Schmidt-Zabierow, der als Landespräsident Kärntens gestorben ist, war der Schwiegersohn des berühmten badischen Staatsmannes Robert M o h l; er trug stets die deutschglühenden patriotischen Briefe des deutschen Politikers im Portefeuille und zeigte sie voll Stolz. Es wehte damals deutsche Luft im Staatsministerium.

Zu den fast täglichen Gästen im Saale des Sektionsrates Artus gehörte auch der Mitarbeiter der „Österreichischen Zeitung“, Herr Raffael B a s c h. Es war dies Schmerlings bester, aufrichtigster Freund, dessen offener Sinn und offenes Herz nur manchmal sich allzusehr aufbäumten und überschäumten. Was Basch dachte, was er für gut und recht fand, mußte heraus und dies oft in ziemlich derben Ausdrücken. Man hätte glauben sollen, daß Schmerling ein derartiges Benehmen zurückweisen würde, aber weit gefehlt: je eifriger Basch wurde — „Sie

werden grob," sagte manchmal Herr von Schmerling lächelnd — desto ruhiger wurde der Staatsminister, desto aufmerksamer hörte er zu, erwiderte, überlegte manchmal und schwieg hie und da, die Stirne runzelnd, wenn er, wie es schien, gefunden hatte, daß der kleine Journalist im Rechte sei, daß er nachgewiesen habe, Schmerling habe sich im Reichsrat einen Vorteil entgehen lassen, ein Unrecht geübt, oder es sei ihm eine kleine Ungeschicklichkeit entwischt. Basch hätte sich für Schmerling niederschlagen lassen, er kämpfte den ganzen Tag und vielleicht auch im Traum in der Nacht für seinen Herrn und Meister, den Herrn, den er selbst gewählt, von dem er nie eine Belohnung oder irgend einen Gefallen empfangen hatte, wie überhaupt keiner von uns. Manchmal jedoch schlug Schmerling, um dem Streite ein Ende zu machen, mit einem Scherzworte die Diskussion nieder, erhob sich, und Basch blieb betroffen stehen, denn er hätte noch viel zu sagen gehabt. Basch war später, Jahre hindurch, Korrespondent der „Neuen Freien Presse" in Paris.

Wir haben noch Doktor Perthaler nicht genannt, der eine Zeitlang Schmerlings goldene Feder gewesen ist. Doktor Perthaler, ein kleiner, feiner, stiller, in sich gekehrter Mann, war aus der Advokatenkarriere hervorgegangen, ein ausgezeichneter Jurist und ein brillanter politischer Schriftsteller. Er hat sich dem Staatsdienste zugewendet, als Herr von Schmerling Minister wurde, und war diesem bei den Beratungen der Februarverfassung hilfreich zur Seite gestanden. Von ihm stammt auch das berühmte Schmerlingische Programm mit dem Worte „Wissenschaft ist Macht" her. Perthaler war in den Bureaus des Ministeriums des Innern in den Jahren, während welcher ich dort aus und ein ging, nie zu sehen. Er war der unsichtbare Mitarbeiter der sichtbaren Werke des Staatsministers. Arbeiten, nur arbeiten ohne besondere Karriere, das war sein Schicksal.

Schmerling hat ihn sehr hoch gehalten und — redselig war er nie — wenn auf Perthaler die Rede kam, in den wärmsten Ausdrücken von seinem Mitarbeiter gesprochen. Perthaler wurde Oberlandesgerichtsrat und starb als solcher. Ein Mann solcher Art wäre später mit Titeln, Würden und hohen Bezügen überhäuft worden. Der Dispositionsfonds Schmerlings bestand eben in seiner machtvollen Persönlichkeit und in der Anhäng-

lichkeit und Aufopferung der Seinen. Allerdings loderten damals noch die Johannisfeuer der liberalen Zeit.

Die bewegtesten Wochen beim „Botschafter" brachten die Ereignisse vor und nach dem Fürstentage in Frankfurt. Wir hatten ja den Urheber dieser denkwürdigen Zusammenkunft der deutschen Fürsten in unserer Mitte, den bekannten Politiker Doktor Julius Fröbel. Er hat in seinem ausgezeichneten Werke: „Ein Lebenslauf, Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse von Julius Fröbel, Stuttgart 1891. Verlag der Cotta'schen Buchhandlung," ausführlich und anschaulich berichtet, man kann sagen, Rechenschaft darüber abgelegt, was er getan und gelitten. Es hat dieses Werk bei den Politikern in Österreich und Deutschland lange nicht den Erfolg gehabt, den es verdiente. Mit den Jahren werden wohl jene, welche die Geschichte Deutschlands und Österreichs erforschen, diese Hauptquelle für den Frankfurter Fürstentag benutzen. Fröbel hatte andauernd Reisen gemacht, um die großdeutschen Freunde in Deutschland, ja sogar England zu gewinnen und endlich eine Zusammenkunft in Rosenheim für den 7. und 8. September 1862 veranstaltet. An diesen Besprechungen nahmen teil Freiherr Gustav von Lerchenfeld, Graf Hegnenberg-Dux, Staatsrat von Wydenbruck, Freiherr von Varnbüler, Professor Wuttke, Doktor Onno Klopp, Graf Anton Auersperg, Professor Brinz und Freiherr von Gruben, so daß also Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover und Österreich repräsentiert waren, während Fröbel, wenn auch im Namen Österreichs, den großdeutschen Gedanken ganz im allgemeinen vertrat. Er hatte von preußischer Seite auf Rodbertus und Lothar Bucher gerechnet. Ersterer war krank, letzterer bei der Londoner Ausstellung beschäftigt. Den Baron Gruben, einen im Dienste des Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg stehenden jungen Herrn, hatte er nicht eingeladen. Als die Herren versammelt und in den Gegenstand eingetreten waren, wurde Fröbel herausgerufen. Vor der Türe stand ein ihm bis dahin unbekannter Mann mit einem an Fröbel gerichteten Briefe des Grafen Rechberg in der Hand, in welchem Fröbel gebeten wurde, den Überbringer an den Beratungen teilnehmen zu lassen. Fröbel konnte nicht umhin, diesen Brief den versammelten Parteigenossen mitzuteilen, welche sich, ob-

schon ungern und widerwillig, dem Wunsche des österreichischen Ministers bequemten und den Baron Gruben in ihren Kreis aufnahmen. Von dieser unscheinbaren Tatsache geht das Schicksal der großdeutschen Politik aus. Mit der Beteiligung Grubens an der Rosenheimer Zusammenkunft begann die Einmischung des durch jesuitischen Rat und eigenen Ehrgeiz getriebenen Hauses Taxis in die Leitung der Wiener Schritte. Die liberalen Freunde der Veranstaltung haben gleich nach ihrer Rückkunft von Rosenheim und zwar am lautesten Graf Anton Auersperg und Professor Brinz ihren Mißmut mir darüber ausgesprochen, sich in solcher Gesellschaft zu sehen. Ihre gute Reputation als Volksmänner würden sie auf diesem Wege, der geradezu in das ultramontane Lager führe, verlieren, da sei kein Heil zu erwarten. Es gelang nur mit Aufbietung aller Überredungskunst von seiten Fröbels und einigen Eifers auch von meiner Seite, die Herren zu bewegen, in dem Kreise zu bleiben und nicht durch ihren plötzlichen Austritt gleich am Beginne die Willigen stutzig zu machen.

Wenn sich auch Fröbel bei der Beschreibung der Zusammenkunft in Rosenheim und der späteren Verhandlungen selten ein namhaftes Detail entgehen ließ, so vermisse ich doch in seinem Werk eine kleine Anekdote, die er mir gleich nach seiner Rückkehr von Rosenheim mitgeteilt hat. Fröbel glaubte sich in Amerika sehr realistische Anschauungen in Sachen der Politik angeeignet zu haben, er war aber bei seinen an das Phantastische reichenden, wenn auch immer kunstvoll aufgebauten Plänen in manchen Dingen naiv wie ein Kind. Er vermochte Kraft und Macht nicht abzuschätzen — er wie viele andere. Dabei taugte sein vornehmes Wesen nicht in jene Welt, in der es sich rein erhalten zu können glaubte. Er war immer ein Gentleman gewesen und hat sich durch seine Heirat mit einer Dame, die er in Amerika kennen lernte, einer geborenen Gräfin Armansberg ganz in englische Art und Weise des Vertrauenheischens und Vertrauengewährens völlig eingelebt. So fein und vornehm, wie er als Mensch war, so gewählt und offen gab er sich als Charakter und selbst dann, wenn er einsah, daß er es mit Falschheit, List und Tücke, mit Intrige und allen politischen Unarten zu tun hatte. Er ließ nicht immer zum Wohle der

Sache die Feinde inmitten des Garbenfeldes und mußte manchmal, zu spät, zu retten versuchen, was noch zu retten war. Fröbel hatte vom ersten Augenblick an Herrn von Gruben durchschaut, die Kräfte, die ihn voranstellten, mit Sicherheit im Hintergrunde wahrgenommen und doch ließ er ihn nicht nur als Mitarbeiter gelten, sondern vertraute auch auf Herrn von Grubens Bitte ihm die Denkschrift an, in welcher er die Organisierung der großdeutschen Partei und Schritt für Schritt der Bewegung bis zum Frankfurter Fürstentage auseinandergesetzt hatte. Gruben nahm eine Abschrift, Baron Dörnberg, der später Graf geworden ist, der Fürstlich Taxissche oberste Güterverwalter, eine Art von kleinem Hausminister, reiste nach Wien, die Abschrift kam später in die Hände des Hofrates im Auswärtigen Amt, Baron Biegeleben, dieser stilisierte einiges um und sprach fortan nur noch von seinen Plänen. Von diesem Baron Gruben nun erzählte mir Fröbel, daß er bei einer ihrer ersten Zusammenkünfte eines Morgens wie ein Schwärmer vor ihn hingetreten sei und ihm mitgeteilt habe: „Heute nacht ist mir die Mutter Gottes erschienen und hat mich eindringlich ermuntert, alle meine Kräfte einzusetzen, damit der Frankfurter Fürstentag zum Wohle Deutschlands ausfalle."

Julius Fröbel war nicht gleich am Beginne, sondern erst nach einigen Monaten Mitarbeiter am „Botschafter" geworden. Er hatte mit der österreichischen Regierung, dem Staatsministerium, einen Vertrag abgeschlossen und bezog von derselben einen festen Jahresgehalt, vom Blatte aber kein Honorar. Fröbel erhielt die Information von dem Minister des Auswärtigen Amtes, Grafen Rechberg, und dem Staatsminister Ritter von Schmerling, mit welch letzterem er auch über die Aktion in Frankfurt ausführliche Beratungen pflog. Das Blatt hatte ferner die Aufgabe, die Verhandlungen Schmerlings mit den ungarischen Herren über den Ausgleich mit Österreich zu fördern, Korrespondenzen zu bringen; und an diesem zweiten Teile hat Fröbel nur geringen Anteil genommen. Darin und in anderen Fragen österreichisch-inländischer Politik war der Publizist Eduard Warrens tätig, welcher seine freiwillige Mitarbeiterschaft angetragen hatte und dieselbe auch in seiner glänzenden Manier führte. Nur war es für den Redakteur eines Blattes keine große Annehmlichkeit, mit Warrens zu arbeiten.

Den brillanten Redner in Bankangelegenheiten und glänzenden Schriftsteller beschäftigten tagsüber vorzugsweise seine Spekulationen und Besuche, die bei seinen wechselnden Vermögensverhältnissen oft recht zahlreich und unangenehm waren. Er war daher schwer zum Arbeiten zu bringen und kam selten vor später Abendstunde. Das war in den ersten Monaten der „Botschafter"-Zeit. Später stellte sich aber Eduard Warrens mit von uns anfänglich angestaunter Pünktlichkeit bereits in den Tagesstunden ein und blieb von Mittag bis zwei Uhr im Bureau, wobei oft Leute kamen, die nicht eben schriftstellerisch zugehörig aussahen. Je höher die Wogen der Börse gingen, desto mehr Galopins kamen ins Bureau, um Warrens Botschaften zu bringen und Aufträge in Empfang zu nehmen. Das Redaktionslokal befand sich in der Strauchgasse. Früher war Warrens in das Restaurant oder zu einem Goldarbeiter zu ebener Erde des Hauses gegangen und hatte von dort aus seine Noahtauben ausgeschickt. Er fand es jetzt aber bequemer, mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit die spekulative in unserem Redaktionslokal zu verbinden. Das war denn doch für ein Blatt von der Stellung des „Botschafters" zu Herrn von Schmerling und dem Auswärtigen Amte nicht reputierlich, und so sah ich mich genötigt, in aller Freundschaft den liebenswürdigen Mann zu bitten, den Zutritt in die Redaktion den Herren Kursausträgern von der Börse nicht ferner zu gestatten. Warrens erwiderte nichts, schien aber nicht gerade erfreut, blieb im Anfange hie und da und später ganz aus. Die Mitarbeiterschaft am „Botschafter" war ihm wegen des Kredits, den man nach seiner Stellung zur Regierung bestimmte, erwünscht gewesen, aber er gab lieber das Blatt auf als seine Geschäfte, die ihn manchmal zum Millionär gemacht hatten.

Als Redaktionsmitglied des „Botschafters", dem die Abfassung der Leitartikel über innere Politik anvertraut wurde, hatte ich Doktor Georg G r a n i t s c h, einen jungen Advokaturskandidaten, gewonnen, der sich in den letzten Jahren des Schmerlingschen Ministeriums Informationen beim Minister oder im Preßbureau holte. Sonst waren noch an dem Blatte tätig: Doktor Karl M e n g e r, später Nationalökonom und Professor, jetzt Mitglied des Herrenhauses, und Doktor Karl von T h a l e r, der die Rubrik „Ausland" redigierte und, da ich zu sehr beschäf-

tigt war, auch die Theaterkritik führte. Beide Herren waren später bei der „Neuen Freien Presse" tätig, Thaler ist es noch.

Julius Fröbel, der in der Mitte zwischen Schmerling und Rechberg stand, hatte eine schwere Aufgabe, mit beiden einander feindlichen Männern zu verkehren, seine Pflicht gegen Schmerling ganz zu erfüllen und doch seinem Charakter nichts zu vergeben. Er setzte Schmerling von allen wichtigen Vorkommnissen in Kenntnis, glich hier aus, förderte dort, aber es stand nicht in seiner Macht, den Sachen die Wendung zu geben, die er und Schmerling wünschten. So mußte er denn auch mit Betrübnis zusehen, wie Schmerling nicht dem Zuge nach Frankfurt beiwohnte, während Rechberg, der sich nie für den Frankfurter Fürstentag erwärmt hatte, die Vertretung des Unternehmens in der Stadt am Main führen sollte; Fröbel war ihm als publizistischer Beirat und Korrespondent für den „Botschafter" und Redakteur einer lithographierten Korrespondenz, die an alle Blätter des In- und Auslandes ging, beigegeben worden.

Wenn Fröbel Schmerling von den Intrigen und Schritten, die gegen ihn unternommen wurden, sprach, so hörte der Staatsminister ruhig zu, gab aber in der Regel keine Antwort. Er ließ es geschehen und ging geradeaus seinen Weg. Schmerling hatte es abgelehnt, mit den ungarischen Altkonservativen in Beratungen über den Ausgleich einzutreten, und fuhr im Gegenteile fort, mit Baron Eödvös, Graf Csaky und Tisza und anderen Liberalen zu unterhandeln. Mit einer seiner Politik entgegenstehenden Partei war ein Ziel, wie er es vor Augen hatte, nicht zu erreichen. Davon ging er nicht ab. Er war „guten Willens" und vertraute auf die gute Sache. War er bis Frankfurt Großdeutscher, so war er nun ganz und gar Großösterreicher. Darin ließ er sich durch nichts beirren. Er erzählte mir einmal, daß Graf Bismarck ihn während seiner Anwesenheit in Wien gefragt habe, wie er über das allgemeine Stimmrecht denke. Er habe geantwortet, er kenne die preußischen Verhältnisse nicht gut genug, um darüber zu sprechen, Österreich aber wären allgemeine Wahlen nicht förderlich.

So ernsthaft Schmerling im großen und ganzen war, so konnte er doch bei minder wichtigen Angelegenheiten ein klein wenig boshaft sein. Er ersuchte mich eines Tages, als Herr

von Lasser, Herr von Wehli und Lassers Faktotum in allen Bauangelegenheiten, Rat Zettel, das Wiener Operntheater nur aus Ziegeln mit Verputz bauen wollten, im „Botschafter“ einen Artikel zu schreiben, der entschieden für den Bau in Stein eintrat. Die Kundgebung erschien, und Herr von Lasser war, den Sachverhalt durchschauend, rasch bereit, den Bau in dem von uns angedeuteten Sinne zu beschließen. Das war sehr wohl getan. Man denke nur daran, daß dieses Haus jedes vierte oder fünfte Jahr vollständig von einem Gerüste hätte umgeben werden müssen, um all die Schäden, welche das böse Wiener Klima besonders auf der Nord- und Westseite dem Gebäude angetan hätte, auszubessern. Daß der Anblick unschön gewesen wäre, möchte noch dahingehen, aber die Gerüste würden überdies ein stets lange dauerndes Hindernis für den Zugang in das Innere des Hauses und für die Passage außerhalb desselben gewesen sein, von den Kosten nicht zu reden. Herr von Lasser mochte es einige Zeit lang nicht verschmerzt haben, beim Bau des Opernhauses beeinflußt worden zu sein, aber er sprach nie von dem gefallenen Plane, wie er überhaupt in amtlichen Angelegenheiten vortrefflich zu schweigen wußte.

Als einmal die Sprache auf die Anarchisten kam, sagte ich zu ihm: „Es ist ein Glück, daß Wien nicht unter denselben zu leiden hat.“ Er sah mich einen Augenblick lang eindringlich an und heute weiß ich, daß dieser Blick den Gedanken „ahnungsvoller Engel“ ausdrückte. Herr von Lasser sagte aber nur: „Glauben Sie? So, so!“ Einige Wochen später hatte es sich herausgestellt, daß Wien eine kleine Kolonie gefährlicher Anarchisten in sich barg. Aber sie wurden bald unschädlich gemacht, einige entflohen. Herr von Lasser war in steter Kenntnis ihrer Umtriebe gewesen, hatte einige gekauft und die anderen durch sie umsichtig überwachen lassen. — Später einmal — es war dies schon zur Zeit des Kabinetts Auersperg-Lasser — bat mich der Silberfabrikant Klinckosch, für den ersten seiner Arbeiter, der Befehl erhalten hatte, binnen drei Tagen Österreich zu verlassen, bei Lasser zu intervenieren. Es war dies ein Franzose, ein Künstler in seinem Fache und Klinckosch jammerte, einen solchen Arbeiter habe er nie besessen und werde er nie wieder erhalten. Herr von Lasser hörte mir ruhig zu, lächelte und sagte: „Klinckosch wird wohl an Ihrem guten Willen nicht zwei-

feln, aber sagen Sie ihm, daß ich Ihre Bitte abschlagen mußte. Ich kann Ihnen im Vertrauen mitteilen, daß der Franzose, welcher der ausgezeichnetste Mann seines Faches sein kann, eines der hervorragendsten Mitglieder der Kommune in Paris war. Sie werden begreifen, daß man einen solchen Künstler nicht ruhig in Wien lassen kann."

Doch kehren wir zum „Botschafter" zurück. Ich habe Fröbels Memoiren alle Anerkennung zu teil werden lassen. Im großen und ganzen mag er wohl selbst die verwickeltsten Intrigen durchschaut und dem Leser zum Verständnis gebracht haben; in Kleinigkeiten aber hat ihn sein Gedächtnis denn doch hie und da verlassen. So erzählt er über das Eingehen des „Botschafters" kurze Zeit, nachdem Schmerling abgetreten war, folgendes: „Die Regierung hatte an dem Vorgange keinen Anteil und ökonomische Beweggründe waren dazu auch nicht vorhanden. Das Blatt aber hatte unter der besonderen Protektion Schmerlings gestanden, hatte dessen Politik vertreten und Friedrich Uhl, auf dessen Namen die Konzession erteilt war und der also über Sein und Nichtsein zu entscheiden hatte, wollte als uncompromising man nicht hinter Schmerling zurückstehen. Er entschied sich dahin, die Zeitung eingehen zu lassen. Vier Wochen nach Schmerlings Rücktritt erschien die letzte Nummer mit einem von mir geschriebenen Schlußartikel, welcher als Epigramm das Programm des Blattes darlegte und daran eine Selbstbeurteilung schloß. Wie weit diese auch objektiv richtig gewesen sein mag — jedenfalls glaube ich, nachträglich behaupten zu dürfen, daß dem ‚Botschafter' die Achtung von Freund und Feind nachgefolgt ist." — Nun diese Darstellung ist in einzelnen Teilen unrichtig. Ich war nicht Konzessionär des „Botschafters", es gab damals gar keine Konzession mehr, sondern zuerst Redakteur und später Redakteur und Herausgeber. Der frühere Herausgeber, ein Vertrauensmann der Geldgeber des „Botschafters", war gestorben. Fröbel hatte mir mitgeteilt, daß eine Gesellschaft von englischen Spekulanten, welche, die Abenteuerin Madame Blaze de Bury an der Spitze, nach Österreich gekommen war, um finanzielle Gründungen größter Art zu unternehmen und dadurch Einfluß auf die Politik zu gewinnen, entschlossen war, den „Botschafter" zu kaufen und das Blatt in englischem Sinne umzugestalten — die Wiener Blätter waren

damals noch nicht anglisiert oder amerikanisiert — und Fröbel meinte, daß ich bei dieser Umwandlung zu Schaden kommen könnte. Ich schrieb daher ganz einfach eine Anzeige an die Staatsanwaltschaft und Polizei, worin ich erklärte, ich würde fernerhin als Herausgeber zeichnen. Das Gericht nahm dieses Stück zur Kenntnis, die Geldgeber schwiegen und Herr von Schmerling sprach nicht einmal von der Sache. Nach Schmerlings Rücktritt begab ich mich zum Minister und fragte ihn, ob er an die Spitze der verfassungstreuen Partei treten und mit seinen Freunden das Blatt weiterführen wolle. Er besann sich nicht lange und sprach kurz: „Nein!" Darauf sagte ich: „Erlauben Sie, Exzellenz, daß ich das Aufhören des ‚Botschafters' ankündige?" — „Tun Sie es!" Ich verbeugte mich, ging und bat Doktor Granitsch, welcher die Artikel über innere Politik schrieb, er möge die Güte haben, einen Artikel mit der Überschrift: „Hoch die Verfassung!" zu verfassen. Das geschah und so schloß das Blatt, wie es begonnen. Es erschien nur noch so lange, als die Abwicklung der materiellen Angelegenheiten es erforderte.

Einige Tage nach der kurzen Auseinandersetzung, die ich mit Schmerling hatte, bat er mich, als ich bei ihm vorsprach, ich möge veranlassen, daß ein in höchstem Grade anerkennender Artikel über den Grafen Nadasdy, den siebenbürgischen Hofkanzler, der ihn in der uneigennützigsten Weise unterstützte, erscheine. Nadasdys Berater war der eminent feine politische Kopf Baron Reichenstein, er leitete die Angelegenheiten Siebenbürgens ganz im Schmerlingschen Sinne. Der Ministerialsekretär Falke von Lilienstein, der ein Ungar von Geburt war und lange Zeit im Lande gedient hatte, unterzog sich auf meine Bitte diesem dem Grafen Nadasdy gewidmeten Liebesdienste, obwohl er nicht alsogleich dazu bereit war. „Ich bin kein Schriftsteller," sagte er, aber das ließ ich nicht gelten.

Einen Tag darauf traf ich Herrn von Lasser bei Schmerling und jener erzählte mir freundlich und ruhig, wie er immer war: „Am meisten gekränkt hat mich, daß Graf Belcredi bei der Übernahme des Ministeriums zu mir gesagt hat: Bitte, lassen Sie uns jetzt die Kassen revidieren! Und ich hätte ihm doch einige Zeit früher etwas recht Unangenehmes erweisen können. Ich begegnete ihm nämlich auf der Straße und, obwohl ich wußte, daß er sich in Wien aufhalte, sagte ich scherzend

zu ihm: ‚Wie, Exzellenz, Sie sind in Wien ohne Urlaub? Ich könnte Sie ja zur Verantwortung ziehen.‘ Graf Belcredi geriet einigermaßen in Verlegenheit, sprach kein Wort und wir verabschiedeten uns."

* * *

Einige Jahre später verließ ich Wien und lebte in Mondsee. Dort erhielt ich im Dezember 1871 einen Brief meines Freundes Ferdinand von Erb, in welchem er mich bat, nach Wien zu kommen; es sei die Möglichkeit vorhanden, daß Schmerling die Aufforderung erhalten werde, ein neues Ministerium zu bilden. Er setze aber den Freunden starr seine Abneigung entgegen und komme über „Nein! Nein!" nicht hinaus. Der Bruder des Präsidenten des Obersten Gerichtshofes, Hofrat Moritz sage, wenn irgend jemand Schmerling dazu bringen könne, seine Abneigung aufzugeben, so sei ich es allein. Erb schrieb mir deshalb mit der Bitte, nach Wien zu kommen und all meinen Einfluß bei Schmerling aufzubieten. Ich hätte mir nie zugetraut, Einfluß in so hohem Grade zu besitzen, aber ich wollte den Freunden nicht nein sagen und schrieb deshalb an Schmerling einen Brief, worin ich ihm anzeigte, daß ich nach Wien kommen werde. Schmerling scheint die Sache durchschaut zu haben. Er richtete bald darauf ein längeres Schreiben an mich, dem ich folgende Stellen entnehme:

„Lieber Freund! Ich hoffe, Ihr Versprechen, nach Wien zu kommen, wird erfüllt, und werde ich mich sehr freuen, Sie bei mir zu begrüßen. Aus unserem Familienkreise ist nicht viel zu melden. Die Theater besitzen wenig Interessantes und so gewährt auch ihr Besuch nicht viel Vergnügen. Doch ist es das einzige, welches uns noch außer Hause führt. Wer nicht zu den Verwaltungsräten geht, muß überhaupt den Salons entsagen. Denn wer nicht ein Börsemann ist, besitzt nicht die Mittel, Gäste zu empfangen. Man muß froh sein, eine Wohnung zu haben, um nicht auf der Straße zusammengeführt zu werden, wenn man nur Präsident eines Gerichtshofes ist und keinen fixen Fiaker halten kann. Unsere Unterhaltung ist mein Enkel, bereits Theresianist, aber wohlverstanden: Zahlzögling!

Morgen beginnt die Reichsratsunterhaltung. Da die Sachen jetzt ziemlich gut stehen, so bin ich, wie gewöhnlich, in die Winkel

gestellt worden. Meine Freunde werden mich wieder herausholen wollen, wenn die Periode der Gefahr beginnt. Aber ich denke, einmal wird meine schon an Schwäche grenzende Gutmütigkeit, mich in die Bresche zu stellen, ohne den geringsten Dank, ja ohne die geringste Anerkennung meiner Freunde zu haben, ihr Ende finden! Meine herzlichsten Grüße an Gattin und Tochter! Ihnen drücke ich freundlichst die Hände.

Wien, 26. Dezember 1871. Ihr Freund Schmerling."

Ich kam bald darauf des Abends zu Schmerling und knüpfte das Gespräch an seinen Brief an. Ich sagte, es würde doch möglich sein, daß er noch einmal an die Spitze eines Ministeriums trete. Er widersprach, sagte nein, oftmals nein, machte Einwendungen aller Art, wurde aber im Laufe der Unterredung weich. Ich brachte alles vor, was mir Verstand und mein warmes Herz, das an ihm hing, eingaben. Auch wußte ich, wie sehr er an der Macht hing, an der Macht, seine Grundsätze zur Geltung zu bringen, dem Vaterlande Gutes zu tun. Kurz, bevor ich mich verabschiedete, ließ ich mir die Hand von ihm darauf geben, daß er, sobald der Ruf an ihn erginge, nicht nein sagen werde. Er lächelte und sagte: „Nun ja. Da ist meine Hand!" Ich blieb nur so lange in Wien, bis ich Erb und Moritz von Schmerling mit der Unterredung und ihrem Ergebnisse bekannt gemacht hatte, und kehrte wieder nach Mondsee zurück.

Später einmal, als ich wieder nach Wien kam, sagte mir Schmerling: „Haben Sie nicht Lust, meinen Roman zu schreiben?" Ich blickte ihn fragend an und er sagte: „Nun ja, meine Erinnerungen!" — „Gewiß, mit größtem Vergnügen!" — „Nun, da können Sie bald beginnen. Sie haben ja jetzt nicht gar so viel zu tun!" Er übergab mir eine fingerdicke Rolle eigenhändiger Aufzeichnungen seiner Erlebnisse im März 1848. Wir verabredeten, wöchentlich einmal zusammenzukommen. Er erzählte, ich notierte das Gehörte und so ging die Arbeit recht gut vorwärts. Später aber begann Schmerling sich meines Erachtens zu sehr über Einzelheiten zu verbreiten, und eines Tages kündete er mir an, er wolle vom Kabinettsdirektor Baron Braun die Erlaubnis erbitten, die Protokolle aus der Zeit seines Ministeriums nach Hause nehmen und studieren zu dürfen. Damit war, wie sich sofort herausstellte, der Plan, den ich ihm oft und oft vorgehalten, seine Lebensgeschichte kurz und bündig, nur

dem Zuge der Politik im großen und ganzen folgend, festzuhalten, durchbrochen, Schmerling wurde, je mehr er in das Studium der Protokolle geriet, immer breiter und breiter, so daß ich ihm vorschlug, ich werde einen Stenographen beiziehen und, wenn die Niederschrift vollständig vorliegen würde, die Redaktion des Ganzen übernehmen. Er war damit einverstanden und so wurde später die Abfassung der Denkwürdigkeiten, teils in meiner Gegenwart, teils ohne mich, langsam fortgesetzt.

Es ist leider so gekommen, wie ich es vorausgesehen habe, die Erinnerungen wurden nicht völlig abgeschlossen, denn verschiedenartigste Störungen drangen ein, und für mich war bei dieser Arbeit, da meine Leitung sich vorläufig als vollständig unnütz erwies, nichts weiter zu tun. Indessen wollte ich mich wenigstens dem verehrten Manne nützlich erweisen, und so war es mir im höchsten Grad erfreulich, als die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart mich infolge der in den Zeitungen verbreiteten Nachricht, daß ich bei der Verfassung der Memoiren Schmerlings beteiligt sei, bat, dahin zu wirken, daß sie mit der Herausgabe des Werkes betraut werde. Ich bat Schmerling, die Memoiren seinerzeit bei Cotta erscheinen zu lassen, er sagte gerne zu und betraute mich mit der Führung der Sache. Darüber vergingen einige Monate, und erst an einem schönen Sommertage konnte ich von Mondsee nach Ischl, wo Schmerling wohnte, die Nachricht überbringen, daß die Cotta'sche Buchhandlung unter diesen und diesen Bedingungen bereit sei, das Werk Schmerlings herauszugeben. Der Termin war weit hinausgerückt. Der Frühherbst kam und Schmerling wurde vom Schlage gerührt. Es erfolgte später ein wiederholter Anfall; ich besaß den Vertrag in zwei Exemplaren, aber es war nicht daran zu denken, Schmerling denselben vorzulegen. Endlich besserte sich sein Zustand, er saß wieder in seinem Lehnstuhle und ich legte ihm den Vertrag vor. Er zauderte, schwankte, endlich entschloß er sich und setzte mit zitternder Rechten seinen Namen unter den Vertrag. Es war ihm das recht schwer geworden und ich kam mir vor, als setze ich ihn einer Tortur aus. Die Hand, die einst so mächtig gewesen, war schwach, fast unbeweglich, und der Mund, dessen Beredsamkeit auf Männer und Frauen so bestimmend und gewinnend gewirkt hatte, schmerzhaft verzogen, nicht mehr dienstwillig. Das war der letzte Dienst, den ich Schmerling erwiesen.

V

Briefe vom böhmischen Kriegsschauplatz

Olmütz, 17. Juni 1866.

Es ist alles geschehen, um die österreichische Armee in Raserei zu versetzen.

Wer das österreichische Offizierskorps kennt und weiß, zu welcher Höhe sich der Begriff der Ehre in demselben potenziert hat, der kann die Wirkung der Schmähungen ermessen, welche zuerst mit ihren Stacheln reizten, dann, je schärfer und massenhafter sie gegen uns drückten, gärendes Gift in die Adern spritzten. „Wir", hieß es, „sollen Plünderer sein, unser Feldherr, unser Benedek, Führer ungezügelter Horden, ihnen gleich, ja so recht ihr Haupt?"

Als in Olmütz diese Anschuldigungen in einem Kreise von Offizieren aus der eben angekommenen Zeitung vorgelesen wurden, sah man sämtliche Gesichter erblassen; ein allgemeines Stampfen mit dem Fuße, bei dem die Säbel klirrten; niemand aber sprach ein Wort. Stille folgte. Dann setzte man das Gespräch fort, das durch die Vorlesung unterbrochen wurde.

Der Führer der Nordarmee ist der erste seiner Offiziere, der echte österreichische Soldat; auch er wartet, bis der Kriegsherr befiehlt. Als Benedek gefragt wurde, ob die Feindseligkeiten bald beginnen würden, antwortete er: „Vorerst müssen wir lesen: ‚An meine Völker!' dann kommen wir."

Das ist so Benedeks Art und Weise, außer dem Dienste zu sprechen und zu scherzen. Er wandelt in seinen spärlichen Mußestunden in den Gassen von Olmütz herum wie ein guter Geist und ist da eine Art von kleiner Vorsehung. Er tut gute Werke, wo er nur kann. Er ist aber auch im Hauptquartiere der frohe,

fröhliche Mensch. Sein Mund fließt über von guten Worten, und kaum daß eines gefallen, erzählt ein Mann es dem anderen.

Benedek hat in Olmütz sein Hauptquartier in dem Palais des Erzbischofes aufgeschlagen. Es ist dies ein abseits liegendes weitläufiges Gebäude, das sich dem Zutretenden in zwei Fronten, welche einen rechten Winkel bilden, präsentiert. Zwei ebenfalls im rechten Winkel der Residenz gegenüberstehende Häuserreihen schließen mit ihm einen Platz ein, auf welchem ein kleiner Akazienhain seine graziösen, gefiederten, lichtgrünen Federbüsche leicht im Winde bewegt. In diesem Palais arbeiten Benedek und sein Stab. Es geht hier ziemlich stille her. Kein Prunk, kein Pomp, so wenig als möglich Bewegung nach außen zu, desto anhaltendere und ausdauerndere Arbeit in den Gemächern. Wenn nicht Soldaten des Regiments „Belgien", dem Hauptquartier als Wache zugeteilt und als solche an den schwarz-gelben Bändern kenntlich, welche sie am linken Arme tragen, ab und zu eilen würden, könnte man glauben, der Feldherr sei noch nicht eingezogen und der Kirchenfürst habe seine Winterresidenz noch nicht verlassen.

In der Nähe des Palais liegen die Residenzen der Domherren. Eine derselben bewohnt der General-Artilleriedirektor Erzherzog Wilhelm. Es ist dies dieselbe, in welcher der gegenwärtige König von Preußen residierte, als er kurz vor Ausbruch des letzten orientalischen Krieges nach Olmütz gekommen war, um das österreichische Bundeskontingent, das jetzt gegen ihn aufgeboten ist, zu inspizieren. Damals sah Olmütz eine glänzende Gesellschaft. Der Kaiser von Rußland und dessen Thronfolger hatten sich am Hoflager eingefunden, um der großen Truppenschau beizuwohnen und sich zugleich von der Haltung Österreichs den Ereignissen gegenüber, die sich vorbereiteten, Kenntnis zu verschaffen. Die Schatten der Zukunft lagen schon damals auf der mächtigen Stirne Nikolaus I., der, als er dem Kaiser das Kürassierregiment, dessen Inhaber er war, an der Spitze desselben reitend, vorführte, im ganzen Regimente nicht seinesgleichen hatte. Und als auf dem Blachfelde außerhalb Olmütz, wo sich das Lager befand, beim Glockenzeichen des Gottesdienstes alles die Kniee beugte, die unübersehbare Armee, der Kaiser unter dem Zelte und rings um ihn her seine ganze Suite — und

von allen allein der Kaiser Nikolaus, das Haupt seiner Kirche, stehen blieb, weithin leuchtend in der weißen Kürassieruniform, da stand er da, einem Kolosse gleich.

Dies Olmütz sieht jetzt in seinen Mauern das Hauptquartier der Nordarmee. Ein Hauptquartier! Welche Vorstellung macht sich davon mancher! Eine Fülle von Generalen und glänzenden Offizieren, überall Leben und Bewegung; hin und her eilende Ordonnanzen, einhersprengende Adjutanten, Trommelwirbel unaufhörlich, Trompetengeschmetter, Revuen, Klang der Musik, Fanfaren, in den Mußestunden alle Kaffeehäuser und Gasthäuser überfüllt, Musik auf dem Platze, hin und her wandelnde Offiziere; großer Zapfenstreich mit Fackeln und einer Unzahl von Kapellen — von alldem sieht und hört man in Olmütz fast gar nichts. Olmütz war belebt gegen jetzt mitten im Frieden. Alle Regimentsmusiken zogen mit den Stabsbataillonen fort. Die Besatzung der Festung bilden — nun, den bestehenden Vorschriften gemäß sagen wir: andere Bataillone. Und diese arbeiten rastlos außerhalb der Stadt. Aber das Hauptquartier? Das Hauptquartier arbeitet ebenfalls rastlos den ganzen Tag über in den Bureaus; es bereitet alles für den Beginn des Feldzuges vor. Das ist zwar nicht amüsant für uns müßige Zuschauer, aber sehr notwendig für den Staat. So brennt denn die Sonnenglut auf das heiße und schlechte Pflaster von Olmütz nieder, auf leere, fast ausgestorbene Straßen. Aber wo ist denn die Nordarmee? In den kleinen Städten, in den Dörfern, weit verteilt, zweckmäßig für das Heer, weniger drückend für Bürger und Bauer. Kommt man Abends in ein Dorf, wo grüne Bäume einen kühlen Platz beschatten, da hört man plötzlich Militärmusik, und Stabsoffiziere und Soldaten im friedlichsten und freundlichsten Verkehre mit Bürgern und Bauern erfreuen sich bei Speise und Trank an den Weisen der Kapellen, ohne welch letztere die kleinen Städte Österreichs ihren ganzen Zusammenhang mit der Kunst und oft ihre Geselligkeit verlieren würden. Wir gehören zu den wärmsten Verteidigern der Militärmusik.

Aber B e n e d e k? Den sieht man in Olmütz nicht zu häufig. Des Morgens sechs Uhr fährt er fort, bald hierhin, bald dorthin, oft auf ziemlich weite Entfernung, um die Truppen zu besichtigen. Nachmittags erst kehrt er zurück, arbeitet und

empfängt, und um fünf Uhr begibt er sich zur Tafel. An derselben nehmen täglich gegen vierzig geladene Personen des zahlreichen Hauptquartieres teil, bald dieser, bald jener, und täglich ist die Armee auch durch Soldaten, meistens dekorierte, vertreten. Die Tafel ist einfach und gut, weißer Österreicher und roter Ungarwein beleben die Stimmung, noch mehr aber Benedek selbst durch seine Fragen und Antworten, die immer auf den Kern der Person zielen und ihn immer treffen. Man muß stets eines Überfalles gewärtig und bereit sein, Rede zu stehen.

Nach der Tafel werden im anstoßenden Saale Liköre und Zigarren gereicht; den Likör schenken die jüngsten Offiziere ein. Die jungen Ordonnanzoffiziere Benedeks, den besten Familien angehörend, sind bekannte treffliche Reiter, und sie üben auch ihren neuen Dienst, das Einschenken des Likörs, mit einer Grazie, wie man es von den elegantesten jungen Männern Wiens nicht anders erwarten kann. Einer und der andere der Herren soll zwar im Anfang etwas schüchtern gewesen sein. Er kredenzte einem alten Oberst ein Glas und wollte sich rasch mit der Bouteille entfernen. „Halt!" rief Benedek. „Warum eilen Sie davon? Haben Sie den Obersten gefragt, ob er nicht noch ein zweites Glas wolle? Er sieht mir ganz danach aus. Immer frisch drauf los einschenken!" So übt Benedek seine „Kiebitze" im Krieg und Frieden. Er wird sie in jeder Lage bewährt finden. Der Ausdruck „Kiebitze" ist den jungen Ordonnanzoffizieren aus dem italienischen Kriege unter Radetzky geblieben. Hackländer hat ihn in die Literatur eingeführt. Weiß man auch, woher er stammt? Ich habe es auf der Fahrt nach Olmütz, die ich dieser Tage in Familienangelegenheiten unternahm, erfahren. Major Haizinger, der Sohn unserer verehrten Künstlerin, besaß einen Hund, den er ins Feld mitgenommen hatte und den er, guter Laune voll, stets mit gespitztem Munde rief. Der Racker hieß „Kiebitz". Wenn man den Hund erblickte, schrie alle Welt: „Kiebitz!" Haizingers Kamerad war damals der Ordonnanzoffizier Graf Schönfeldt, jetzt sein Schwager, der Gemahl Luise Neumanns. Einmal wollte „Kiebitz" dem ewig rufenden Haizinger nicht zugehen, und Graf Schönfeldt half ihm lachend bei dem Rufe „Kiebitz". Das scheuchte den Hund nur noch mehr. In komischem Ärger rief Haizinger: „Du bist auch ein Kiebitz," welcher Name sich auf alle Galopins aus-

dehnte und so Hackländer Gelegenheit gab, das militärische Wörterbuch unter herzlichem Lachen aller Beteiligten, welche den Spaß stets gut aufnahmen, zu bereichern. Jetzt sorgt der Feldzeugmeister Benedek dafür, daß seiner Umgebung die gute Laune nicht fehle. Freilich hält er auch ganz Olmütz in Atem, den Freund — so wie später den Feind. Olmütz spricht den ganzen Tag über von dem, was Benedek am Abend vorher gesagt. Nach dem Speisen sieht man den General gegen das Kaffeehaus „Hirsch" auf dem Platze heranschreiten. Der Feldzeugmeister ist stets was der Soldat „proper" nennt. Die Mütze auf dem Kopfe schattet leicht das wettergebräunte, leuchtende, blühende Gesicht mit den scharf, aber gerade blickenden Augen und dem leicht auf ungarische Art aufgedrehten Schnurrbarte. Benedek, sonst an Magen und Leber leidend und jeden Sommer den Brunnen suchend, sieht heute besser aus als je. Ich glaube, er hat durch die Aktion, in die er geraten, vergessen, daß er jemals krank war. Seine mittelgroße schlanke Gestalt, welcher der blaue Rock wie angegossen sitzt, und die um die Mitte fast zum Umspannen, leicht biegsam ist, bewegt sich langsam, in größeren Schritten ruckweise vorschreitend — nicht so stramm in der Haltung der etwas vorgebogenen Kniee, als im kerzengeraden Oberkörper. So geht Benedek, die Frauen höflich grüßend, durch die Gassen. Er bleibt oft stehen, um Soldaten anzusprechen, und sofort ist der Kreis des Publikums gebildet. Man will hören, was er sagt. Als er nach Olmütz kam, konnte er kaum vorwärts. Alles eilte ihm nach, alles rief, schrie, jubelte ihm zu. Die Soldaten liefen um die Ecken, um ihm zuvorzukommen und ihn nochmals salutieren zu können, und als er zum ersten Male gegen das Café Hirsch kam, war er von „Hoch" schreienden Soldaten so umringt, daß er ihnen zurufen mußte: „Aber schreit nur nicht so!" Benedek ist der Abgott der Soldaten. Er versteht es, für sie zu sorgen, er weiß sie zu behandeln, zu gewinnen, mit ihnen umzugehen, mit ihnen zu sprechen. Er spricht stets mit ihnen „in Bildern und Gleichnissen". Er weiß, daß der österreichische Soldat seinem Führer zu folgen gewohnt ist, und das beste Mittel, daß er ihm mit Liebe folge, ist, dem Krieger Liebe zum Feldherrn einzuflößen. Benedek hat die Gabe, durch einzelne Züge, durch sein Beschäftigen mit einzelnen, in jedem einzelnen den Glauben zu erwecken, das Auge des Feld-

herrn ruhe auf ihm. „Er sorgt für jeden!“ heißt es, und darum liebt ihn jeder. Und die Offiziere verstehen dies. Sie wissen, warum er strenge nach oben, huldreich nach unten ist. „Wie heißen Sie?“ fragte er einen Offizier. — „Graf N.,“ lautete die Antwort. — „Ich heiße Benedek!“ Einem mit der goldenen Medaille dekorierten Reservisten, der die Medaille verkauft, um Weib und Kind das Geld zurücklassen zu können, damit sie leben, und der vor dem Feldzeugmeister nur mit der Schleife erschienen war, ließ er sogleich, als er sich überzeugte, daß der Mann die Wahrheit gesprochen, fünfundzwanzig Gulden auszahlen. Einen noch nicht fünfzehn Jahre alten Offizier, der kaum Jüngling geworden, bat er, zu kommen, wenn er älter und stärker sei, er könne doch jetzt noch nicht alte Unteroffiziere kommandieren. Als ihm ein hoher Herr Zigarren präsentierte, gab er eine davon einem Soldaten mit den Worten: „Da, damit du einmal auch was Gutes rauchst!“ Als ihm der „Armeegewaltige“, ein Gendarmeriemajor gewaltigen Körperbaues, vorgestellt wurde, bekanntlich der Mann, der im Felde mit jedem, der sich vergeht, kurzen Prozeß machen kann, sagte er zu ihm lächelnd: „Seien Sie nur nicht gar zu grausam!“

Allein nicht nur die Soldaten, auch die Bürger lieben Benedek, und auch ihnen erweist er in Olmütz alle Freundlichkeit. So fragte er einen Knaben, der ihm stets nachlief und ihn ansah: „Warum siehst du mich denn so an?“ — „Ich will Sie halt sehen!“ — „Was ist dein Vater?“ — „Drechsler.“ — „Hast du fleißig gelernt?“ — „O ja, und ich spreche vier Sprachen!“ — „Vier Sprachen! Welche?“ — „Italienisch ...“ — Benedek überzeugte sich, daß der Knabe wirklich Italienisch rede, und fuhr fort: „Möchtest du Soldat werden?“ — „O ja.“ — „Nun, warum tust du keine Schritte?“ — „Mein Vater ist schon viermal eingekommen, aber man nimmt mich nicht in das Erziehungshaus.“ Benedek überzeugte sich, daß dem so sei, und brachte den Knaben in ein Erziehungshaus.

Ich sah Benedek auch in einem Garten der Schießstätte inmitten des Publikums. Er kam mit zwei Adjutanten und ließ sich Bier reichen. Da ging eine Magd mit einem Kinde vorbei. Er rief sie heran, nahm das Kind, setzte es vor sich auf den Tisch, zeigte ihm das Glas Bier, und als das Kleine die Händchen danach ausstreckte, hielt er ihm das Glas zum

Munde, ließ es herzhaft daraus trinken und leerte dann selbst das Glas.

So ist Benedek, den sich die Preußen vorstellen wie einen — Tamerlan.

* * *

Pardubitz, 3. Juli, Nachts.

Mitten in die Hauptereignisse geworfen, nach einer abenteuerlichen Fahrt von Wien aus, der in Brünn plötzlich dadurch Halt geboten wurde, daß kein Zug weiter verkehren durfte — einer Fahrt, die ich durch zufälliges Zusammentreffen von Umständen glücklich bis hierher fortsetzen konnte ... ich reiste von Wien am Samstag abend ab und kam hier erst gestern, Montag, Mittags an ... nach drei Nächten, die ich in Waggons aller Art zugebracht, ohne bis jetzt Kleider wechseln zu können, muß ich doppelt um Nachsicht bitten. Und diese wird mir werden, wartet doch ganz Wien auf Meldungen über die heutige Schlacht. Ich versuche demnach zu ergänzen, was heute meine Telegramme aus Königgrätz und Pardubitz lückenhaft gemeldet.

Erst gestern Abend, sechs Uhr, ging ein Militärzug von hier nach Königgrätz. Es wurde mir freundlichst gestattet, denselben zu benützen, und so kam ich nach einstündiger Fahrt im Bahnhofe der Festung an. Ich fuhr auf der Lokomotive, um die Gegend zu betrachten, um nach dem nordöstlich liegenden Josephstadt — dem sich gegen fünf Uhr preußische Patrouillen genähert hatten, welche aber vertrieben wurden — auszulugen, und nach Nachod, das mehr rechts gegen den Horizont zu liegt, wo blaue Höhen sich scharf von dem schwefelgelben Abendhimmel abrändern. Das ganze Terrain ist ein wohlangebautes, ziemlich wasserreiches Acker- und Wiesenland, das weiterhin in wellenförmige Hügel übergeht und mit waldreichen Höhen schließt. Noch bedecken Körnerfrüchte aller Art hier die Felder, und Strecken mit buntblühendem Mohn lachen stellenweise daraus hervor. Einen Teil der Armee, Waffen aller Art, dem ersten Armeekorps angehörig, sah ich links von der Bahn gelagert. Im Bahnhofe herrschte das regste Leben und Treiben, Kommen und Gehen, Auf- und Abladen von Geldsendungen, Proviant und so weiter. Lange Wagenzüge standen da. Auf offenen Wagen hatten geflüchtete Familien ihr Haus eingerichtet. Der

Waggon ist mein Haus, konnten sie sagen, für wie lange wußten sie nicht anzugeben. Sie sprachen überhaupt wenig und weinten um die Frauen, von Kindern in großer Anzahl, und in geringer von geretteten Habseligkeiten umgeben. Gerettet standen auch hier die sächsischen Lokomotiven, Flüchtlinge, die am wenigsten gelitten haben, die aber noch längere Zeit wandern werden müssen, bis sie wieder zwischen Reichenberg-Zittau, dem ehedem so friedlichen Industriebezirk, der jetzt so großen Kriegsleiden und Drangsalen ausgesetzt ist, dahindampfen.

Rechts von der Bahn, jenseits des Bahnhofes, liegt Königgrätz, emporragend über die Gegend, mit Kirchen und Gebäuden; die Flachgründe, die es umgeben, sind unter Wasser gesetzt. Im Halbbogen führt eine Straße nach der Vorstadt, und nachdem ich einige Minuten weit gegangen war und mich zwischen Fuhrwerken aller Art, Truppen, Posten, dahinsprengenden Reitern, eilenden und rasselnden Munitionskarren, dem Hauptquartier zueilenden, eben angekommenen Ärzten und Offizieren durchgewunden hatte, gelangte ich zu einem einstöckigen freistehenden Gasthause, vor dem großes Gedränge herrschte. Generalstabsoffiziere standen unter dem Haustore, Ordonnanzen eilten hin und her, und Soldaten mit den bekannten schwarzgelben Armbinden gingen ein und aus. Ein Ulanenmajor sprengte heran, ein weißes Sacktuch in der Hand, und hielt. „Hier sehen Sie ‚Kolatschen‘“ (Kuchen nach böhmischer Art), sagte er zu mir, „die bringe ich nach Hause; wir haben wenig zu essen.“ Der lächelnde, freundliche Sprecher war Prinz Louis Rohan, Ordonnanzoffizier des Grafen Clam-Gallas. Nachdem ich mich vorgestellt und erfahren hatte, daß ich das Korrespondenzbureau, das aufzusuchen ich gekommen war, am selben Tage nicht mehr erreichen könne, da der Weg dahin drei Viertelstunden weit, und Roß und Wagen nicht zu haben sei, wollte ich zum Bahnhofe zurück. Ich sah empor zu dem Hause, da warf die eben untergehende Sonne ihr gelbrotes Licht auf zwei Generale, die am offenen Fenster standen und eine Karte betrachteten. Der eine blickte ruhig, fast lächelnd darauf, der andere wies mit dem Finger auf mehrere Punkte der Karte und hatte das lebhaft bewegte Antlitz dem kleineren General, dem Manne mit dem aufgedrehten Schnurrbarte, zugekehrt. Es waren dies der Feldzeugmeister Benedek und

der Chef des Generalstabes, Baron Henikstein. Kurz vorher hatte hier ein Kriegsrat stattgefunden. Ich trat den Rückweg an. Es fing an zu dunkeln. Die Feuer der Biwaks flammten empor. Nur im Bahnhofe Leben, sonst ringsum Stille, die ab und zu von Trompetern, welche Retraite bliesen, unterbrochen wurde. Nachdem ich vernommen, daß kein Zug mehr nach Pardubitz abgehen dürfe, und so glücklich war, ein Stück Brot und ein Glas Wein durch besondere Liebenswürdigkeit eines Bahnbeamten, der mir die Hälfte seines Proviants abtrat, zu verzehren, legte ich mich im Waggon nieder und schlief auf der Bank — ich fange an zu glauben, daß man nur im Waggon schlafen kann! — bis zum anbrechenden Tage.

Abends war der Himmel klar; am Horizont schien ein Wetterleuchten den austobenden Kampf des Tages abzuschließen.

* * *

Hohenmauth, 4. Juli 1866.

Als ich Dienstag nachts, den Brief an Sie in der Hand, in den Bahnhof trat, rief man mir entgegen: „Wo ist Ihr Gepäck? Rasch, eilen Sie, wir fahren! Es ist der letzte Zug, wir führen alles weg!" Ich fragte nicht weiter, ich wußte alles. Was ich um neun Uhr geahnt, worüber mir aber niemand Auskunft geben konnte, das stand jetzt in voller Gewißheit vor mir. Das späte Geschützfeuer war nur noch das letzte Seufzen der Unterlegenen, das Freudenfeuer der Sieger. Ich holte meine Sachen und vernahm, es dürften nur Militärs mit dem Zuge fahren. Dank der Bemühung eines Freundes gelang es mir jedoch, Aufnahme zu finden, und ich bekam in dem Coupé, das man mir angewiesen, Gesellschaft. Sie bestand aus einem Hauptmanne von den Jägern, dem Grafen Cerini, der mit zwei Kompanien einen Wald gestürmt, dem das Pferd erschossen wurde, der dann nochmals stürmte und später mit einem kleinen Häuflein, dem kleinen Reste der braven Schar, weichen mußte. Er erhielt einen Streifschuß ins Genick, der ihn nicht schwer verletzte, aber seine Nerven erschüttert haben mußte, denn er fuhr aus dem Schlafe, in welchen der todmüde Mann bald verfiel, häufig, an allen Gliedern zuckend, empor. Später kam noch ein Hauptmann, welcher dem Hauptquartier zugeteilt gewesen war. Wir saßen

im Waggon von Mitternacht bis fünf Uhr Morgens. Fortwährend trafen Verwundete und Versprengte ein, die baten, daß man sie mitnehme. Auf dem Eisenbahnwege von Opatowitz her, der Station zwischen Pardubitz und Königgrätz, langten zu Fuße Soldaten einzeln und in Truppen an. Sie konnten nicht mehr gehen, sie schoben sich vorwärts mit dem letzten Reste ihrer Kraft; voll Blut und Schmutz, warfen sie sich auf den Boden unweit der Schienen, nachdem sie noch ihre Gewehre zusammengestellt, und schliefen im nächsten Momente. Die Preußen hatten bereits ihre Vorposten bis Opatowitz vorgeschoben. Ein kurzer Vormarsch und wir alle waren in ihrer Hand. Doch lag das nicht in ihrer Absicht, oder sie waren selber erschöpft. Bis zum anbrechenden Morgen, der den Schlachtrayon vergoldete, blieb der Bahnhof ruhig, wenn das Jammern und Stöhnen der Herbeieilenden, unter denen Weiber und Kinder, das Zusammenschieben aller Lokomotiven und Waggons, die man retten wollte und die unaufhörlich rasselten und keuchten, den Begriff der Ruhe zuläßt. Endlich ging es ab. Es war ein Zug aus Zügen, unendlich lang, sich unendlich langsam vorwärtsschiebend.

In der Morgensonne sahen wir die Trains auf allen Straßen sich strahlenförmig fortbewegen. Also ein kompletter Rückzug. Kavallerie war teils im Biwak auf den Feldern an der Bahn, teils ritt sie bereits landein. So gelangten wir auf die Station, die Hohenmauth zunächst liegt, und schritten von da zu Fuße in Gesellschaft des Hauptmannes, der in das Hauptquartier eilte, dem Städtchen zu, rasch, soweit es der nicht endenwollende Train erlaubte.

Wir erreichten H o h e n m a u t h.

Ich fand dort unsere Freunde, die dem Korrespondenzbureau attachiert sind und bereits gestern mittag einen Ort in der Nähe von Königgrätz verlassen hatten. Den Eindruck zu schildern, welchen die Ereignisse des 3. Juli auf alle hervorgebracht, ist schwer. Jünglinge, vor kurzem noch rosigblühend, haben Furchen des reifen Mannes und sind bleich und fahl, als ob sie vom Krankenbette aufgestanden wären. Man spricht nicht viel, man drückt einander die Hände. Ein Aufschrei! Man findet einander wieder, küßt sich. Ist doch noch der am Leben und der und der. Sind doch so viele dem Kampf erlegen!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Benedek sprach uns Journalisten heute an und fragte, „wo wir am Schlachttage waren“. Jeder antwortete. „Nun könnt ihr alles sagen und schreiben. Das Unglück kann man nicht bemänteln.“ Wir wiesen auf die mancherlei Ursachen hin, welche das Mißlingen herbeigeführt, er aber sprach: „Ein gentiler Feldherr nimmt alle Schuld auf sich. Ich trage alle Verantwortung!“ Das war kurz nach dem Momente, in welchem er mit seinem Stabe zu Pferde hier angesprengt kam. Er hatte die Nacht zwischen Königgrätz und Hohenmauth zugebracht.

* * *

Leitomischl, 5. Juli 1866.

Zu den Schwierigkeiten, die sich den Korrespondenten, welche den Feldzug der Nordarmee mitmachen, entgegentürmen, gehört in erster Reihe die Unmöglichkeit, Korrespondenzen in diesen Tagen absenden zu können. Wir schreiben in allen möglichen Körperstellungen, zu jeder Stunde, eigentlich Minute, die uns unsere Hauptbeschäftigung, das Fahren, Kutschieren, Quartiersuchen und so weiter übrig läßt; der Brief ist fertig, aber fort geht er nicht. Man eilt zum Postamt: „Wann geht die Post?“ Wenn man eine artige Antwort — oder überhaupt eine Antwort — erhält von den Leuten, welche Angst und Furcht noch unwirscher gemacht, als sie es durch Geburt und Nichterziehung von Haus aus sind (wozu ihr Patriotismus, den Deutschen fühlen zu lassen, daß er Tschechen gegenübersteht, beiträgt), wenn man also eine Antwort erhält, so lautet diese: „Es geht keine Post!“ — „Geht sie gar nicht mehr?“ — „Gar nicht mehr! Jede Verbindung ist abgebrochen!“ — Die Eisenbahnen bis gegen Olmütz befördern keine Personenzüge, keine Briefe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Wunden der Preußen sind in der Brust und an der Schulter, die der Unseren an Händen — beim Laden und Anlegen erhalten! — und Füßen. Wunden von Kanonenkugeln sieht man an den Unseren sehr selten, ebensowenig Säbelhiebe. In den Reihen der Preußen hingegen haben unsere Kanonen große Verheerungen angerichtet.

Ich sah merkwürdige Verwundungen.

Ein Mann wurde verwundet beim Anlegen und erhielt

von einer Kugel fünf Wunden. Die Kugel durchdrang das Weichfleisch des Vorderarmes, dann das des Oberarmes und drang in den Rücken. Ein Mann war in der Ferse verwundet; die Kugel wurde, im Bein steckend, herausgezogen. Auch wunderbare Erscheinungen sah ich an Leuten, die selbst nicht begriffen, wie sie am Leben blieben. Einem Manne war der Tschako zweimal durchschossen worden, durch jeden Mantelärmel und durch das Beinkleid rechts und links gingen Kugeln. Sechs Kugeln: und keine traf. Einem Manne wurde der Tschako von vorn nach hinten und von rechts nach links so regelrecht durchschossen, als wenn man die Entfernungen der vier Löcher ausgesucht hätte. Was ich hier erzähle, habe ich selbst gesehen. Der Mann, dessen Tschako gelitten, erzählte in gebrochenem Deutsch und war ein Tscheche: „Einmal fallt mir Tschako herunter, wunder' ich mich wie, heb' ich auf, fallt zweites Mal, heb' ich auf, schau' ich, sind vier Löcher!"

Die Orte, welche wir jetzt durchziehen, wissen nicht, was vorgegangen. Sie erhalten keine Briefe, keine Zeitungen, keine Nachrichten. Sie stehen, wenn wir vorüberziehen, die Straßen füllend, schauen bekümmert, weinen und fragen. Ein Aufschrei, ein Schluchzen, wenn sie zufällig eine traurige Botschaft erhalten. Ein Weinen der Freude, ein Jauchzen, wenn sie hören, ihr Angehöriger lebe. Ich werde die Grammienen der alten Mütterchen in den Orten, die wir durcheilten, nie vergessen, so wenig als eine Szene in einem Gasthause. Das Kellnermädchen fragte weinend einen Leutnant von Reischach, „ob er nichts von ihrem Bruder wisse". Er fragte nach dem Namen. „Der lebt," rief er. „Er lebt, er lebt!" schrie das Mädchen weinend und fiel dem Offizier um den Hals. Und jener, dessen Regiment in einem Treffen zwölfhundert Mann verloren und in der großen Schlacht wer weiß wie viele, und dessen von Kugeln durchbohrter Tschako auf dem Tische vor uns stand, weinte mit dem Mädchen.

* * *

Olmütz, 13. Juli 1866.

Die Armee hatte das Lager von Olmütz bezogen, und als sie sich von ihrer Lagerstatt zum ersten Male wieder erhob, da sprang sie wohlgemut empor und steht nun wieder da, sichtbar

erfrischt, gekräftigt und gehoben. Einige Stunden Schlaf, Brot und Wein, und sie ist wie umgewandelt. „Nun, wie geht es?“ fragte ich im Lager einen Feldwebel. — „Jetzt schon gut, jetzt haben wir wenigstens etwas zu essen!“ Und der Mann, ein echter Österreicher, reichte uns den Zwieback und die Feldflasche. Kurz vorher noch hungernd, und jetzt teilt er bereits mit uns! Unsere Armee gleicht einem Kornfelde; der Gewitterregen beugt die Halme nieder, der erste Sonnenstrahl richtet sie wieder empor.

Diese Wahrnehmung kann jeder machen, der das Lager, welches zwischen der Stadt und dem weiten Kreise der Forts liegt, besucht. Das Lager hatte gestern sämtliche Armeekorps und die Sachsen aufgenommen. Die blühenden Felder sehen etwas zerrauft aus; wo die Truppen lagern, dort wächst heuer nichts wieder. Indessen die Besitzer und Pächter der Felder werden entschädigt und das bunte Leben im Lager läßt die kleine Verwüstung vergessen. Man vergißt rasch; auch die Armee gedenkt nicht mehr so bitter, wie noch vor kurzem, ihrer Leiden, der Feuer- und Wassertaufe, die sie wieder erhalten. Hat sie doch jetzt vor allem daran zu denken, sich zu restaurieren. Sie hat ihre kleinen Hütten gebaut, so gut sie es vermochte. Fünf Stöcke und Reisig oder Stroh darüber, und der Offizier ruht so gut, wie er seit langem nicht geruht. Oft auch zwei Stöcke und der Mantel darüber, um Sonne oder Regen abzuhalten. Das sind schon Paläste, dem Heinrichshof in Wien gleichgehalten, die Laub- oder Strohzelte, welche die Italiener, stets geschickte Baumeister, errichten. Auch der Luxus stellt sich ein, und auf der Rasenbank unter dem Zelte ersuchte man stolz manche Dame: Platz zu nehmen. Die Weinfässer entsenden ihren goldenen Quell, und beim gehobenen Glas stößt man an: Auf bessere Zeiten, schönere Tage, auf neue Kämpfe, endlichen Sieg!

So Offiziere wie Mannschaft. Vor kurzem noch durfte man niemanden fragen: „Wie geht es Ihnen?“ ohne einem bösen Blicke zu begegnen oder günstigenfalls die Antwort zu erhalten: „Ich habe einstweilen mein elendes Leben gerettet.“ Heute antworten die Soldaten schon: „Wird bald besser werden.“ Alles bereitet sich darauf vor. Vor allen haben die Deutschmeister, „Edelknaben“ genannt, zuerst ihre Heiterkeit wiedergefunden. Ich stieß auf sie im Lager an einem frischen Quell und dem Graben, den der abfließende Quell befeuchtet. Sie

wuschen sich den Pulverdampf von Tagen, den Staub von Wochen ab. Sie putzten sich und ihre Gewehre, flickten und nähten, glätteten und besserten, beschlugen Pferde und drehten das Haar an der Schläfe in den kecken Bug. Sie riefen uns zu, als hätten wir die Lerchenfelder Linie passiert und nicht ein Olmützer Tor, aus dem man selten hinaus kann. Die Trains verrammeln alles. Man sieht die Armee vor lauter Trains nicht! „Die Preußen können nicht nach Wien, die Trains fahren auf allen Straßen," lautet das Witzwort der Armee, unsere bisherige Kampfweise charakterisierend:

„Wir marschieren unaufhörlich,
Und der Feind ist immer nah,
Allsogleich schrein wir hurra!
Tot liegt alles immer da — von uns!"

Die Offiziere sind im fortwährenden Debattieren, wie man der Gefechtsweise der Preußen begegnen könne. Sie üben Kritik und sinnen auf Mittel, wirksamer zu fechten und die Mannschaft zu schützen. Wer ein Zündnadelgewehr erbeutet, der muß es „gemischten Kommissionen" überlassen. Die Offiziere üben sich ein, und ein Jägerhauptmann ist schon Lehrmeister geworden in Freundeskreisen. Er kann es bereits mit dem besten preußischen Schützen aufnehmen. Es fehlt uns nichts mehr — als das Gewehr. So wird bei „Lauer" im Gasthause gescherzt und im Café Hirsch, die beide überfüllt sind. Das ist ein Drängen, Drücken, Rufen, Schreien, Kommen, Gehen, Essen, Trinken, Grüßen, Küssen und Wiederfinden, Fragen und Antworten ohne Ende. Man fragt nach dem und jenem: „Tot, verwundet, vermißt," lauten die Antworten. „Der lebt!" hört man seltener. Und doch leben mehr als man geglaubt, allein ihr Schicksal kennt man zumeist nicht. Die Tage in Olmütz werden zur Lektüre der Zeitungen benützt und zum Briefschreiben. Man liest seine Briefe — wenn man welche erhielt — und beantwortet sie. In der Stadt und im Lager. Der Offizier schreibt im Gast- und Kaffeehaus, der Mann am Boden auf dem Bauche liegend, auf der Trommel oder dem Tornister. Manchmal naht einer der Reserveochsen, die gleichgültig der Truppe folgen, bis sie geschlachtet werden, und leckt — wie wir gesehen — das Geschriebene mit der Zunge weg. Und der Schreiber hatte nur e i n Blatt Papier!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ist man versorgt, dann beginnt vor den Cafés das Plaudern. Erlebnisse werden mitgeteilt, Meinungen ausgetauscht. Trauer und Freude ziehen über die Gesichter, so rasch wechselnd wie Sonnenblick und Regenwolke in diesen Gewittertagen, wo Sonnenglut die Regenflut von kurz vorher ausdörrt. Erschütternde Szenen spielen sich nicht selten ab. Da kommt Graf Breda aus Wien. Er hatte zwei Söhne, Jünglinge, bei der Armee und zwei Schwiegersöhne. Letztere, Kavalleriestabsoffiziere, sind am Leben; ein Sohn, Ulanenoffizier, lebt ebenfalls; der zweite, der ältere, ist gefallen. Mit dem lebenden Sohne erscheint Graf Breda im Kaffeehause, er labt und pflegt ihn und sorgt für sein Kind, er freut sich und sieht den Jüngling an, daß uns die Tränen in die Augen treten. — Da kommt sein Schwiegersohn, der Husarenmajor, an dessen Seite der ältere Sohn Bredas gefallen. Der Mann springt auf, schreit laut und stürzt schluchzend dem Husaren an den Hals.

Er soll ihm die letzten Momente seines getöteten, von einer Granate in die Brust getroffenen Kindes erzählen! Der Major, erschüttert, kann das Wort kaum finden. Als sich der Vater etwas beruhigt, fällt er dem am Leben gebliebenen Kinde um den Hals, und Tränen der Freude rieseln wieder über seine Wangen: hat er den einen doch gerettet!

Die Szenen wechseln rasch. Da kommt Graf Rudolf Khevenhüller, Ordonnanzoffizier Benedeks. Er sieht etwas leidend aus. Er wurde von der Brücke bei Königgrätz durch den rasenden Train in die Elbe geworfen samt dem Pferde, das er ritt, arbeitete aber das Tier und sich heraus und erreichte glücklich das Ufer. Der Feldpater des Wasa (ungarisches Regiment), der auf uns zukommt und uns zuruft, hat, seinem Regimente voranschreitend, dasselbe durch feurige Reden angeeifert. Er ist ein Ungar, gleich seinem Kollegen, der eben zu Pferde vorübersprengt, fest im Sattel wie irgend ein Husar.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Trotz Zündnadelgewehr erheischt der Durst Löschung. Zwei Offiziere des Wasa, eines Regiments, das stark gelitten, hieben bei Nachod mit ihren Säbeln Zweige von Kirschenbäumen und aßen Kirschen im heftigsten Kugelregen. Ein Tambour desselben Regimentes, neben dem eine Kugel einschlug, sprang so hoch als er selbst ist in die Höhe, kam auf beide Füße nieder,

schaute sich verwundert um und ging trommelnd ruhig weiter.

Ein anderer Fall von Wirkung des Luftdruckes ist, daß eine Trommel, deren Leder von einer Kugel durchbohrt wurde, weggerissen in die Höhe fuhr und dann herabfiel. Dem Mann geschah nichts.

Olmütz selbst riecht nach frischgeschlagenem Holze. Fast alle Bäume außerhalb der Stadt sind gefällt. Die Erlenstämme, die wie abgehauene Arme aussehen, sind rot, als ob sie bluteten. Die Promenade, welche Radetzky im Jahre 1830, als er Festungskommandant von Olmütz war, anlegte, ist noch erhalten. Wird Olmütz belagert, fällt auch sie. So sieht Olmütz aus und das Hauptquartier, wenige Wochen nachdem man sich hier zum Abmarsche vorbereitete. Mir gehen die Worte eines alten Mütterchens nicht aus dem Sinn, das, seinen verwundeten Sohn an der Bahn in Chotzen erwartend, die Soldaten meinend zu mir sagte: „Wenn sie hingehen, sind sie wohl lustig; wenn sie zurückkommen, sind sie wohl traurig!"

* * *

Wien, 21. Juli 1866.

Ich hatte Olmütz auf ausdrücklichen Wunsch des Feldzeugmeisters Benedek verlassen, der zu mir sagte: „Denken Sie, ich sei Ihr Vater. Als solcher rate ich Ihnen: gehen Sie nach Wien. Wozu sollen Sie sich in Olmütz einschließen lassen!" — „Wo werde ich die Ehre haben, Sie wiederzusehen, Herr Feldzeugmeister?" — „Ich weiß es nicht. Ich habe es Seiner Majestät dem Kaiser anheimgestellt, über mich zu verfügen. Ob ich eine Kompanie, ein Regiment oder Korps erhalte — ich hoffe noch einmal in die Lage zu kommen, meine Pflicht ganz und voll zu tun!" Der Ton, in welchem der Feldzeugmeister diese Worte sprach, hatte etwas Erschütterndes. Sie rangen sich einzeln, wie Steine vom Felsen, los. Dann flog ein Lächeln, ein bitteres Lächeln um seinen Mund und er sagte: „Ich bin ein hartgesottener Sünder, mich kriegt man nicht so bald unter." Von allen im Lager war Benedek am meisten Herr auch seiner selbst. Allein man sah's ihm an, daß er seiner Aufgabe: der Halt der Armee zu sein, welche er nach Olmütz zurückführen

sollte, nicht einen Augenblick vergaß. In seinem Inneren mag es Wunden ohne Zahl gegeben haben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Lager von Olmütz, welches wir vor acht Tagen beschrieben, Wien hat es in diesen Tagen selbst gesehen, Wiens Umgebung, Wien selbst ist zum Lager geworden.

Dann wird auch das Wort des Soldaten, dessen Pferd man im Lager so schön fand, nicht mehr richtig sein. Er sagte: „Ja, die Pferde haben wir gepflegt, die sehen gut aus — aber wir!"

VI

Pariser Skizzen

Der äußere Glanz, in welchem Paris zur Zeit Napoleons III. schwamm, ist oft geschildert worden. Ich will nur beschreiben, was ich selbst gesehen. Vor allem ein Fest in den Tuilerien, dem Herrscherſitze. Zur Zeit der Weltausstellungen erhielten die Funktionäre — ich war im Jahre 1867 Vizepräsident der fünfundzwanzigsten Klasse der Jury — hie und da Einladungen zu Hofe. Am Rande der blauen Karte standen die Worte „En frac". Das war uns allen sehr angenehm. Man begab sich Abends nach neun Uhr in die Tuilerien, durchschritt die Halle, welche mit Gobelins bekleidet war, und stieg dann die hohe, teppichbelegte und nicht allzu hell, angenehm beleuchtete Marmortreppe empor. Unbeweglich, ein Spalier bildend, standen, an die Treppe gelehnt, die ausgesuchten riesigen blaugoldenen Hundertgarden. Silberne Helme, von denen der weiße Roßbusch wallte, ließen sie noch größer erscheinen. Alle waren bereits mit gezogenen Hinterladern bewaffnet. Eröffnet wurde das Spalier durch zwei Bannerträger. Man gab die Einladungskarte im Vorsaale des ersten Stockwerkes ab, wurde von einem Kammerherrn in der großen, hohen Marmorsäulengalerie begrüßt und gelangte sodann in den „Saal der Marschälle", welcher ringsum mit den Bildnissen der napoleonischen Heerführer geziert und in seinem Emporraume von einer goldglänzenden Galerie umgeben war, auf welcher die Musik der „Guides" die Nationalhymnen der verschiedenen Staaten spielte: zuerst die englische, dann die österreichische, dann die russische, dann die preußische und so weiter. Aus dem Saale der Marschälle gelangte man in den Empfangsaal, der modern geschmückt und mit einem weißen, reichbesetzten Marmorkamin

an der Langwand, gerade dem Eintretenden gegenüber, geziert war. Nach rechts standen mehrere Türen offen, welche in glänzende Nebengemächer führten. Die Türen zu beiden Seiten des Kamins waren geschlossen; sie führten in die Appartements des Hofes. In diesem Saale versammelten sich die Geladenen, Damen und Herren. Alle Staaten, jeder Stand fast waren vertreten. Alle Herren, auch die Marschälle und übrigen Offiziere erschienen im Frack. Man sah keine Uniform. Einige anwesende Prälaten trugen den violetten Mantel und mehrere Orientalen ihre Nationalkostüme. Man bewegte sich in den Sälen und Nebenzimmern, in welchen, da alle Fenster geöffnet waren, eine sehr luftige Frische herrschte. Franzosen und Engländer sind an Zugluft gewöhnt. Man einte und zerstreute sich nach Belieben.

Endlich entstand Bewegung in dem Empfangsaale. Die Türen wurden geöffnet, und die lange Reihe der geöffneten Säle und Gemächer durchschreitend erschien unter Vortritt der Hofbeamten die Kaiserin Eugenie am Arme des jungen Königs von Griechenland, der Kaiser folgte, die Prinzessin Mathilde am Arme. Die Majestäten gingen, nach allen Seiten die sich Verbeugenden freundlich grüßend, dem Saale der Marschälle zu, wo sich die Repräsentanten der verschiedenen Nationen gruppenweise rechts und links aufgestellt hatten. Der Kaiser reichte dem Herzog von Manchester, der mit den englischen Herren knapp an der Türe stand, die Hand und schritt sofort auf die Gruppe der Österreicher zu, welche sich an jene der Engländer anschloß. Er richtete in ungemein liebenswürdiger Weise das Wort an den Ausstellungspräsidenten Grafen Wickenburg. Der Kaiser benahm sich überaus verbindend und gewinnend gegen die Wiener Herren. Wenn er die schweren Augendeckel hie und da hob, strahlte sein Antlitz zaubervoll verklärt. Seine Freundlichkeit war von fast rührender Art, und Graf Wickenburg geriet in solche Bewegung, es war dies in feierlichen Momenten bei dem alten Herrn oft der Fall, daß er sich tief bückte und dankte. Der Kaiser sprach seine volle Anerkennung über die österreichische Ausstellung aus, verweilte längere Zeit im Gespräche mit den Wiener Herren und wandte sich dann erst wieder zu der englischen Gruppe. Er kannte wohl mehrere Mitglieder derselben aus der Zeit seines Exils in London und drückte denselben auf freundschaftliche Weise die Hand,

so dem Herzog von Cleveland, dem General Sir William Gordon und so weiter. Mit den Österreichern sprach der Kaiser, als wolle er etwas erreichen, sei es auch nur, ein Unrecht in Taten durch schöne Worte einigermaßen gutmachen; die sich kerzengerade haltenden Engländer behandelte er wie Kameraden. Nachdem der Kaiser die Gasse zwischen den Versammelten hin- und hergeschritten, kehrte er mit seinem Gefolge nach dem Empfangsaale zurück, wo sodann die schönste Frau Frankreichs, die Kaiserin Eugenie, Cercle hielt.

Die gotische Kastilierin, die helle Albatochter, trug ein weißrosa Phantasiekleid, zwei schmale Brillantreifen spannten sich schimmernd über ihr blondes, wunderbares Lockenhaar und ein lange herabfallender, wie aus niedergleitenden Diamantenstrahlen und Perlentropfen geformter Halsschmuck zierte die Büste. Die Damen bildeten einen Halbkreis und die Kaiserin sprach mit einzelnen derselben, so mit den nach ihr schönsten Damen des Hofes: der Prinzessin Anna Murat, der Gräfin Pourtalès, dann, und zwar am längsten, mit der Fürstin Metternich, welcher sie einen Brillantordenstern wies, den ihr der König von Griechenland kurz vorher verehrt hatte und den sie am Kleide trug. Auch der Kaiser reichte vielen der anwesenden Damen die Hand, und nun nahm der Hof in der Mitte des Saales auf einem aus roten Kissen improvisierten Diwan Platz, und zwar in der Art, daß die Kissen zwei Abteilungen des Diwans bildeten und im Rücken des Kaisers und der Kaiserin vier Damen auf derselben Ottomane Plätze einnahmen, mit halber Wendung des Körpers, um in den Stand gesetzt zu sein, das Schauspiel mit anzusehen, welches den Versammelten geboten werden sollte. Zur Linken der Kaiserin saß der König von Griechenland, zur Rechten der Kaiser, ihm zunächst die Prinzessin Mathilde, dann der kleine Kaiserbruder von Japan in seinem bunten Festkleide und einem schwarzen Überrocke, der am Rücken mit einem weißen, gestickten, seinen Rang kennzeichnenden Ringe geschmückt war. Links von der Kaiserin saßen noch Prinz Oskar von Schweden und der Herzog von Leuchtenberg, an die sich rechts und links die Fürstin Metternich und Lady Cowley schlossen. Hinter den Herrschaften hatten die Damen, rückwärts und in den Seitengemächern zur Rechten die Herren Platz genommen.

Der Versammlung gegenüber befanden sich ein reichgeschmückter Kamin und zwei geschlossene Türen rechts und links; vor dem Kamin stand ein kleiner, mit einem Teppich bedeckter Tisch, rechts ein kleiner Toilettetisch. Die Türe links öffnete sich und eine in blaue Seide gekleidete schöne Dame trat herein, grüßte ehrfurchtsvoll, liebenswürdig lächelnd, alles das mit einem fragenden Blick der sprechenden Augen, welcher Blick durch ein Lächeln der Kaiserin erwidert wurde. Die Dame bewegte sich dann frei um Tisch und Toilette herum, zog letztere etwas vor und nahm, abermals die Kaiserin anblickend, an dem kleinen Tische auf einem Stuhle Platz, als ein leises, leichtes Kopfnicken der Kaiserin die Erlaubnis dazu gegeben. Die Dame war Madame Arnould-Plessy vom Théâtre Français, aus der Zahl der Comédiens ordinaires des Kaisers. Zwischen dem Tischchen und dem Hofe war eben genügend Raum vorhanden, daß sich Madame Arnould und Monsieur Bressant, ihr Partner, in dem Proverbe „Für und gegen" von O. Feuillet, das sie nun spielten, frei bewegen konnten. Und wie bewegten sie sich auf dieser Spanne Boden, am Tischchen, an der Toilette, am Kamin, zwischen den beiden Türen, auf dem Teppich, der den Boden bedeckte!

Wenn eine Dame und ein Herr aus der Gesellschaft, welche den kaiserlichen Salon füllte, sich erhoben und eine Szene improvisiert hätten, sie hätten sich nicht anders benehmen können, sie hätten nur vielleicht nicht so gut gesprochen. Als sich, vom Hofe applaudiert, Madame Arnould und Monsieur Bressant zurückzogen, erhoben sich der Kaiser und die Kaiserin, ließen die Schauspieler vortreten und unterhielten sich einige Minuten mit ihnen. Nun brach der Hof wieder auf und schritt durch die Säle nach dem förmlich belagerten und nur durch einen Kampf erreichbaren Büfett, welches jenseits der Eingangsgalerie aufgeschlagen war. Das Kaiserpaar, dem mit Anstrengung eine Gasse geebnet werden mußte, nahm dort mit den Gästen zugleich einige Erfrischungen, kehrte nach dem Empfangsaale zurück, Kaiser und Kaiserin verbeugten sich rasch und im Moment waren die Türen der Nebengemächer geschlossen. Die Gesellschaft verweilte noch längere Zeit in den Tuilerien, aus dessen Sälen man den ganzen großen, von tausenden Flammen feenhaft beleuchteten Platz des Louvre übersah.

* * *

Die französischen Minister gaben abwechselnd den Ausstellungsfunktionären aller Länder zu Ehren Gesellschaften. Die Nächte vom Samstag auf den Sonntag waren diesen Soireen gewidmet. Die erste veranstaltete der Handelsminister, die zweite Marschall Vaillant, Minister des Kaiserlichen Hauses und der schönen Künste. Der Marschall bewohnte den Flügel des Louvre, welcher dort die Ecke mit den Tuilerien bildete, wo der Palast an die Rivolistraße grenzt. Der Schmuck der Natur, die schönsten Blumen empfingen einen beim Eintritt im Flur und zierten die Treppen bis zum ersten Empfangsraume. Es gibt keinen freundlicheren Empfang als durch Blumen. Es ist der Frühling selbst, der uns empfängt. An der Türe des ersten Salons gab man Schriftführern seinen Namen an, und nachdem sie ihn verzeichnet und dem Türhüter mitgeteilt hatten, natürlich bereits in fremder Lesart, wurde der Name laut in den Salon gerufen; zumeist in einer Art, daß man um sich blickte, ob man es denn selbst sei, der angemeldet werde, und ob nicht jemand anderer mit dem gerufenen Worte gemeint sei. Es ist für den Franzosen eben etwas Unmögliches, einen deutschen Namen so auszusprechen, wie ein deutsches Ohr an denselben gewöhnt ist. Fast jeder von uns trat mit einem Lächeln ein und das half manchem braven Mann, der an Pariser Salons und deren Empfangszeremonien nicht gewöhnt war, über die erste Verlegenheit hinweg. Es dauerte längere Zeit, bis sich der Theatersalon füllte. Man weilte inzwischen in den Empfangsälen, machte und erneuerte Bekanntschaften, betrachtete die reichgezierten, goldglänzenden, meist im Renaissancestile gehaltenen Säle, die Gobelins, welche die Wände, die Bilder, welche die Plafonds zierten oder oberhalb der Türen eingefügt waren; man atmete den Duft der Blumen ein, welche alle Ecken füllten, als förmliches Boskett in der Mitte eines Salons standen, ja aus dem Feuerraume des herrlichen Kamins des Theatersalons quollen. Die brennendroten Blüten der Kamelien schlugen wie Feuerblumen aus der dicht gefüllten Höhlung.

Man glaubte, die schönsten Frauenblüten von Paris seien im Saale versammelt. Als sie alle, reizend gekleidet, Platz genommen, da hatten wir Männer, welche den Hintergrund füllten, ein Blumenparterre weiblicher Schönheiten vor uns: leuchtende Perlen und blitzende Diamanten in den Schlingen

der Haare und weiter blendende Schultern und Nacken. Die Rosenknospen, welche, aus den Haaren herabfallend, oft die Grübchen der Schultern füllten, ließen die Farbe des Inkarnats als die schönere erscheinen. Theophile Gauthier, der beim Eintritte gefragt wurde, ob er im „Moniteur“ als Kritiker über die Vorstellung schreiben werde, schüttelte sein noch immer reiches, dunkles, langes Haar und meinte: „Heute sind wir alle nur Claque!“

Nicht nur Schönheit, auch Fremd-Frappantes fesselte den Blick. Da war der siamesische Abgeordnete in seinem brokatenen Blumenkaftan, der, ein Mann aus der Fremde, in den Salons herumirrte, und der chinesische Kommissär der Ausstellung, dessen schmales, bleichgelbes Antlitz sich von dem Grunde des schwarzen Gewandes, in das er gehüllt war, wachsartig abhob. Mit seinen forschenden, langgeschlitzten Augen trat er, den Fächer rapid und graziös handhabend, in die Versammlung. Aus dem Kristallknopfe seines Hutes streckte sich der Pfauenfederbusch horizontal heraus, was dem Manne rundumher Raum schaffte, da das Gefühl, die Nase mit den Pfauenfedern in Berührung zu bringen, für Europäer doch ein etwas ungewohntes Vergnügen war. Der Chinese stellte sich zwischen Madame Vaillant und die erste Damenreihe, sah einige Minuten der Theatervorstellung, fortwährend das seltsamste Fächerspiel produzierend und keine Miene verziehend, zu, als wäre das Antlitz aus tiefgelbem Marmor gemeißelt, und entfernte sich dann in den Empfangsalon, die Ausstattung desselben betrachtend. In der Soiree des Handelsministers war er schon der Gegenstand des Interesses gewesen. Er hatte der Aufforderung, sich den Damen vorstellen zu lassen — er sprach Englisch — Folge geleistet und sich den Frauen gegenüber gesetzt. Da ihn aber keine derselben englisch ansprach, sprang er nach kurzer Zeit, seinen Fächer zuklappend, auf und entfernte sich mit tiefer Verbeugung. Es scheint, daß die chinesische Exzellenz nicht genau den Charakter einer europäischen Ministersoiree kannte, denn er fragte einen Herrn: „Bleibt dieses Amt (office) die ganze Nacht über geöffnet?“ — Marschall Vaillant, Minister des Hauses und der schönen Künste, hatte, wohl in letzterer Eigenschaft, den geladenen Gästen eine Vorstellung des „Misanthrope“ von Molière mit den Schauspielern des Théâtre Français:

Madame Arnould-Plessy, Bressant, Delaunay und so weiter geboten.

* * *

Die Fürstin **Pauline Metternich** erfreute sich in Paris des Rufes, die Erste zu sein im Reiche des Geschmacks, der Phantasie und der Mode; das Fest, welches sie gab, rechtfertigte diese Ansicht. Das Hotel der österreichischen Botschaft, in der Rue de Grénelle, Faubourg Saint-Germain, gelegen, befand sich, wie fast sämtliche Palais des altvornehmen Quartieres, zwischen Hof und Garten. Es war keines der umfangreichsten, und um große Gesellschaft zu empfangen, mußte die Wünschelrute Phantasie einen Tanzsaal hervorzaubern. Dies war dem Talente der Fürstin in einer Art gelungen, daß Männer, welche seit Jahrzehnten alle Feste in Paris gesehen, versicherten, eine solche feerieartige Schöpfung wie den Tanzsaal mit Wundergartenumgebung nie gesehen zu haben. Die Zufahrt zum Botschaftshotel, das gleich der gegenüberliegenden Mairie in einem Lichtmeere schwamm, war einigermaßen schwierig. Obgleich die Gefährte von zwei verschiedenen Seiten in die Rue de Grénelle einlenkten, dauerte es, so groß war die Wagenlinie, stundenlang, bis man von der Seine in den Hof der Botschaft, an die teppich- und blumengeschmückte Treppe gelangte. Von da trat man in die Vorsäle, die eine Schaustellung der schönsten und seltensten, in Bosketten vereinigten Blumen boten, und dann in den roten Empfangsaal, wo Fürst Metternich und seine Gemahlin die Gäste empfingen. Beide waren von einer Fülle von Herren umringt, die nicht von ihren Posten wichen, um den ersten Anblick der Herrlichkeit schöner, in Blumen und Edelsteinen wogender Frauen zu genießen. Nach rechts öffnete sich eine lange Reihe weißgoldener Salons, deren Wände gelber Seidendamast bedeckte. Die Türen zum Tanzsaale waren geschlossen, die Fenster mit gelben Vorhängen verhängt, und die Gesellschaft in den Salons harrte in Gruppen der Ankunft des Hofes. Nach elf Uhr entstand eine Bewegung, welche das Anlangen des Kaisers Napoleon III., der Kaiserin Eugenie und der fremden Fürsten ankündigte. Die Türflügel des Tanzsaales wurden geöffnet und ein, wenn auch noch so leiser, aber unwillkürlich entspringender, nicht zu unterdrückender Ausruf der allgemeinen Über-

raschung flog durch den Saal. Im ersten Augenblick war der Blick förmlich bezaubert, trunken. Formen und Farben aller Art, Stoffe und Blumen, brennende Kerzen und elektrisches Licht, grüne Bäume und Blumenbosketts, große Glasfenster und Grotten, über deren Tropfsteinzacken Wasser herabrauschte, bunte Lampions und blühende Sträuche, Grasflächen und Rosenbüsche, Palmen und duftende Akazienbäume, rauschende Musik und plätschernde Kaskaden, eine Gesellschaft von Damen und Herren, deren Schmuck und Orden die funkelnden Edelsteine aller Welt zu vereinigen schienen, über all das die blendenden Lichter der Plafondlüster und der magischen, weiß, rot und grün wechselnden Beleuchtung des Gartens ausgegossen; man konnte sich kaum die Formen und Farben zurechtlegen.

Ein Teil des Gartens war überdacht und in einen Tanzsalon verwandelt worden. Dieser schob sich in den Garten hinein, durch die mächtigen, geradeaus und nach rechts den Ausblick freigebenden Spiegelfenster sah man die Blumen, Bäume, Wasserfelsen, Ballons und Lichter des Gartens magisch herantreten; die Lüster und die Seidenzier der Wände spiegelten sich teilweise wider in den Fenstern, so daß man nicht wußte, wo der Saal und der Garten sich trennen. Nach Art der Schmetterlinge stieß man fast an die mächtigen Fenster und sah erst da, daß die Spiegelgläser einem Halt geboten, daß die Herrlichkeit des Gartenwunders verschlossen war, daß man dieses Blumenparadies nicht betreten konnte, eine Wirkung der verbotenen Frucht, die den Zauber des Augengenusses noch erhöhte. Allmählich legte man sich die Gesamtanordnung und die Details zurecht, und je klarer man sich die letzteren zum Bewußtsein führte, desto sinnreicher erschien der Gedanke des Ganzen, desto reizender wirkten die Einzelheiten.

Der weißgoldene Saal im Stile Ludwigs XVI. bestand zu gleichen Teilen, in den Wänden geradeaus und links, aus bis fast an den Boden reichenden Spiegelfenstern und Panneaus von blauer und rosenroter Seide. Die Fenster waren von blaurosa Seidenvorhängen umrahmt, und vom weißgoldenen Plafond senkten sich acht große Blumenlüster, kleine hängende Gärten, Pyramiden duftender Blumen, an der Basis von einem metallenen Reifen umspannt, in dem die lichtverbreitende Kerzenreihe angebracht war. Die Wirkung dieser Lichtblumen-

gehänge war überraschend, entzückend. Die Wand rechts maskierte mit ihrer bunten Seidenzier und grünen Fächerpalmenhülle halb das Orchester, das in einer Blumennische Platz genommen. Und da spielte unser Wiener Johann Strauß an der Spitze des ausgezeichneten Bilseschen Orchesters Wiener Tänze und gab dem Feste für Paris künstlerisches Interesse und den Österreichern wahrhafte Satisfaktion. Wiener, welche seit Jahrzehnten nicht mehr heimatliche Klänge vernommen, waren gerührt, und die Pariser umstanden den Walzerpoeten und gaben oft, laut applaudierend, ihr Entzücken kund. Der Erfolg des Wieners war ein entschiedener und niemand darüber mehr erfreut als die Fürstin Metternich, die so oft in Paris von Strauß erzählt hatte und denselben nun der Gesellschaft vorführen konnte.

Es waren gerade dreißig Jahre verflossen, seit Johann Strauß Vater einen ähnlichen Erfolg wie sein Sohn in Paris hatte.

Gleich reizend wie der Tanzsaal war der Garten arangiert. Die alten Linden spielten im elektrischen Lichte alle Farben, der grüne Teppich des Rasens leuchtete bald hellauf, bald erschien er im Schattenspiele wie dunkler Samt, in den Zweigen der Bäume wiegten sich Lampions, die niederrauschenden Wasser der Grotte im Mittelbilde glitzerten gleich Brillanten und die bunten Blumenbeete schauten mit ihren hunderterlei Augen in das Ganze hinein und sogen mit ihren Kelchen das Licht der Flammen und den hellen Schein des Mondes auf, der ruhig an dem blauen Nachthimmel leuchtete. Der Saal und der Garten waren eine Vereinigung und Verschmelzung des Orients und des Okzidents, des Phantastischen und Elegant-Modernen. Es schien, als ob der die Unmöglichkeit hervorzaubernde Traum in die herrliche Fülle des Lebens durch die großen Fenster blickte.

In diesem Saale nun tanzte die Gesellschaft. Die erste Quadrille wurde von dem Kaiser Napoleon, der das Band des Großkreuzes des Stephanordens trug, und der Königin der Belgier, der Kaiserin Eugenie und dem Kronprinzen Friedrich von Preußen, dem Fürsten Metternich und der Prinzessin Mathilde, dem Herzog von Edinburg und der Fürstin Metternich, dem Herzog von Mouchy und der Prinzessin Murat, seiner späteren Gemahlin, getanzt. Dann folgte ein Tanz dem anderen bis zur Stunde des Soupers. Dieses wurde von dem Hofe

und den Fürsten in den Appartements des Fürsten Metternich im ersten Stocke, von der Gesellschaft in türkischen Zeltsalons eingenommen. Nach dem Souper sahen die Herrschaften noch einigen Tänzen zu und entfernten sich gegen zwei Uhr, während der Tanz die Gesellschaft bis in den Morgen hinein festhielt.

Ich habe oft an dieses Visavis gedacht: den kleinen, müden Napoleon III. und die hohe Gestalt des preußischen Kronprinzen Friedrich, dessen Angesicht von einem langen blonden Vollbarte umrahmt war und dessen Lippen niemals ein leichtes spöttisches Lächeln verließ.

* * *

Emil Augier, an dessen Seite ich mehreren Proben eines seiner Stücke, das er im Gymnasetheater neu einstudiert aufführen ließ, beiwohnte, hatte die Güte, mich dem Prinzen Napoleon vorzustellen. Von diesem erhielt ich die Erlaubnis, sein „römisches Haus" besichtigen zu dürfen. Es lag in der Avenue Montaigne, einer Abzweigung der Elysäischen Felder, in derselben Straße also, wo die Mabillebälle stattfanden. Es befand sich fern genug vom Gewühle, damit der Prinz dort ungestört Stunden der Ruhe in stiller Zurückgezogenheit verleben konnte, wenn er des Zeremoniells im Palais Royal müde war, und war doch dem Kern von Paris so nahe, daß er irgend einen Freund rasch zu sich in die petite maison romaine bescheiden und mit ihm eine schöne Sommersternennacht verplaudern konnte. Man wandelte entweder die Lorbeerbüsche entlang oder ruhte auf den römischen Kissen, die den weißen Marmor des Atriums bedeckten, während Springbrunnen mit jedem niederfallenden Wasserstrahl Kühle verbreiteten und die Stille in dem kleinen Marmorpalaste unterbrachen. Nachdem Prinz Napoleon sich vermählt hatte, besuchte er sein pompejanisches Haus, diese Marmor gewordene antiquarische Laune, seltener; bis dahin aber war es der Lieblingsaufenthalt des Sohnes Jeromes, des einstigen Königs von Westfalen. Die Entstehung des Hauses charakterisierte den Prinzen. Zur Zeit, als er noch nicht Minister für Algier war und noch nicht die italienischen Emigranten bei sich empfing, um ihre Glückwünsche entgegenzunehmen, umgab er sich zumeist mit einem Rate von Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern und Journalisten. Haupt-

sächlich waren die römischen Häuser oft Gegenstand der Besprechung, die in Pompeji wieder dem Schutt entstiegen waren, wahre Muster, die Wohnstätte schön zu schmücken und darin schön zu leben. Eines Tages entrollte einer der Anwesenden den Plan eines solchen Hauses. Der Traum war halbe Wirklichkeit geworden; alles, wovon man gesprochen, blühte in Linien und Farben vor den Augen der Anwesenden auf. Prinz Napoleon sah, lächelte und sagte: „Laßt uns hier diese Hütte bauen." Zwei Jahre darauf war das pompejanische Haus fertig.

Von der Straße durch einen Vorgarten getrennt, stand es inmitten immergrüner Gebüsche. Blumen erhoben sich aus dem Grunde üppigen Rasens, Efeuwände verhüllten die Mauern der anstoßenden Gebäude. Vier Säulen trugen das Vordach. Über mehrere Stufen gelangte man in die mit Blumen und Pflanzen geschmückte Vorhalle und trat sodann in das Atrium. Den Mittelraum bildete ein längliches Viereck, durch vier mit rotgelben Kapitellen geschmückte Säulen abgegrenzt. Er erhielt durch eine Glasdecke volles Licht. Dieses fiel auf den Boden des Atriums, auf ein Flachbassin von rotschwarzer und weißgrauer Marmormosaik, in das sich aus einer Statue Wasser ergoß. In dem flachen Bassin schossen Goldfische hin und her. Eine Statue Napoleons, des „Autors des Code" — so war in goldenen Zügen fast demonstrativ auf dem Sockel verzeichnet — beherrschte, im vollen Lichte stehend, das säulenumgebene, glasüberdachte, murmelnde, Kühle verbreitende Marmorbassin. Den Raum zwischen den Säulen füllten Blumen, Feuerbecken und Lampen. Wie diese Säulen im Mittelraume das Bassins, so grenzten andere, entferntere, eine Galerie ab, in der die Marmorbüsten aller Mitglieder des französischen Cäsarenhauses, der Napoleoniden, auf Sockeln prangten. Fresken, mythologische Szenen darstellend, bedeckten ringsum die Wände der Galerie, über deren bunte, zinnobergelb-weiße Marmorbodenfläche teilweise ein Laufteppich gelegt war, während tiefrote römische Sitzbänke — die Lehnen stellten Schlangengewinde vor, welche in Adlerklauen ausliefen — sich an den Wänden hinzogen. Wie diese Möbel, waren auch die gelbschwarzen Türen in Farbe und Zeichnung treu römischen Mustern nachgebildet.

Eine große Anzahl von Türen führte aus dem Atrium in die verschiedenen Gemächer, deren römische Bezeichnungen wir

mit den Namen vertauschen, die in unseren Tagen gang und gäbe sind. Wir traten zuerst in den Speisesaal, der überreich mit Beleuchtungsobjekten geziert war. Ein herrlicher, figurenreicher Lüster von vergoldeter Bronze schwebte in der Mitte herab, und silber-goldene Armleuchter bedeckten den grünen Speisetisch, den einfache römische Stühle umstanden. Die Wände zierten Blumen, Früchte und Tierstücke, und ein riesiger Ebenholzkasten umschloß die goldenen, silbernen und bronzenen Tafelaufsätze und Tischgeräte. Mehrere dieser Tafelaufsätze waren Meisterwerke; einer stellte Thalia, ein anderer die Musen dar. Man kam dann in den Salon, den ein mit sechsundfünfzig Kerzen geschmückter Bronzekronleuchter zierte. In den Ecken trugen riesige Bronzefiguren Girandolen, Vasen waren mit Armleuchtern geziert, zahlreiche kleinere römische Leuchter prangten rings verteilt. Ein Waffenkasten umschloß Schätze; ein Schachspiel von Silber und Gold glänzte auf dem Tische. Eine Laokoongruppe aus Bronze vertrat hier die Kunst. Eine Wand des Salons war in der Mitte durchbrochen, Blumen füllten den Raum, vor ihnen standen Sitzmöbel und darüber hinaus fiel der Blick in den glasgedeckten Wintergarten, nach welchem eine offene Türe führte. Der Wintergarten war des Abends von zahlreichen Bronzelampen und Girandolen erhellt, die ihr Licht auf die Blumen warfen, welche in viereckigen, antik geformten Holzkästen standen, auf Kamelienwände und Orangenbaumgruppen, auf Marmorstatuen und Vasen, aus denen überschäumend Wasser in Becken quoll.

Weiterhin kam noch ein kleiner Speisesaal, in welchem ein herrlicher Zigarrenbehälter auffiel, einen Goldgitterkasten darstellend, den vier Neger auf den Schultern trugen.

Die Treppe emporsteigend, gelangte man in eine luftige Marmorgalerie, die sich über dem Atrium erhob, den Blick auf das Bassin unten gestattete und mit Blumen, Büsten, Lampen und Möbeln geziert war. Alle Malereien, Marmorboden und Säulen, Tische, Stühle und Bänke, Leuchter groß und klein, waren nach antiken Mustern gefertigt und machten durch ihre Formen, die Zusammenstimmung der Farben und den Reichtum des Ganzen Eindruck.

Seitwärts des kleinen Palastes befand sich die kleine Bildergalerie des Prinzen. Wir sahen da die Ausschiffung der Truppen

der Alliierten in der Krim, die Almaschlacht von Horace Vernet — auf beiden Bildern befand sich Prinz Napoleon im Vordergrunde — und dann eine Episode der arktischen Reise des Prinzen von Giraud. Sodann erblickten wir „Die Sitzung des Nationalkonvents am 17. Jänner 1793" und „Die Ermordung Marats" nach David. Eine merkwürdige Zusammenstellung merkwürdiger Bilder. Im Hintergrund der Galerie standen zwei Marmorbüsten der Rachel, die eine geistreich lächelnd als Komödie, die andere grauenhaft dräuend als Tragödie, interessant durch den wechselnden Ausdruck in demselben Antlitz. An der anderen Seite der Galerie befand sich ein Kasten mit ägyptischen Altertümern und an der Wand hingen Trophäen, russische Waffen, welche in der Almaschlacht am 20. September 1854 von des Prinzen Truppen erbeutet wurden. So wohnte ein kaiserlicher Prinz von Frankreich, wenn es ihn gelüstete, einige Stunden in einem römischen Hause zu Paris zuzubringen.

* * *

Wir haben erzählt, wie das römische Haus des Prinzen Napoleon entstand; nun folgt die Geschichte der Gründung des Hauses, welches Eugen Scribe, der Dichter des Lustspieles „Glas Wasser" und weit über zweihundert anderer Lustspiele, Operntexte, Vaudevilles und so weiter in der Rue Pigalle bewohnte. Nachdem Scribe mehr als dreißig Jahre hindurch nicht nur die französische Lustspielbühne, sondern auch jene beinahe aller europäischen Nationen beherrschte und sich ein fast fürstliches Vermögen durch rastlose Arbeit erworben hatte, saß er eines Tages mit seiner Frau, einer Dame, die jünger als er war und ihm aus ihrer ersten Ehe zwei Kinder zugeführt hatte, beim Tee. Man sprach über dies und das, vom nächsten Zinstermin — natürlich ohne Besorgnis — und von der recht ungenügenden Wohnung; ein Wort gab das andere und Scribe meinte, es wäre doch bequemer, in einem eigenen Hause zu wohnen, das man nach eigenem Belieben einrichten könnte. Er, der „so viele schöne Häuser gemacht", die vergingen, wolle nun eins gründen, das bestehe. Und so entstand das Hotel Scribe, erzählte mir der Dichter, als ich ihn besuchte. Dieses Dichterhaus war so geschmackvoll, vornehm und bequem eingerichtet, wie kaum ein zweites in Paris. Scribe, bereits ein

Greis, war 1859 noch rastlos tätig, regen, raschen Geistes, und auch rasch und rege in Gang und Bewegung. Sein Kopf war schneeweiß, allein die Augenbrauen noch schwarz und aus dem Auge blitzte das Lebenslicht in voller Kraft und Wärme. Im Auge erhält sich die Manneskraft am längsten, der Geist verteidigt da die letzte Schanze mit aller Macht, und die schwarzen Brauen sind der letzte frische Ast. Man sah es Scribe, wenn er, flüchtig über die Marmortreppen eilend, über die Teppiche gleitend, einem sein Haus, das noch nicht völlig eingerichtet war, zeigte, an, wie stolz er darauf war, all diese Schönheit durch eigene Arbeit gegründet zu haben. Er betonte es sogar öfters.

Über weiße Marmorstufen, das Treppenhaus hinauf, das von frei in der Mitte schwebenden Lampenkränzen erleuchtet wurde, gelangte man in den holzgeschnitzten Vorsaal des ersten Stockwerkes und dann in die Bibliothek. Die Wände waren mit geschnitztem Eichenholzgetäfel, welches nur an fünf Stellen Raum ließ, um Fresken aufzunehmen, bekleidet. Diese stellten dar: Scribes einfach ärmliches Geburtshaus „zur schwarzen Katze" in der Rue Saint Denis; das Théâtre Gymnase, wo Scribe seine ersten Triumphe gefeiert, die ihm den Weg in die Akademie gebahnt, welche man weiterhin erblickte, und es ihm möglich machten, den herrlichen Landsitz zu kaufen, welcher uns gleichfalls im Bilde entgegentrat, wie das Haus selbst, in dem wir uns befanden. Ein herrlicher Eichenschrank von Bildhauerarbeit faßte einen Teil der Bibliothek, der andere zog sich in der Tiefe der Täfelung mannshoch, gleichsam als Grund, auf dem das Ganze ruhte, hin.

Aus der Bibliothek kam man in Scribes kleines Arbeitskabinett, von da in das Badezimmer, dessen weiße Marmorwanne man in jedem Augenblick mit warmem Wasser füllen konnte, „denn eine Leitung versorgt das Haus bis in das zweite Stockwerk fortwährend mit warmem und kaltem Wasser," sagte uns Scribe mit einer Art von Stolz. Sodann gelangte man — Madame Scribe war nicht zu Hause und kam erst später — in das Schlafzimmer und den Ankleidesalon der Frau des Dichters Das zweite Stockwerk bewohnten die Kinder dieser Dame aus erster Ehe.

Der Speisesaal im Entresol war mit Fresken, Blumen,

Frucht- und Tierstücken, dann farbigen Basreliefs in Stuckarbeit geziert, sonst ganz weiß in der Grundfarbe und den Ornamenten. Eine riesige Nische in der Mittelwand, durch eine Tafel Kristallglas geschlossen, ließ den Blick nach dem großen Salon frei, der in Weiß und Gold dekoriert war. Weiter gelangte man in den kleinen Salon, der in braunem goldgeschmückten Getäfel erglänzte. Riesenspiegel wiederholten täuschend die Reihe der drei Säle. Die ganze Ausschmückung des Hauses vereinigte Geschmack und Pracht; sie stand deshalb mit der bürgerlichen Einfachheit der Erscheinung Scribes nicht im Widerspruch. Sein Geschmack reichte bis in den Stall, der glänzend weiß lackiert war, und wo den Pferden das Futter in bunten Marmorkrippen, man könnte sagen, serviert wurde.

Wir kehrten nach dem Speisesaale zurück, wo inzwischen ein „Stilleben", das Dejeuner, serviert worden war, alle Herrlichkeiten des Meeres, der Erde und der Lüfte vereinigend. Scribes Haus stand mitten in einem kleinen, schön gepflegten Garten; herrliche Ahorn- und Ulmenbäume beschatteten es. So wohnte damals schon ein französischer Dichter in Paris, allerdings wenn er jahrzehntelang rastlos gearbeitet hatte und Scribes Talent besaß.

* * *

In Paris lernte ich auch Rossini und Meyerbeer kennen. Beide wohnten im Madeleineviertel. Rossini thronte im ersten Stockwerke eines Hauses unweit des Boulevards, Meyerbeer hatte näher an dem mit einem römischen Portale gezierten Dome ein ziemlich beschränktes Absteigequartier, das überdies in einem höheren Stockwerke gelegen war. Zu Rossini führte mich der Wunsch, den Mann zu sehen, zu Meyerbeer ein ganz eigennütziger Zweck.

Es war nicht schwer, Rossini vorgestellt zu werden, wenn man sich von einem Freunde des Hauses einführen ließ. Ich lernte in den Bureaus der Großen Oper den italienischen Violoncellisten Braga kennen und dieser war sofort bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. Rossini hatte einen Abend in der Woche zum Empfange der Besucher festgesetzt. Man stieg ein Stockwerk empor, läutete, legte die Überkleider ab, trat in ein mittelgroßes Zimmer und befand sich einer Versammlung von un-

gefähr zwanzig Frauen gegenüber, die rund um einen großen länglichen Tisch saßen und sich angelegentlich und ernst mit weiblichen Handarbeiten beschäftigten. Die Vorsitzende, jene Dame, zu welcher der Eintretende die kleinste Anzahl von Schritten zu machen hatte, war Madame Rossini, eine Frau, älter als wir, aber viel jünger als ihr Gemahl, ohne besondere auffallende Zeichen von Schönheit oder deren Gegenteil, eine brave Frau ohne allen Zweifel, aber der Abglanz des Genies, den Schwärmer auf den Zügen der Lebensgefährtin eines großen Mannes zu suchen pflegen, fehlte ihr so gänzlich, daß man die Dame in einem Bürgerhause als unbestreitbar an ihrem Platze begrüßt hätte. Man wurde vorgestellt — wohl wieder ein Jüngling aus der Fremde, der den armen alten Mann zu belästigen gekommen war! — Frau Rosine nickte, strickte weiter, die übrige Tafelrunde nickte gleichfalls, häkelte, ohne sich stören zu lassen, weiter, und man hatte volle Freiheit, die Räume zu durchwandeln oder stehen zu bleiben und den Fleiß der Hände der versammelten Penelopes und deren Zungen zu bewundern. Der Unterschied zwischen diesen, wohl zumeist italienischen Frauen, und den Französinnen im Salon am Empfangstage war zu groß, als daß er nicht hätte auffallen müssen. Der kleine Salon Rossinis glich einem Raume voll Scharpiezupferinnen mitten im Kriege; bei Herminie Offenbach hingegen umdrängte alles den Kamin, kam und ging, musterte einander, erzählte, schwatzte, schrie, lächelte, lachte, reichte sich die Hände, besprach, was schon von der Zeitung gemeldet worden war oder erst in dieselbe gelangen sollte, kurz, da war ein Taubenschlag voller Leben, und bei Frau Rossini eine Art Refektorium, an dessen Tafel man sich aber in seiner Art gewiß auch vortrefflich unterhielt. Du kommst nicht unseretwegen, sieh selbst zu, wie du die Zeit zubringst, bis Rossini kommt, dachten wohl und nicht mit Unrecht die versammelten Frauen. Ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was Braga, der, ein artiger Mann, nicht von mir ließ, und ich während der letzten Viertelstunde begannen; wir besahen das anstoßende große Musikzimmer und dann waren wohl noch andere gekommen, mit denen wir sprachen. Endlich verstummte alles, eine kleine Pause, die Türe rechts wurde geöffnet, aller Augen wendeten sich ihr zu und Rossini, der sein Schläfchen nach Tisch beendet hatte, trat ein.

Groß, stark, mit dem Oberkörper eines Herkules und einem alten Goethekopfe, aus dem, wie transparent, manchmal eine Art von Bartoloantlitz leuchtete, der massige Leib von Füßen getragen, die ihn nur mit einiger Mühe und ruckweise vorwärts brachten, so näherte sich mir Rossini. Ich wurde vorgestellt und ein süßes Lächeln umspielte den italienischen, feinen Mund. „Es freut mich, Sie kennen zu lernen! O, wir haben hier ein vortreffliches Orchester, das sich vorzugsweise damit befaßt, die Kompositionen junger Tondichter aufzuführen. Ich werde Sie empfehlen!“ Offenbar hatte Rossini, der wohl schwerhörig war, nicht deutlich vernommen, was Braga gesagt hatte. Ich ließ den alten, freundlichen Herrn bei seinem Glauben. Er wies mir sodann ein kleines, unscheinbares Spinett, schlug es auf, drückte die Tasten, es hatte noch Leben in sich: „Das war Mozarts Klavier, Ihres Mozart, des größten Meisters, der je gelebt! Ich liebe Wien, ich war dort. Ihr sollt wieder nicht gut stehen mit Italien! Ja, ja, es ist nicht alles besser wie ehedem, was die neue Zeit bringt, diese ...! — Also, ich werde Sie der Gesellschaft zur Aufmunterung junger Autoren empfehlen; kommen Sie bald wieder, es wird mich freuen.“ — Ich kam wieder und, merkwürdig, Rossini schien sich meiner zu erinnern, denn er begann wieder von der Gesellschaft zu sprechen, welche es sich angelegen sein lasse, Kompositionen junger Tondichter aufzuführen. Wie oft wohl wurde der Mann um derlei Hilfeleistung ersucht! — „Ich bin aber kein Musiker, Meister!“ sagte ich. — „Was sind Sie denn?“ — „Ein Wiener Journalist, der gekommen ist, um Ihnen zu sagen, daß Sie ihn entzückt haben.“ — „So, so! ... Wissen Sie, was Sie tun sollten, um rasch gut Französisch zu lernen? ...“ — „Nun?“ — „Nehmen Sie eine hübsche Pariser Geliebte!“ Und dabei lachte der alte Mann so rein heiter, so italienisch; er hatte den Frohsinn der Heimat in Paris nicht verloren. Mir war dieses Lachen die schönste Musik, die ich im Salon Rossini hätte hören können.

Zu Meyerbeer führte mich der Wunsch, der ersten Vorstellung seiner Oper „Dinorah“ beizuwohnen. Es war ganz und gar unmöglich, an der Kasse eine Karte zu erhalten. Ich hatte ihn in seiner Wohnung aufgesucht, er war nicht zugegen; ein zweites Mal traf ich ihn, er kam eben nach Hause. Ich hatte viel von Meyerbeers Freundlichkeit Journalisten gegenüber gehört.

Ich fand ihn ernst, fast erschöpft, sich durch übertriebene Zuvorkommenheit nichts vergebend. Das gefiel mir überaus. Meyerbeer, klein und etwas gebückt, klagte über die Sorge, Mühe und Anstrengung, die ihm stets die erste Aufführung einer Oper in Paris verursache und dazu noch die Plage, Karten für Freunde und Bekannte herbeizuschaffen. Als ob der Erdball auf ihm laste, so bückte der Komponist der „Hugenotten" dabei seinen Rücken; sein Blick irrte hierhin, dorthin, ich verstand, aber ich durfte nicht weichen. Der Korrespondent eines großen Berliner Blattes, den ich kannte, hatte mir gesagt, wenn Meyerbeer es gutheiße, wolle er mir, sich aufopfernd, seine Karte abtreten, und als ich sah, daß ich für meine Person wenig Hoffnung habe, rückte ich mit meinem Reservevorschlag hervor. Dies aber brachte Meyerbeer fast in Harnisch. Das Berliner Blatt war ihm überaus wichtig. Er schritt rasch im Zimmer umher, blätterte in Papieren, ich betrachtete inzwischen alles in der fast zu einfachen Interimswohnung, die wohl nur aus Empfangsraum und Schlafzimmer bestand; endlich näherte sich mir Meyerbeer und sprach: „Bitte, lassen Sie mir Ihre Adresse. Wenn es mir irgendwie möglich ist, soll Ihr Blatt, dessen Herausgeber ich in Wien kennen gelernt habe, nicht ohne Bericht über meine neue Oper bleiben." Ich empfahl mich und empfing am nächsten Tage ein Logenbillett zur ersten Aufführung der „Wallfahrt nach Ploërmel". — Mehr weiß ich über Meyerbeer nicht zu berichten; aber der Legende, daß er sich gegen jeden Journalisten unterwürfig benommen habe, möchte ich denn doch entgegentreten. Meyerbeer war immer und gegen jedermann artig und gütig; vielleicht war nur mancher nicht gewöhnt, in dieser Art behandelt zu werden. Daß der große Mann aber manchmal ein klein wenig eitel erschien, muß ich zugeben. Die Hauptzierde des Salons Meyerbeer in Paris bildete ein großer Spiegel. Zwischen Glas und Goldrahmen staken Hunderte von Visitkarten, die man lesen konnte, vielleicht sollte, wenn man Meyerbeer erwartete. Die unterste Fuge zierten fast nur Karten von Herzogen und Prinzen.

Wenn ich Meyerbeers gedenke, taucht immer ohne mein Zutun Franz Liszt vor mir auf. Einen größeren Gegensatz, als diese beiden Männer in ihrer Erscheinung boten, kann man sich nicht vorstellen. Meyerbeer, der bald emsige, bald ruhige kleine Mann, welcher mit nach der Seite gebeugtem Haupte

tagelang aus den schönen braunen Augen sinnend, arbeitend vor sich hinschaute, und Liszt, der musikalische Dante, ein Sonnensohn, den auf goldenem Wagen mit flatterndem Haare die Luft durchfahren zu sehen niemanden in Erstaunen gesetzt hätte. Ich sah Franz Liszt zum erstenmal in meiner Heimat. Ich war fast noch Kind. Er spielte eines Abends in dem hellerleuchteten, teilweise auf einem Felsen stehenden Schlosse. Wir standen, es war eine warme Sommernacht, unten und starrten empor und der Mond schien. Da trat eine hohe, schlanke Gestalt, mit einem Haupte, das aus Marmor geschnitten und von innen heraus geistig durchleuchtet schien, auf die Schloßterrasse in den hellen Mondenschein. Das lange, harte Haar fiel vom Scheitel, wie jenes der assyrischen Könige. — Später sah ich Liszt in Wien. Es war mitten im Jahre 1848. Er wohnte gegenüber der Post, fast gegenüber der von dem Sänger Karl Formes errichteten Barrikade, im Hotel Stadt London. Liszt, der sich für alle und für alles rasch begeisterte, schwärmte damals für die Arbeiter. Er wollte ein „Arbeiterlied" komponieren und verlangte den Text von mir. Liszts Salon war immer gefüllt. Menschen kamen, Menschen gingen, Liszt hielt tapfer aus; wenn er aber müde war oder eine bestimmte Stunde, jene des Glücklichen, schlug, nahm er das Nargileh, aus dem er mit Vorliebe den Rauch einsog, in die Hand, wand den schlangenartigen Schlauch desselben um den Arm, verzog keine Miene, sprach kein Wort und ging, als ob niemand zugegen gewesen wäre, mitten durch die Menschenmenge, sich nach dem oberen Stockwerke begebend, wo eine vornehme Dame wohnte. Er war hierin von einer bewundernswerten ... insouciance, hätte Liszt gesagt, der gerne Französisch sprach und schrieb, und zwar ganz vortrefflich.

* * *

Es war im März 1859. Felicien Davids Oper „Herculanum" sollte zum ersten Male aufgeführt werden. Ein Berichterstatter mußte da zugegen sein, und ich konnte keinen Sitz erhalten. Ich begab mich also zu einem vielvermögenden Freunde und bat ihn um Rat. „Ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief geben!" sagte er. — „An die Kasse oder an die Direktion? Das nützt nichts, Verehrtester; diese Wege habe ich bereits fruchtlos ein-

geschlagen. Die Theaterleitung kann schon seit Wochen über keinen Sitz disponieren!" — „Wer sagt denn, daß ich Sie der Direktion empfehlen will? Was ist heute die Direktion? Die ist heute vollkommen unvermögend. Ich will Sie bei einem viel mächtigeren Manne akkreditieren, dem einzigen, der die Macht hat, Ihnen den Eintritt in das Theater zu verschaffen, ja Ihnen einen bequemen Sitz im Parterre anzuweisen." — „Und dieser Wundermann ist?" — „Herr David, der Chef der Claque."

Ich erschrak ein wenig bei diesem Vorschlage, allein ich mußte der ersten Vorstellung einer großen Oper in Paris beiwohnen, und man gab damals jährlich selten mehr als eine. Das entschied. Auch war Humor in der Sache. Ich, dem die Pariser Claque in allen Theatern durch ihr Treiben schon so viel Ärger verursacht hatte, sollte mich nun bestreben, von dem Chef derselben eine Gunst zu erlangen! Immerhin. Wenn ich gewußt hätte, was alles kommen werde, hätte ich mich vielleicht länger besonnen; allein unerfahren wie Fleur de Marie, ehe sie noch die Mysterien von Paris kennen lernte, nahm ich die Karte, die mein Freund mittlerweile geschrieben, und las: „Herrn David empfiehlt den Überbringer dieses Herr ... Chef der ... Sektion im Ministerium ..." und so weiter. — „Damit begeben Sie sich gefälligst Nachmittags fünf Uhr in das Kaffeehaus gegenüber der Türe, durch welche die Künstler der Komischen Oper eintreten." — „Werde ich dort eine Karte erhalten?" — „Sie wollen durchaus die Vorstellung sehen, unter allen Umständen?" — „Ja." — „Nun denn, alles andere werden Sie von Herrn David erfahren." — „Was werde ich für die Karte bezahlen?" — „Der Preis ist sehr verschieden, je nach dem Begehr. Als ‚Der Prophet' zum ersten Male gegeben wurde, kostete eine solche Karte hundert Franken!" — „Ich danke, Adieu." — „Viel Vergnügen; aber erinnern Sie sich, daß Sie durchaus heute die Oper hören wollten!"

Es war fünf Uhr, die Zeit vor dem Diner, als ich mich nach dem bezeichneten Kaffeehause begab. Einige fünfzig Personen belagerten eine Türe desselben. „Wer sind diese Leute?" fragte ich die Umstehenden. Man lächelte und antwortete mir: „Das sind Solitaire." — „Solitaire, was bedeutet das?" — Doch wer hat in Paris Zeit, einem zwei Fragen zu beantworten! Im

nächsten Augenblicke war auch ich bereits von Leuten, die nach mir kamen, umringt. Das Kaffeehaus war von allen Seiten geschlossen, nur diese eine Türe führte zu Herrn David, und ich begriff, daß all diese Leute gekommen waren, um von dem Chef der Claque Billetts zu erhalten. Die Türe öffnete sich und ich wurde mit in das Zimmer geschoben. Es war ganz voll von Menschen, Dunst und Rauch. Mitten durch das Gewühl schlüpfte, wie ein Aal, ein grauer, etwas gebückter, ehrwürdig-schlau aussehender alter Herr, mit Kennerblick die Anwesenden musternd. Er kam an mir vorbei, ich benützte den Moment und gab ihm die Karte. Er las, wurde liebenswürdig-freundlich, faßte mich an der Hand und preßte mich durch das Gedränge bis an eine Wendeltreppe. „Da gehen Sie hinauf und warten Sie eine Zeitlang. Ich werde Ihren Namen rufen." Ich tappte mich über die dunkle Wendeltreppe und gelangte in einen Raum, der bereits fast überfüllt war. Man trank Bier, Kaffee und so weiter. Ich fragte einen der Herren, wann wir unsere Karten erhalten werden, denn ich hätte noch nicht diniert und — „Wir bekommen keine Karten und dinieren können Sie nicht mehr!" — „Oh!" — „Ganz gewiß, man geleitet uns von hier aus sogleich nach der Oper, denn wir erhalten den Einlaß vor dem Publikum." — „Wir zahlen doch auch unsere Karten!" — „Manchmal noch einmal so teuer, ja oft das Dreifache des gewöhnlichen Kassenpreises, aber wir sind Solitaires ..." — „Solitaire, was bedeutet das?" — Der Herr lächelte und sagte: „Wir, oder eigentlich unsere Karten, sind Solitaires; wir erhalten durch Herrn David den Einlaß in das Theater zu immerhin mäßigen Preisen, den Einlaß, der heute so wertvoll ist wie ein Solitaire!" — „Ist denn Herr David im Besitz einer so großen Anzahl von Karten?" — „Heute, bei einer ersten Aufführung, werden ihm wohl zweihundert Sitzplätze im Parterre zur Verfügung gestellt sein, gewöhnlich kommandiert er ein Korps von vierzig Menschen, er verstärkt eben heute sein Korps!" — „Und wir?" — „Sind die Verstärkung." — „Das ist ja ..." — „Sein Benefiz!" — „Dabei verdient er fast zweitausend Franken?" — „Oft noch mehr!"

Vorläufig beschäftigte mich zumeist der Gedanke, daß ich nicht dinieren sollte. Ich rief den Garçon und fragte, ob er mir Speisen zukommen lassen könne? — „Nein!" — „Haben Sie

denn gar nichts zum Essen?" — „Biskuit." — „Wohlan, bringen Sie Biskuit" ... Da kam Herr David, ein Portefeuille in der Hand, in das er die Namen jener eingetragen, die er aus den Hunderten von Bittstellern auserwählt, jene, die ihm besonders empfohlen waren. Er begab sich in das finstere Billardzimmer nebenan. Alles stürzte nach. Herr David rief nun einen Namen, ein Herr trat vor, diesem gab er eine Karte, gesellte ihm vier Personen bei und sagte zu diesen: „Verlieren Sie den Herrn nicht aus dem Auge!" So ging es regelmäßig nacheinander mit uns allen, bis auch ich einem Zuge zugeteilt war und einen Korporal erhalten hatte. Wir marschierten nach der Großen Oper. Unterwegs fragte ich meinen Unteroffizier, ob ich nicht im Vorbeigehen Eßbares kaufen könnte. Er war sehr liebenswürdig, führte mich, während die anderen Herren ebenso freundlich unser in der Passage harrten, in einen Laden, ich kaufte Rebhuhntrüffelpastete, Brot und so weiter, und nun ging es fort durch das Labyrinth der Operngänge, bis wir in einen dunklen, gewölbten Korridor kamen, von dessen Wänden Wasser tropfte und dessen spärliche Beleuchtung eben hinreichte, um den feuchten Boden glitzern zu sehen. Dort wurden wir paarweise bis an eine Eingangsnebentür aufgestellt. Wir waren fünfzig Fähnlein aufmarschiert, verschiedenes Volk. Hier hielten wir stehend unser Diner, hier rauchten wir und hier lasen wir beim trüben Schein der Lampen, die inzwischen angezündet waren, die Theaterzeitungen, die von Kolporteuren ausgerufen wurden. Hier plauderten wir, denn alles war fröhlich und hielt auf das liebenswürdigste Ordnung.

Endlich wurden wir eingelassen. Wir durchschritten mehrere Gänge, blieben noch öfters stehen, gingen über die Bühne, an den „Logen", das ist den Garderoben der Sänger vorbei, um in die Kassenhalle zu gelangen, wieder zu stehen, wieder zu gehen und schließlich in den Hafen des Parterres einzulaufen. Wir füllten es fast, besetzten alle Plätze bis auf den einen mitten im Parterre, der — für Herrn David reserviert war. Ich war ganz nahe an Herrn David geraten. Neben mir saß mein Korporal. Ich sprach mit ihm, er erzählte mir, daß er sehr beschäftigt sei, dreimal wöchentlich im Theater — als Claqueur, setzte ich im Geiste hinzu —, dann auf den Maskenbällen der Oper als Cancantänzer und ebenso auf den Maskenbällen im

Kasino, Vauxhall, Prado und so weiter, den kleineren Balllokalen. Er bekomme nicht nur freien Eintritt und das Kostüm, sondern auch noch Honorar. Eine Pariser Existenz!

Die Oper hatte begonnen. Herr David saß, ein dickes spanisches Rohr in der Hand, den Kopf niedergebeugt. Oft nahm er das Opernglas in die Hand und sah nach der Hofloge; aber der Kaiser kam nicht, obwohl er angesagt war. Herr David folgte fieberhaft aufmerksam dem Gesange der Mitglieder, dem Wechsel der Dekorationen. Eine brillante Dekoration, sein Stock fiel auf den Boden, die Claque raste, tobte so lange, als der Stock pochte. Das Publikum blieb ganz unbeteiligt. An gewissen Stellen, nach brillanten Nummern, hörte der Stock nicht auf, das Zeichen zu geben, die Claque wütete, „bis", rief Herr David, „bis" schrie die ganze Kompanie. Ich schaute! Der erste Akt war zu Ende. Da kam Herr David an mich heran, ganz freundlich, und fragte: „Haben Sie durch mich den Eintritt erlangt, mein Herr?" — „Jawohl!" — „Hätten Sie ohne mich der Vorstellung beiwohnen können?" — „Nein!" — „Nun dann haben Sie die Güte und erweisen Sie mir einen Gefallen!" — „Mit Vergnügen, welchen?" — „Applaudieren Sie gütigst, wie alle anderen!" — Ich war Claqueur geworden! — Ich sah Herrn David mit wechselnden Gefühlen nach.

* * *

Ich habe im Eingange des Pariser Artikels gesagt, daß ich bei der Weltausstellung des Jahres 1867 Vizepräsident der fünfundzwanzigsten Klasse der Jury gewesen bin. Es geschah dies, um meine Berechtigung darzutun, über diese Ausstellung zu sprechen. Nicht über das Schauspiel selbst, welches sie allen bot, sondern über die Vorgänge zwischen den Kulissen, welche sich den Blicken der Uneingeweihten entzogen.

Ich kam einige Zeit vor der Eröffnung der Ausstellung als Zeitungsberichterstatter nach Paris. Mein erster Gang war zu dem heimischen Generalkommissariat, einer Art von Gesandtschaft des betreffenden Staates für Kunst, Industrie und Feste. Es hat neben tausend anderen mehr oder minder anmutigen, Zeit und Geduld ausgiebig in Anspruch nehmenden Aufgaben auch nach der Ansicht aller irgendwie Beteiligten die Pflicht: Rede zu stehen, Auskunft zu geben, zu raten, zu helfen, vom

frühen Morgen bis in die späte Nacht. Was verlangt wird, wer sich einstellt, das ist gar nicht aufzuzählen. Es gibt kaum einen Mann im Amt, der so belästigt wird wie ein Weltausstellungsgeneralkommissär. Der Titel ist lang, andauernder aber noch die Qual. Und dabei soll der Herr freundlich sein gegen alle Welt, lächeln und immer lächeln. Zuerst, nachdem zu Hause alles in Ordnung gebracht oder auch nicht gebracht wurde, kommen die Verhandlungen mit den Bureaus des Präsidenten und seiner Gehilfen in dem fremden Lande. Es wird die Bitte gestellt: mehr Raum für die Aussteller des Landes als anfänglich gefordert wurde; ein Ersuchen, welches öfters wiederholt wird, denn die Aussteller senden mehr Gegenstände ein als abgemacht war, und die Zahl der sich nachträglich Meldenden wird immer größer. Fest bleiben und, was man vereinbart, aufrecht erhalten, ist lobenswert, aber in Ausstellungsangelegenheiten ist Beharren selten vorgekommen. Jeder Aussteller sieht in der Erfüllung all seiner Forderungen die Ehre, den Ruhm des Reiches, und er ruft die Vaterlandsliebe des Generalkommissärs an. Also Raum, immer mehr Raum! Es wird gebeten, verweigert, wieder ersucht, der Generalkommissär geht zum Pariser Gewaltigen, fleht, es wird gefeilscht, bewilligt. Man gibt mehr, weil man mehr zu empfangen hofft. Dann kommen alle möglichen und unmöglichen Anliegen: „Der Mitbewerber des Ausstellers hat einen günstigeren Platz, er steht im vollen Lichte, ich im Schatten!" Die Kasten seien unzweckmäßig, die Sachen gingen zu Grunde, denn das Glas für die Kasten sei nicht da; das Regenwasser sickere durch die Decke, schädige die Ware, nässe den Boden; die Aufseher, o diese Aufseher! verweigern die Mitarbeit, seien immer beim Frühstück, man erhalte keine Auskunft; man habe keine passende Wohnung gefunden; man bittet um Karten aller Art für Feste und Schaustellungen, manchmal sogar für die Theater; Eintrittskarten für sich, die Familie und wer weiß für wen noch in die Ausstellung; die Kolli seien nicht zu finden, man möge suchen lassen oder suchen helfen, Schwierigkeiten beim Zollamt heben, Streit aller Art schlichten.

Das österreichische Generalkommissariat befand sich unweit der Ausstellung, was in dem großen Paris nicht gleichbedeutend mit nahe ist. Ich trat in das Arbeitszimmer des Kommissärs und wurde, nachdem ich meinen Namen genannt, mit der größten

Liebenswürdigkeit aufgenommen. Der Zufall fügte es, daß ich vor nicht langer Zeit einen Artikel geschrieben, in welchem ich über den Herrn, welcher mir gegenüber saß und den ich bis dahin nicht persönlich kannte, ehrende und erfreuende Mitteilungen gemacht hatte. Der Kommissär war Ignaz Freiherr von Schaeffer, österreichischer Generalkonsul in London, betraut mit der Leitung der österreichischen Abteilung in der Pariser Ausstellung. Er ging später als Gesandter nach Washington und ist der Schwager Alfred von Arneths. Ich habe nie einen liebenswürdigeren Ausstellungskommissär gekannt als Herrn von Schaeffer. Er hat alles getan, um die Aussteller zu befriedigen und dem Kreise, der ihn umgab, die Pariser Ausstellungsmonate von 1867 unvergeßlich zu machen. Aber die Feinde unserer Freunde sind auch unsere Feinde; daß dieser Satz mich mittraf, hat die Erinnerung an unser Pariser Zusammensein nie getrübt. Was man mir getan? Ich werde es später sagen.

Es waren erst einige Tage verflossen, als ich, bei Herrn von Schaeffer eintretend, diesen und seine Attachés — Georg von Thaa und Baron Genotte zierten ihre Reihe, junge Leute damals! — in einer Art von Aufregung fand. „Was ist geschehen?" — „Ein unangenehmer Vorfall. Der österreichische Juror für die fünfundzwanzigste Klasse hat soeben telegraphiert: daß er durch zwingende Gründe verhindert sei, nach Paris zu kommen. Die konstituierende Sitzung findet bereits heute nachmittag statt; wo nehmen wir bis dahin einen Juror her?" — „Ist es denn absolut notwendig, daß der Mann bereits der ersten Sitzung beiwohne?" — „Gewiß. Die Stelle des Vizepräsidenten, also mit der entscheidende Einfluß in vielen Dingen, besonders bei der Verleihung der Preismedaillen, ist Österreich für diese Klasse vorbehalten." — „Wie kommt denn das?" — „Ganz einfach. Der große Administrationsrat verteilt, die Bedeutung des einzelnen Staates und die Beziehungen desselben zu Frankreich im Auge, die Zahl der jedem Lande einzuräumenden Jurorstellen, der Präsidenten- und Vizepräsidentenposten. Wie käme auch sonst Ordnung in die Sache, wie könnte die Konstituierung rasch und ohne Widerrede erfolgen?" — „So! — Wer ist denn der für Österreich bestimmte Juror?" — „Herr Krach, Schneidermeister in Prag, Hoflieferant." — „Die fünfundzwanzigste Klasse umfaßt also?" — „Bekleidungsgegen-

stände für Herren; Röcke, Hüte und Stiefel, künstliche Blumen und Gebilde aus Menschenhaaren!" — „Wie kommen denn künstliche Blumen und Stiefel in traulichen Verein?" — „Das ist jetzt nicht die Frage. Helfen Sie uns lieber! Können Sie jemand vorschlagen?" — „Nein!" — „Ich habe aber den Mann!" rief freudig auflachend Herr von Schaeffer. — „Wer ist es?" — „Sie!" — Jetzt lachte ich. „Aber ..." — „Kein Aber; es handelt sich darum, wollen Sie sich nützlich machen?" — „Haben Sie keine andere Wahl?" — „Nein; die Sache muß ohne Aufschub entschieden werden. Ich habe eben nur noch Zeit, Ihre Beglaubigung und das Einführungsschreiben für Sie auszufertigen, Sie nur noch Zeit, mit uns zu frühstücken, und dann müssen Sie in dem Beratungszimmer der fünfundzwanzigsten Klasse der Jury erscheinen und Ihren Platz einnehmen." Herr von Schaeffer begab sich zum Schreibtisch, ich überlegte. Sich nützlich machen? Dazu war ich bereit. Dann handelte es sich um Röcke und Stiefel; diese Artikel kennt man besser als irgend einen anderen Industriegegenstand, man ist ja von Jugend an vertraut damit. Und bin ich nicht an der Wiege des Ruhmes Karl Franks in Wien, des Kleiderkünstlers, gestanden, erschien mir nicht Gunkel, der Hofratschneider in Wien, stets als eine Art Schicksal, und habe ich nicht endlich Herrn von Sonnenthal, damit die Reize seiner Taille weniger hervortreten, zu Karl Frank am Graben geführt und zu diesem gesprochen: „Da, miß dem Künstler Kleider an?" ... „Wohlan denn, ich nehme an!" rief ich, und Herr von Schaeffer händigte mir die Beglaubigungsschreiben ein. Mir war Macbethisch zu Mute. „Du wirst" ... sagten die Hexen und so weiter!

Ich ging, trat ein und ward Vizepräsident der fünfundzwanzigsten Klasse der Jury. Ich hatte jetzt darüber mit zu entscheiden, wer in der ganzen Welt die besten Kleider, Stiefel, künstliche Namenbildungen aus menschlichen Haaren, die ein pfeilgetroffenes Herz umschlingen, verfertige. Die künstlichen Blumen schlug ich mir aus dem Sinn; der Zufall werde auch da helfen. Der Kreis der Juroren, welcher mich an dem langen grünen Tische umgab, war recht eigentümlich. Den Vorsitz führte Herr Dussantoy, der bekannteste Schneider von Paris. Man munkelte, er sei ein Vertrauter des Kaisers Napoleon III., habe ihm ehedem Dienste geleistet und erfreue sich

jetzt seines besonderen Wohlwollens. Wie dieses Gerücht entstanden war, ob es irgendwie begründet gewesen, oder Dussantoy dessen alleinige Quelle gewesen sei, habe ich nicht zu erforschen gesucht. Der Mann führte den Vorsitz mit Übung und Selbstbewußtsein. Sein glattes Gesicht leuchtete, sein kahler Schädel glänzte, die Worte flossen ihm nur so von den Lippen, er war, bei aller Haltung, nach allen Seiten hin verbindlich und lächelte immer, als ob er Kundschaften zu bedienen hätte, denen er, ohne sich im geringsten etwas zu vergeben, die schuldige Hochachtung erweise. Die Anwesenden wurden einander vorgestellt. Seine Exzellenz Herr Staatsrat von Bukowski, Gehilfe des Handelsministers aus Petersburg; ein Fabrikant von Schuhen aus Pirmasens in Bayern, der berühmten Schusterstadt; ein Pariser Hutfabrikant, der sofort mit der von Dussantoy bald unterdrückten Klage begann, daß die englischen Hutmacher sämtliche Hüte von Paris bezögen und denselben in London nur die steife Form bei Verringerung der Krempen verliehen; dann ein hochachtbarer, stiller, ruhiger Pariser Fabrikant künstlicher Blumen, Charles Petit, das Ideal eines ehrbaren, intelligenten, einfachen, aber seiner Sache vollständig sicheren Pariser Industriellen — das Schicksal war mir günstig — dann ... die anderen Herren spielten keine Rolle und sind mir daher aus dem Gedächtnis entschwunden. Nach der Vorstellung hielt Herr Dussantoy eine lange Rede — er hörte sich so gern — in welcher er sich als bestimmter Präsident der Klasse vorstellte und dann zur Wahl des Vizepräsidenten schreiten zu wollen erklärte. Dieses Ehrenamt sei Österreich vorbehalten worden. „Österreich, dessen Bevölkerung allen so sympathisch sei — und so weiter — und wenn niemand eine Einwendung erhebe, würde der Herr ... — Dussantoy wies auf mich — die Mühen, welche eine solche Funktion mit sich bringe, auf sich zu nehmen wohl so freundlich sein." Alles stimmte zu, ich dankte, und so ward ich Vizepräsident der fünfundzwanzigsten Klasse der Jury der Pariser Weltausstellung von 1867. Das Ereignis ist verewigt auf einem großen photographischen Tableau der Gruppe, zu welcher die fünfundzwanzigste Klasse gehörte, und der Präsident dieser Gruppe war niemand Geringerer als der Herzog von Manchester, ein vollendeter Gentleman. Der Herzog und der Schneider nicht weit von ihm. Ja, die Wege der Ausstellungen sind wunderbar.

Leopold von Hasner, Denkwürdigkeiten. Autobiographisches und Aphorismen Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Reinhold Koser, Friedrich der Große als Kronprinz. 2. Auflage Geheftet M. 4.— In Halbfranzband M. 5.50

—„— **König Friedrich der Große.** 2 Bände mit 1 Karte und 14 Kartenskizzen. 3. Auflage
Geheftet M. 24.— In Halbfranzband M. 28.—

Viktor von Kraus und **Kurt Kaser, Deutsche Geschichte im Ausgange des Mittelalters** (1438—1519). 2 Bände
Band 1 (1438—1486). Von Viktor von Kraus
Geheftet M. 8.— In Halbfranzband M. 10.—
Band 2. Von Kurt Kaser. Im Erscheinen begriffen

Johann Loserth, Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im sechzehnten Jahrhundert
Geheftet M. 12.—

Annie Mittelstaedt, Der Krieg von 1859, Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland
Geheftet M. 3.60 In Leinenband M. 4.60

Albert Pfister, Deutsche Zwietracht. Erinnerungen aus meiner Leutnantszeit 1859—1869
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Karl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. 2. Auflage Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Eduard Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild. Nach neuen Quellen. Mit sechs Lichtdrucken und einer Briefbeilage in Faksimiledruck
Geheftet M. 9.— In Leinenband M. 10.—

H. von Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königtums. 2 Bände. Mit 1 Karte Geheftet M. 16.— In Halbfranzband M. 20.—

—„— **Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches** (1806—1871). 3 Bände. Mit 1 Karte Geheftet M. 20.— In Halbfranzband M. 26.—